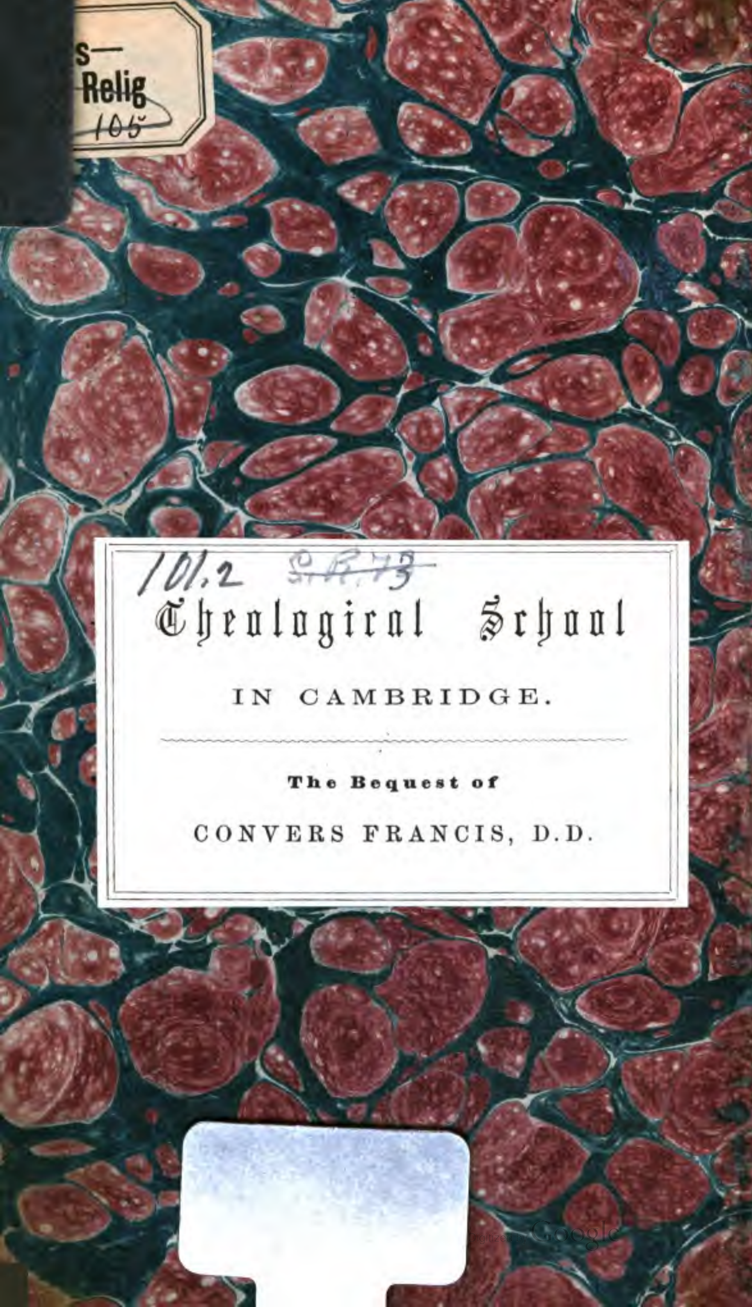

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 5AFQ /
Digitized by Google


S—
Relig
105
101.2
S.R.73
Theological School
IN CAMBRIDGE.
The Bequest of
CONVERS FRANCIS, D.D.



C. Francis.
1846.
Bought at the sale of Rev. George
Ripley's Library.

Oswald, der Greis.

Oder

Mein letzter Glaube,

als

Nachlas zugleich für meine Freunde.

Herausgegeben

von

Christian Friedrich
C. F. Sintenis.

Zweite Ausgabe

nach einem vorgefundenen zweiten Manuskript.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, d. Jüng.

1815.


Digitized by Google

An Euch.

Ich widme euch hiermit eine Schrift, deren Bearbeitung den Schlus meiner Geistesübungen an höheren Gegenständen ausmacht. Unstreitig liegt euch daran, zu wissen, wie ich am Ende über Alles, was uns sehr angeht, gedacht und geglaubt habe. Hier findet ihr es. Ich versichere euch dabei, daß, wie mein Auge, des Leibes Licht, mir noch treu ist, meine Denkkraft, das innere Licht, dieselbe Treue noch mir leiste. Um die Wette wollte ich noch mit euch algebraische Aufgaben lösen, und astronomische Berechnungen anstellen. Dis sage ich euch blos darum, daß ihr nicht etwa meinen möget, man müsse dis und das, was sich in diesem meinem Nachlasse für euch befinde, für Folge gewöhnlich eintretender Geistesschwäche im hohen Alter erklä-

ren. Zum zweiten male — wo nicht Kind, doch Knabe — wird wohl gesagt, wenn Greise meines Alters ihre Urtheile fällen, und — ist oft wahr; auf mich aber also wendet diese Sage nicht an. Meine Meinungen sind blos abgebrauset, wie meine Neigungen; ich denke kaltblütiger, wie ich kaltblütiger will. Es wird euch einst gehen, wie mir. Daß alsdann mein letzter Glaube auch euer letzter Glaube werde, wünsche ich nicht nur, sondern hoffe es auch. Ich habe Alles, was ihr hier leset, in meiner Greiseseinsamkeit nochmals reiflich überdacht und erwogen; ja, ja, so ist mein letzter Glaube, wie mein letzter Wille es ist, daß ihr die Papiere, welche ihn enthalten, für euer Eigenthum anerkennen möget. Machet damit, was ihr wollet; behaltet's für euch, oder gebt's weiter — gebt's meinetwegen der ganzen Welt! Vielleicht stifte ich dann auf der Erde noch Gutes, wenn ich schon längst nicht mehr auf ihr hause.

D. v. Gr.

Ich bin — bin wirklich; denn wenn es mir etwa blos so vorkommen sollte, als ob ich wäre, oder wenn ich's blos träumen sollte, daß ich wäre, so müste ich ja doch da sein, um es mir so vorkommen lassen zu können, als ob ich wäre, oder um es träumen zu können, daß ich wäre. Hierauf steift sich mein Glaube an meine wahrhaftige Existenz am Grabe noch, und ich spotte als Greis noch so herzhaft über die, welche Existenzselbsttäuschung und Existenztraum lehrten, wie ich schon als Jüngling über sie spottete. Ich spotte über sie eben so, wie ich über diejenigen spotte, welche auf der andern Seite in meinen Tagen den Glauben an ihre Selbstexistenz so übertrieben, daß sie darüber dem Glauben an die wirkliche Existenz der Welt ausser ihnen öffentlich Hohn sprachen. Sollten alle diese Afterlehrer nicht durch die politischen Ereignisse unseres Zeitalters bekehrt, und, wie zum Glauben an sich selbst, so auch zum Glauben an die Wirklichkeit der Aussenwelt, gebracht worden sein? Doch — sollte auch dis nicht der Fall sein, so mögen sie es mir nicht verargen, wenn ich ihnen, wie aus dem Grabe, zurufe — Wollt ihr Thoren sein, so

machet wenigstens keinen Versuch, auch eure Zeitgenossen thöricht zu machen; es ist ein schimpflicher Versuch, und — er gelingt euch auch nicht. Die Menschen fühlen ihre eigene Existenz und die wirkliche Existenz der Aussenwelt zu sehr, als daß sie euch Beifall geben könnten.

Gern aber gestehe ich auf der andern Seite, daß all mein langes, fortgesetztes und tausendmal wiederholtes Nachdenken über mich selbst, oder darüber, was ich eigentlich sei, mich auch nicht um ein Haar breit weiter gebracht habe, als ich war, da ich's zum ersten male trieb. Dennoch ist mir es nicht leid, und ich rathe vielmehr Jedem dazu, wer zu wahrer Achtung gegen sich selbst kommen will; denn erfärt man dadurch auch nicht, was man sei, so erfärt man doch dadurch, was man nicht sei, und — wie viel ist schon hiermit gewonnen! Ich bin nun nehmlich auf das lebendigste überzeugt, daß der Körper nicht Ich sei. Was ich, wenn ich vor den Spiegel trete, darin erblicke, das bin ich nicht selbst, sondern das ist blos mein, und gehört mir blos zu — so ungefär, wie das Haus, worin ich wohne, oder das Kleid, welches ich trage. (Kein Wunder also, wenn ich einst wirklich aus dem Körper zöge, und einst wirklich den Körper ablegte.) Schon der allgemeine Sprachgebrauch hierüber ist mir nicht unwichtig. Man spricht nehmlich — mein Kopf, mein Magen, meine Hand, mein Fus u. s. w. Zu erwiedern hierauf, daß so auch nur von einzelnen Theilen des

Körpers die Rede sei, wäre nichts erwiedert; denn es geht dem Ganzen, wie den einzelnen Theilen, die es zusammen ausmachen. Man spricht ia auch nicht — ich Körper, sondern — mein Körper; so mus ia doch ein besonderes Etwas sein, das den ganzen Körper sein nennt. Scheinbarer wäre der Einwurf dagegen, daß man ebensals spreche — meine Seele. Allerdings spricht man auch so; aber es ist entweder Hebraismus, so, daß meine Seele Ich bedeutet, oder es ist gar nichts gesagt. Wird wirklich in demselben Verstande „meine Seele" gesprochen, wie „mein Körper" gesprochen wird, so müste ein Drittes sein, das Körper und Seele sein nennte. Der Körper kann doch wohl nicht sagen „meine Seele", wie die Seele sagte „mein Körper"? Wollte man dieses Dritte Geist nennen, so käme man dadurch auch nicht weiter ins Verständliche; denn man spricht ia auch „mein Geist", und so müst's sogar ein Viertes geben, das „mein Leib, meine Seele, mein Geist" spräche. Meine Seele und mein Geist ist aber Einerlei, und das Eine, wie das Andere, bedeutet, wenn Sinn dabei sein soll, vermöge eines und desselben Hebraismus — Ich. (Wem fällt hierbei nicht iene so berühmt gewordene hebräische Mutter ein, welche einst sang — „meine Seele erhebt den Herrn — mein Geist freuet sich Gottes als meines Heilandes"? Eine deutsche Mutter würde dafür sprechen — ich erhebe (preise) den Herrn — ich freue mich Gottes als meines Heilandes (Wohlthäters).) Also

— Ich und mein Körper — so mus es lauten, wenn man wirklich etwas dabei denken will. In meinen letzten Tagen ärgere ich mich daher noch mehr, als ie, darüber, daß man den Menschen in Leib und Seele eintheilt. Fast ists doch in der That so, als wenn man den Kleidträger in ihn und das Kleid, oder den Hausbewohner in ihn und das Haus, eintheilen wollte. Gewis ists, daß man in unserer Gegend nicht nackend gehen könne, sondern eine Bekleidung haben müsse — gewis, daß man in unserer Gegend nicht im Freien hausen könne, sondern eine eigentliche Behausung haben müsse; und so mags auch immerhin gewis sein, daß das Ich nicht ohne Körper bestehen könne. Ja, dis ist sogar mein fester Glaube. Auch höhere Geisterarten, als die sogenannt menschliche, können nur bestehen in körperlichen Umgebungen, und blos Gott, der allerhöchste Geist, kann als Ausnahme davon gedacht werden, weshalb er ia auch der Unbegreifliche genannt wird. Also — ich wiederhole es, das ist mein fester Glaube, daß Ich nicht ohne Körper bestehen könne. Der Körper ist das Werkzeug, durch welches die Aussenwelt auf mich Veränderungen macht, und ich Veränderungen auf die Aussenwelt mache. Nicht wirken, nicht empfinden könnte ich ohne ihn; ia, nicht einmal denken und Bewustsein von mir selbst haben könnte ich ohne ihn. Dessen ungeachtet aber bleibts doch immer Zweierlei — Er und Ich.

Hier tritt nun eben das Selbstgefühl zum Beweise ein, wovon der erwähnte Sprachgebrauch schon ein Be-

weis vorlaut war. Ich fühle mich bei verschlossenen Augen und bei verstopften Ohren; ich fühle mich, wenn ich gar nichts empfinde. Ebenso fühle ich mich bei hangenden Armen und bei liegenden Füssen; ich fühle mich, wenn ich gar nichts wirke. Sobald ich aber die Augen aufschliesse, sehe ich, und sobald ich die Verstopfung der Ohren wegnehme, höre ich. Ich bins also, der sieht und hört; nicht die Augen sehen, sondern ich sehe durch sie — nicht die Ohren hören, sondern ich hörs durch sie. Ebenso — sobald ich die Arme zum Greifen bewege, greife ich, und sobald ich die Füsse zum Gehen bewege, gehe ich. Ich bins also, der greift und geht; nicht die Arme greifen, sondern ich greife durch sie — nicht die Füsse gehen, sondern ich gehe durch sie. Noch einmal gesagt — ich gebe ia zu, daß ich ohne Augen nicht sehen, ohne Ohren nicht hören, ohne Arme nicht greifen, ohne Füsse nicht gehen könnte; ich kanns aber doch mit meinem Sehen und Hörn, mit meinem Greifen und Gehen halten, wie ich will. Ja, ich kann den ganzen Körper niederlegen und wieder aufrichten, wie ich will; ich mus also, so innig ich mit ihm auch vereinigt bin, doch von ihm verschiden sein. Nicht Er ist Ich, sondern was in ihm denkt und will, sieht, hört und handelt, ist Ich. Die Arme sollen doch einmal greifen, wohin ich nicht will, und die Füsse gehen, wohin ich nicht will; sobald ich aber sage — Arme, greifet dort- oder dahin, Füsse, gehet dort- oder dahin, so müssen sie es thun, und, sobald ich zu Bette gehen will

mus der ganze Körper sich hinlegen, und sobald ich wieder aufstehen will, mus der ganze Körper sich wieder aufrichten. Geschieht von diesem Allem etwas im Gegentheile, so ists blos ein Beweis, daß sich der Körper zu selbiger Zeit in einem unnatürlichen Zustande befinde — in einem Zustande, worin Bluterhitzung, oder Nervenkrampf, oder Magenüberladung, oder, sonst etwas, die Stelle des eigentlichen Willens sich anmasset und vertritt. (Bei dem „sonst etwas" fallen mir z. B. die Nachtwandler ein, über die ich aber, weil ich sie nicht in der Nähe kennen gelernt habe, gehörig und auch nur mir selbst genugthuend zu urtheilen nicht im Stande bin. Sollte iedoch nicht etwa eine fehlerhafte Organisation des Gehirns, die sich aber nur zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen offenbarte, die seltsamste Erscheinung in der Menschenwelt erklären?) Mit den inneren Handlungen, welche zur Erhaltung des Lebens gehören, mags immerhin anders sein. Freilich habe ich nicht die Gewalt über meine Eingeweide, wie über meine körperlichen Extremen, und der Umlauf des Bluts, die Verdauung, die Zubereitung des Milchsafts, das Athemholen geschieht ohne mich. Husten, niessen mus ich sogar, sobald es mir ankommt. Dis alles aber rührt von der innern Einrichtung, vom Bau und Mechanismus des Körpers her, die so beschaffen sein musten, wie sie sind, wenn der Körper sich gehörig entwickeln, und ein halbes oder ganzes Jahrhundert hindurch bestehen sollte. Es war auch gar nicht nöthig, daß

ich Gewalt über die Vitalaktionen bekäme; wenn ich den Körper nur gebrauchen kann zum Wirken, so ists schon genug. Was noch Mehr ist, es war auch gar nicht möglich, daß ich eine solche Gewalt bekäme. Wie sollte ichs denn z. B. anfangen, daß ich das Blut zum Herzen herein und wieder heraus führte? Dis mus ia schon geschehen, wenn ich forteristiren soll; ich müste also schon forteristiren, um erst fortzueristiren. Wärs aber auch möglich, so wär's doch in moralischer Hinsicht nicht gut für mich gewesen. Es ist doch wohl kein Mensch, der nicht gewisse Stunden seines Lebens gehabt hätte, in welchen ihm sein Leben zum Ekel ward; wenn man in solchen Stunden blos sagen dürfte — Blut, steht still! — so wette ich darauf, daß alle Menschen als Selbstmörder stürben. Wenn man aber zu diesem Behufe erst weitläuftig Hand an sich legen mus, und die Schmerzen bedenkt, welche damit verbunden sind, so läßt man in den mehresten Fällen davon wieder ab.

Ich kam auf dis alles, indem ich auf mein Selbstgefühl mich berief, daß der Körper nicht Ich sei. Nun gehe ich noch weiter. — — Wenn ich denke, Betrachtungen anstelle, wenn ich will, Entschliessungen fasse, so wird mein Selbstgefühl vollkommen. Ich fragte oft alle meine äuserlichen und innerlichen Körpertheile, ob sie zum Denken und Wollen, zu meinen Betrachtungen und Entschliessungen beitrügen; sie gaben mir aber keine Antwort darauf. Dis ist nehmlich so gemeint, ob sie dazu beitragen, daß ich so, und nicht anders,

denke, so, und nicht anders, will. (Damit besteht also völlig mein vorhin geäuserter Glaube, daß ich ohne Körper nicht einmal denken und Bewustsein von mir selbst haben könnte.) In der gesamten völligsten Ruhe des Körpers mache ich vielmehr meine Schlüsse und meine Plane. Gäb's auch etwa einzelne Theile desselben, welche zu einem gewissen Wollen mich reitzten, so stehts doch noch immer bei mir, ob ich ihren Reitzungen nachgeben wolle, oder nicht. Selbst mit dem Empfinden verhält sichs so. Allen Kitzel, allen Schmerz empfinden nicht die Körpertheile, denen er widerfährt, sondern ich empfinde ihn; beide widerfahren mir durch sie. Die abgenommene Hand, der abgenommene Fus mögen gestreichelt oder gestochen werden; es thut ihnen weder wohl, noch weh. Aber auch die blos unterbundene Hand und der blos unterbundene Fus mögen auf dieselbe verschidene Weise behandelt werden; weder sie, noch ich, empfinden etwas davon. Dis zwingt mich allerdings zu der Meinung, daß alle Empfindungen aus äuserlichen und innerlichen Theilen im Kopfe geschehen, im Gehirn, wo der Ursprung des ganzen Nervensistems ist. Das Gehirn aber kann doch auch nicht selbst empfinden, sondern es mus etwas sein, das durch dasselbe empfindet, also — Ich. So bemerke ich auch, daß beim Denken und Wollen der Kopf allein mitarbeite; (daher es dann auch wohl kommt, daß ich, wenn ich vor dem Spiegel stehe, aus den Augen mir hervorzublicken scheine.) Ja, ja, so ists, und die

geringste Verletzung meines Gehirns kann all mein Denken und Wollen unrichtig und unvernünftig machen. Dabei bleibt aber doch das Ich, dem es blos durch die Gehirnverletzung unrichtig und unvernünftig gemacht wird. Auf solche Weise ists mir erwiesen, daß der Körper nicht Ich sei, und so weis ich nach allen diesen Betrachtungen doch wenigstens, was ich nicht sei.

Was ich dann aber eigentlich sei, ist mir ein Geheimnis, und wird mir ewig ein Geheimnis bleiben. Die herrliche Inschrift, welche am Tempel zu D. gestanden haben soll, kann von der Selbsterkenntnis nur in moralischer Hinsicht verstanden werden, und da ist in der That nichts nützlicher und gesegneter, als das Streben, sich selbst immer besser kennen zu lernen; weder aber zur Selbstveredlung, noch auch nur zur Erhöhung der Daseynsgenüsse, würde es das Geringste beitragen, wenn man sein eigentliches Wesen erkennte. Daß nun dis nicht möglich sei, und daß deshalb mir, was ich im Grunde sein möge, ewig ein Geheimnis bleiben werde, ist leicht sonnenklar darzuthun. Ich müste nehmlich sonst zweimal da sein. Ein Ich müste sein, das das Ich erkennte, und ein Ich, das vom Ich erkannt würde. Indem ich dis schreibe, komme ich mir allerdings possirlich vor; aber so possirlich handeln alle die in der That, welche in Ansehung ihres Wesens sich selbst erkennen wollen. Alles, was ich, wenns mit dem Erkennen so gemeint wird, erkennen soll, mus schlechterdings ausser mir sein. Daß ich also sogar mei-

nen Körper so erkennen, und an der Hand der Anatomie Alles wörtlich, silblich, buchstäblich angeben kann, woraus er besteht, ist mir eben ein neuer, und der allergrösseste Beweis, daß der Körper nicht Ich sei. Der Einwurf, daß ich ebenso an der Hand der Psichologie angeben könnte, woraus der Geist bestehe, ist durchaus ungegründet. Ich spreche zwar von Empfindungsvermögen, Wahrnehmungsvermögen, Aufmerkensvermögen, Urtheilsvermögen u. s. w.; aber alle diese Vermögen machen den Geist nicht aus, wie die Glieder und Theile den Körper, sondern gehören ihm auch blos zu, wie der ganze Körper. Spreche ich denn nicht auch zugleich — meine Empfindungen, meine Attention, mein Judicium, u. s. w.? So lautet auch schon wieder der blosse Sprachgebrauch; ich fühle aber auch in der That, daß, wenn ich z. B. aufmerke, nicht mein Aufmerkensvermögen aufmerke, und daß, wenn ich zurückdenke, nicht mein Erinnerungsvermögen zurückdenke, und daß, wenn ich schliesse, nicht mein Schliessungsvermögen schliesse, sondern — daß ich aufmerke, daß ich mich zurückerinnere, daß ich schliesse, u. s. w. Es bleibt also schlechterdings beim Ich, dem der Körper zugehört als Hülle, und dem die Geistigkeiten zugehören blos als Eigenschaften — es bleibt bei einem gewissen hohen Etwas — das ist Ich.

Die Frage, wie dasselbe entstanden oder geworden sei, rechne ich zu den allerüberflüssigsten, wie zu den unzubeantwortendsten Fragen. Zu den unzubeantwor-

tendsten — weil ich, wenn ich mir selbst unerforschlich bin, noch weniger im Stande sein kann, mein Gewordensein zu erklären; zu den allerüberflüssigsten — weil es genug für mich ist, daß ich da bin und mich fühle; ob ich weis, wie ich ward, oder nicht. Genug, ich bin da, und danke dafür, daß ich da bin.

Die Ueberzeugung, daß der Körper nicht Ich sei, ist also, wie gesagt, Alles, was ich durch mein Nachdenken über mich selbst gewonnen habe; sie genügt mir aber auch, und ich wollte schon, daß sie alle Menschen hätten. Nur bei ihr gelangt man zu wahrer Achtung gegen sich selbst, und betreibt seine höhere Ausbildung mit Eifer. Man schätzt zwar den Körper, wie er es verdient, als das Vehikel, welches uns mit der Aussenwelt verbindet, als Instrument des Empfindens und Wirkens; man glaubt aber eben darum auch, daß das Ich nicht für ihn, sondern daß Er für das Ich da sei, folglich das Geringere — dem Fusgestelle gleich, auf dem eine schöne Säule ragt, für die es auch nur da ist. Man bewundert den Körper seiner herrlichen Organisation wegen; staunt aber über das Ich seiner unendlich erhabeneren Eigenschaften und völligen Wesensunergründlichkeit wegen. Man fühlt sich verpflichtet, den Körper so lange, als möglich, in seinem vollkommenen Zustande zu erhalten zu suchen; man fühlt sich aber auch noch weit mehr verpflichtet, in ihm noch immer richtiger denken, edler wollen und schöner handeln zu lernen. Man befridigt die körperlichen Triebe, aber

nur, damit die geistigen befridigt werden können, und also auch nur so, daß die gehörige Befridigung der letzteren Statt finden könne, und setzt sich deshalb männlich ihnen entgegen, wenn sie in Leidenschaften ausarten, und auch als solche Befridigung verlangen. Dis Alles entspringt aus der Ueberzeugung, daß der Körper nicht Ich sei, und eben darum wünschte ich sie allen Menschen. Wer sie hat, der bahnt sich dadurch auch den Weg zum Glauben an seine dereinstige Fortdauer, aus dem erst die höchste Achtung fur uns selbst entsteht. Tod, denkt er, wird zwar einst mein Schicksal sein; daraus folgt aber nun nicht, daß Ich durch ihn vergehen müste, wie der Körper; denn der Körper ist ia nicht Ich. Wollte ihm Jemand den Einwurf machen, daß er doch auf einzelne Weise, partiell, mit dem Körper leide, das Gesicht z. B. oder das Gehör verliehre, sobald die Gesichts- oder Gehörsnerven untauglich würden, oder die Lebhaftigkeit, das Gedächtnis, wohl gar den Verstand, verliehre, wenn er sehr alt würde, und daß er mithin auch im Totalvergange des Körpers total leiden, d. h. mit dem Körper völlig vergehen müsse: so kann er immer antworten, daß in ienen Fällen ihm doch die Kräfte zu sehen, zu hören, lebhaft zu sein, sich zu erinnern und zu denken blieben, sich aber blos des unvollkommenen körperlichen Zustandes wegen nicht äusern könnten, mithin der eingeworfene Vergleich nicht passend sei. (Zum Beweise dieser seiner höchstwichtigen Hinstellungen der

Sache kann er sich getrost auf alle solche Personen berufen, welche von Blindheit und Taubheit, ja, sogar vom Wahnsinne, bald durch, bald ohne ärztliche Hülfe, weltkundig wiederhergestellt wurden. Mancher Wiederverleihung des Gesichts durch geschickte Augenärzte z. B. habe ich selbst sehr andächtig beigewohnt; ich habe aber auch ein Frauenzimmer gekannt, das sehr am Verstande litte, ihn aber durch eine heftige Alteration, weil in ihrer Stube Feuer entstand, wiederbekam, und bis an ihren Tod behielt.) Würde dann ihm zurückerwiedert, daß er doch selbst gestehe, das Ich könne ohne Körper gar nicht existiren: so kann er auch immer zurückantworten, daß er damit nicht gemeint habe, daß das Ich gerade nur in diesem, und in keinem andern Körper, gerade nur in demselben Körper, wie er jetzt ist, existiren könne. Würde er dann endlich gefragt, woher ein anderer Körper kommen solle, und ob ein anderer Körper nicht auch ein anderes Ich begründen würde: so kann er auch die letzte Antwort noch geben, daß der neue Körper schon in dem alten enthalten sein könne, als feinere Organisation, die von der gröberen jetzt nur noch umhüllt sei, nach deren Abhüllung, die eben den Tod blos ausmache, das Ich forterxistiren, und folglich als dasselbe Ich forterxistiren werde. Existirt es denn nicht jetzt schon so fort bei der immerwährend allmählichen Veränderung und Verneuerung des Körpers? Ich habe gewis schon den vierten, wo nicht gar den fünften Körper, und dennoch weis ich noch Alles,

was ich im ersten in der Schule, und im zweiten auf der Universität, lernte, und kann mir alle die Verstorbenen noch vorstellen, welche ich als Knabe ehrte und liebte.

Mit meinem Nachdenken über Gott ist es mir nicht besser gegangen, als mit dem Nachdenken über mich selbst; ich erkannte blos dadurch, was Gott an sich nicht sei, keineswegs aber, was er eigentlich und seinem Wesen nach sein möge. Dis setzt mich aber gar nicht in Verwunderung; denn, wenn ich nicht einmal angeben kann, was Ich, ein blos hohes Etwas, sei, wie viel weniger werde ich angeben können, was das allerhöchste Etwas, Gott, sei! So wenig ich nun darum an mir selbst zweifle, weil ich mir dem Wesen nach verborgen bin und bleibe, so wenig zweifle ich auch darum an Gott, weil er mir in derselben Hinsicht verborgen ist und bleibt. Wider den Nichtglauben an mich schützt mich, wie gesagt, mein Selbstgefühl; so schützt mich vor dem Nichtglauben an Gott gleichsam (heiliges, in Religionssachen unschätzbares Wort) ein Gottesgefühl. Wie ich das meine, will ich bald sagen. Jetzt erst noch einmal zu dem Gedanken zurück, daß ich mit allem meinem Nachsinnen darüber, was Gott eigentlich sein möge, blos erkannt habe, was er eigentlich nicht sei.

Diesemnach also ist Gott nicht die Welt. Die Welt ist so wenig Gott, als der Körper Ich ist; sie ist blos sein, wie der Körper blos mein ist. Das heißt aber — sie stammt und hangt von ihm ab, und er existirt für sich — iedoch überall wirkend in ihr. Hier geht seine Unbegreiflichkeit an, die sich damit endigt, daß er sich in seiner Unbegreiflichkeit selbst begreift — sein eigenes Wesen vollständig erkennt.

Wie? die Welt wäre Gott? — Was verstehet ihr unter der Welt? Den blossen unendlichen Weltraum doch wohl nicht? So ungereimt es euch klingen mag, wenn man von Unendlichkeit eines Raums spricht, so noch ungereimter klingt es mir, daß Gott der blosse Weltraum — gedacht als endlich, oder als unendlich — sein solle ... Also — die Sterne zusammen, welche als ebenso viel einzelne Welten in dem Weltraume schweben, wären Gott? Klingt dis nicht gleich wieder ebenso ungereimt? Diese Sterne sind Theile, und ihr Ganzes, das sie ausmachen, mag wohl als ein Körper gedacht werden, wie die Theile, welche meinen Körper ausmachen, zusammen Körper genannt werden. Wirklich dachte man sich auch schon das Universum so; die sich's aber so dachten, sprachen auch von einer Weltseele — ganz analog der Sprache vom menschlichen Körper, in welchem die Seele, das Ich, wohnt — und verstanden darunter eben Gott, den grossen Er, dessen Körper gleichsam die Welt sei. So wenig ich es auch auf meine

alten Tage mit dieser Meinung halten mag, weil ich immer mehr einsehen gelernt habe, daß sie die Lehre von Gott nur noch mehr verwirre, so besagt doch sie auch, daß die Welt ebenso nicht Gott sei, als mein Körper nicht Ich ist.

Wer statt Welt lieber Natur spricht, und meint, die Natur sei Gott, kommt dadurch nicht weiter. Meint er damit das Universum, so hat er alles das auch wider sich, warum von der Welt mit Recht gesagt wird, daß sie nicht Gott sein könne; meint er aber damit die Summe von Kräften, welche überall wirken, so kommt er dadurch auch nicht aufs Reine. Bei wirkenden Kräften mus doch ein Etwas gedacht werden, das die Kräfte in sich enthält, besitzt, dem sie eigen sind, und das mit ihnen wirkt, und — so denkt er dennoch dunkel ein besonderes Wesen, dem die Naturkräfte zugehören, wie er ein besonderes Etwas denken mus, dem die menschlichen geistigen Kräfte zugehören. Ich halt's für Spielerei, statt Gott Natur zu sagen, und, wenn man die, welche sie treiben, in die Enge bringt, so müssen sie selbst bekennen, daß sie unter Natur nur verstehen, was andere Leute unter Gott verstehen. Warum also nicht lieber gleich Gott sagen? Klingt dis etwa nicht philosophisch genug? Der wahre Philosoph hälts mit Gott, und ich schlage mich zu ihm; ich glaube von ganzem Herzen an Gott, ohne ihn zu erkennen. Man spricht wohl von Erkentnis Gottes; diese betrift aber nicht seine

Essenz, sondern seine Existenz, seine Majestät und seine Einflüsse auf die Welt.

Gott ist mir sonach das allerhöchste Etwas, welches für sich existirt, und einzig und allein ohne Abstammung und Abhängigkeit existirt, von dem aber Alles abstammt und abhangt — an dieser Vorstellung lasse ich mir genügen, ohne mich auf weitere Spekulationen über Gott an sich einzulassen, die doch nur immer und ewig vergeblich sein würden, wie die Spekulationen über mich selbst. Ich freue mich, bei dieser Denkweise den Stifter des Christenthums auf meiner Seite zu haben, den ich zwar als Greis nicht etwa anzubeten anfange, den ich aber doch als Greis noch mehr verehre, als vor dreissig, oder zwanzig Jahren. Wie ich dis meine, wird sich aus der Folge dieses meines Glaubensnachlasses ergeben. Genug, Jesus von Nazaret schnitte alle Spekulationen über Gott dadurch ab, daß er sagte — „Gott ist ein Geist" — und drang nur darauf, daß man also Gott nicht körperlich, sondern geistig, verehren solle. Dafür sei ihm Lob und Preis von der gesunden Vernunft in Ewigkeit! Amen!

Daß es ein allerhöchstes Etwas — auch genannt allervollkommenstes Wesen — gebe, ward und wird also demonstrirt — — —

„Ist denn nicht schon der Eine Deinesgleichen vollkommener, als der Andere? Wenn du aber auch den vollkommensten Menschen kenntest, so würdest du seine

Vollkommenheit noch immer sehr beschränkt finden, und dir also über die gesamte Menschheit hinaus Wesen denken können, die den Menschen übertreffen, und bei denen sich die Vollkommenheitsschranken erweitern. Was könnte dich abhalten, über diese hinaus wieder eine Wesenart zu denken, für die sich die Schranken noch mehr erweiterten, und über diese hinaus auch wieder weiter so, u. s. f.? Solltest du nun endlich nicht auf ein Wesen kommen müssen, das ohne alle Schranken vollkommen sei — auf ein Wesen, in dessen Majestät du dich denkend verlöhrest? Warlich, die Untervernünfte weisen dich auf eine oberste Vernunft, die Untermächte auf eine oberste Macht, die Untergüten auf eine oberste Güte hin, und so stehst du bei einem Allweisen, Allmächtigen und Allgütigen, bei Gott, still, weil du nicht nur endlich irgendwo stillstehen must, sondern weil du auch in der That nur in seiner Idee volle Genüge und Sättigung für dich findest.""

Ich habe gegen diese Demonstration eines allerhöchsten Etwas nichts, pflichte ihr vielmehr von ganzem Herzen bei. Der Vernunft ist ein Urbild aller Vollkommenheit gleichsam eingedrückt, und, sobald sie sich gehörig im Menschen ausbildet — dis ist aber die Sache — verlangt der Mensch nach Gott, ia, er sehnt sich recht nach ihm — so ist mein fester Glaube.

Sobald nun ein allerhöchstes Etwas angenommen wird, mus auch angenommen werden, daß dasselbe nicht nur für sich existire, und einzig und allein ohne Abstam=

mung und Abhängigkeit existire, sondern daß auch Alles von ihm abstamme und abhange; denn sonst wäre es das allerhöchste Etwas nicht. Hierdurch wird auch in der That der Begrif von Gott erst vollständig.

So gebe ich dann auch denen Recht, welche behaupten, der Glaube an Gott gehe in seiner ganzen Vollständigkeit aus dem Menschen selbst hervor, wenn sie es nehmlich damit so meinen, wie ich; ja, ich habe nichts dagegen, wenn sie hier schon das Gottesgefühl finden, von dem ich sagte, daß es der Mensch gleichsam habe.

Nur mus ich erstlich bemerken, daß Gott jetzt wenigstens nicht mehr den Menschen auf solche Weise kund werde, sondern daß man ihn ihnen geradezu predige. Mit andern Worten heisst dis — Juden und Christen wird von ihren Erziehern und Lehrern auf das allerfrüheste schon von Gott vorgeredet; Niemand kommt also im eigentlichen Verstande mehr aus sich selbst auf ihn.

Ich lasse mir es gern gefallen, daß man hierauf erwiedere — „wenn dann aber doch Juden und Christen zur Vernunftzeit gelangen, und Rücksprache mit sich selbst über den ihnen blos eingeimpften Gottesglauben halten, so müssen sie ihm Beifall geben, und — so geht er dann auch gleichsam aus ihnen hervor als wahrer und ächter Glaube.“ Ich frage aber — kommt ihnen dabei nicht sonst noch etwas zu Hülfe, oder bewirkt

bis blos die ihnen gleichsam angeschaffene Idee eines allerhöchsten Wesens?

Wie sollte mir hier nicht gleich der Weg einfallen, welchen Paulus auf dem Areopag einschlug, um den Athieniensern den unbekannten Gott, welchen sie verehrten, zu verkündigen? Er benutzte zwar schön die Idee eines allerhöchsten Wesens, welche tief im Menschen liegt; er wies aber auch auf die Welt hin, durch welche sich dieses allerhöchste Wesen so geoffenbart, und seine blosse Idee gleichsam so realisirt habe, daß man es fast mit Händen greifen könne. Hier ist dann doch wohl die Rede von dem Gottesgefühle erst recht, von welchem ich sagte, daß es der Mensch gleichsam habe.

Man hat zwar, was ienen unbekannten Gott, den Paulus zu Athen gepredigt, betrift, gemeint, die Athienienser, welche aus Aberglauben allen ihnen bekannten Göttern Altäre errichtet, hätten aus demselben Aberglauben, daß es ausser diesen noch irgend Einen geben könne, mit dem sie es also auch nicht verderben dürften, auch ihm einen Altar errichtet, und ich gestehe selbst, daß mir diese Meinung nach der Erzählung des ganzen Vorgangs zu Athen nicht unwahrscheinlich sei; (Apost. Gesch. 17.) dessen ungeachtet behält aber doch die Predigt des Paulus ganz den Werth, welchen ich ihr beigelegt habe.

Nun aber auch zur Hauptfrage — wie kamen denn die Menschen auf Gott, ehe ihnen Gott von Eltern und Schulmeistern gepredigt ward? Selbst schlies-

sen müssen sie da also; wie schlossen sie nun? Schlossen sie so — „ein allerhöchstes Etwas ist da, und daher ist Alles, was da ist, da" — „Gott ist, und so ist auch die Welt" — — oder schlossen sie so — „die Welt ist da, Gott ist da —?" Man müßte sich in der That nicht nur auf die Geschichte der Urwelt der Vernunft, sondern auch auf seine eigene Vernunft, nicht verstehen, wenn man nicht der letzteren Meinung zugethan wäre.

Ich weis daher nicht, wie mir ward, als ich neuerlichst einen Philosophen behaupten hörte, die Natur verbürge nicht Gott, sondern verberge ihn. Will denn, dacht' ich auf der Stelle, dieser Mann wirklich für klüger geachtet sein, als der, dessen „daß man weis, daß Gott sei, u. s. w." so lange als Sprache nicht blos der gesunden, sondern der allergesundesten Vernunft gegolten hat? Und — warum will er für klüger geachtet sein? dachte ich weiter. Der Beweis, welchen er dafür führt, daß die Natur Gott, statt zu verbürgen, verberge — (man hört gleich das Wörterspiel, worauf es hier angelegt zu sein scheint) ist doch in der That zu elend. Offenbar nehmlich hat er nur die Natur auf der Erdenwelt im Auge; wie? ist denn die Erde der Hauptschauplatz der wirkenden Gottheit? Aber auch da — was will er denn Anderes, als daß Leben in Tod übergehe, und Tod wieder in Leben — daß Bau in Trümmer zerfalle, und aus Trümmern wieder gebauet werde? Nimmt er nur das Letztere ein, was kann, was will er

gegen das Erstere haben? Verlangt er Ewigkeit zufälliger Dinge? Wäre ein ewiges altes Einerlei schöner, als immerwährende Verjüngung? ...

Auf dieselbe Weise könnte man also auch sagen, die Geschichte verbürge Gott nicht, sondern verberge ihn. Da entstehen ja auch Reiche und Staaten, und vergehen wieder, und aus den Trümmern derselben steigen wieder neue Reiche und Staaten hervor, die wieder in Trümmer zerfallen, aus denen wieder neue hervorsteigen. Dennoch hält's der wahre Geschichtkundige mehr mit dem Glauben an Gott, als mit dem Nichtglauben Gottes, wenn auch gleich der Beweis für Gott aus der Geschichte ebenfals wohl zu klein sein dürfte, weil er blos die Geschichte eines ärmlichen Planeten enthält. Ins Grössere können wir ihn nicht bringen; denn wir wissen nicht einmal von der Geschichte der Mondbürger, geschweige von der Geschichte der Bürger unserer Sonne und der unzählichen übrigen Sonnen...

Und — damit ich Alles sage, auf dieselbe Weise könnte man auch sogar behaupten, das Gewissen verbürge Gott nicht, sondern verberge ihn. Wie klein ist nehmlich die Anzahl derer, welche für die Stimme des Gewissens, diese innere Gottesstimme, gebürende Achtung haben, gegen die Zahl derer, die sie verspotten, oder wohl gar nicht einmal vernehmen! Ich mag die Heiligen und die Bösewichter und die blossen Thiermenschen, oder mit andern Worten, die, welche das sittliche Gefühl in hohen Ehren halten, und die,

die es mit Füssen treten, und die, die es gar nicht bekamen, warlich nicht gegen einander berechnen, damit nur nicht alle meine Achtung für die Menschheit sich verliehre; aber — welcher sittlichgebildete und sittlichgesinnte Mensch wird auch wohl darum den hohen Beweis für Gott aus seinem Gewissen aufgeben, weil er rechts und links um sich her Ungewissenhaftigkeit, oder gar Gewissenslosigkeit, erblickte?

Hiermit sei genug gesagt deshalb, wenn ich mich dahin erkläre, daß die Natur auch in meinen letzten Tagen noch Gott mir nicht verberge, sondern verbürge. Ich mach's, wie Abraham, der sogenannte Vater aller Gottesgläubigen, mache es aber auch ganz so, wie er, und halt's mit der Natur im Grossen — mit dem Sternhimmel; dieser würde mir Gott predigen, wenn es mir auch sonst an eigentlichen Gottespredigern gefehlt hätte. „Kannst du die Sterne zählen?“ — allerdings schon viel gesagt, wenn der Altvater des Gottesglaubens so zu sich sprechen hörte; aber nun — wie Unendlichmehr ists, zu sich sprechen zu hören — „Wisse, diese unzählichen Sterne sind — eine kleine Zahl abgerechnet — lauter Sonnen, wie der dir in seinem Glanze so gros und blendend, daß du nicht einmal in ihn hineinsehen kannst, leuchtende Stern, den du eigentlich Sonne nennst, und der des Erdballs Mutter und Pflegemutter ist, — — wisse, sie sind noch ungeheuerweiten von der Erde entfernt, als dieser, dessen Entfernung schon über zwanzig Millionen Meilen

geschätzt wird — — was meinst du nun, wie noch weiter sie von sich unter einander selbst entfernt sein mögen — sie, die vielleicht noch grössere Sonnen sind, als die Erdsonne ist, welche doch um anderthalb Millionen mahl grösser sein soll, als die Erde, welche sie bescheint, und dadurch zur Mutter alles Lebendigen macht . . . Verliehrst du dich nicht also schon in dem Raume, in welchem alle diese Sterne — Sonnen — zusammen schweben? Verliehrst du dich aber nicht noch weit mehr in der Ordnung, mit welcher sie in ihm schweben, und die, so lange es Beobachter des Sternhimmels gab, dieselbe ist? Findest du dich nun — denke recht darüber nach — irgendanderswo wohl wieder, als in einem Allerhöchsten, dessen Werk und ewiges Werk diese Ordnung ist?"

Ich frage getrost Alle, die es mit der Vernunft ehrlich halten, ob sie nicht dieser meiner Meinung sind. Sonst könnts wirklich zutreffen, daß die Vernunft zu Verstande gebracht werden müsse, wie derselbe Philosoph sehr originell dafür hielt, welcher behauptete, die Natur verbürge nicht Gott, sondern verberge ihn.

Also — der Sternhimmel verkündigt mir Gottes Ehre, wie er sie der Urwelt schon verkündigte; als wovon die heiligen Schriften des Volks, welches, als Volk betrachtet, den wahren Gott zuerst verehrt zu haben scheint — wenn auch nicht auf die wahre Weise — voll von Beweisen sind. Wer findet nicht auch gleich

die Benennung Gottes in Israel — der Herr Zebaot — in dieser Hinsicht sehr wichtig? Ausgemacht-wahr aber ists, daß diejenige Himmelsgegend unserer Halbkugel (der sogenannten alten Welt) welche ihrer stets herrlichen Nächte wegen die Wiege der Astronomie war, auch die Wiege der Religion (im höheren Verstande nehmlich) ward. Wo man sich auf den Sternhimmel zuerst verstehen lernte, da lernte man sich auch zuerst auf Gott verstehen. Ich wünschte daher, daß eine Art von Volksastronomie, (die doch gar nicht schwer sein könnte) in den Schulen gelehrt würde, und glaube fest, daß dis das eigentliche Mittel sei, dem Atheismus, welcher itzt so um sich greift, und der schlechterdings zuletzt der völlige Ruin der Menschheit werden mus, mit Glück entgegen zu arbeiten.

Dessen ungeachtet aber lasse ich doch auch den Beweis für Gott aus der Natur im Kleinen, oder aus der Natur auf der Erdenwelt, nicht sinken. Die Oekonomie der Natur auf der Erde weiset, wenn man ins Detail geht, ebenso auf Gott hin, wie die Oekonomie des Himmels, und — was noch Mehr ist, begreiflicher und also verständlicher fur uns. Daher vermuthlich auch schon mehrere gute Volks- und Volksschulenbücher hierüber, welche ihren Verfassern zur Ehre noch bei der Nachwelt gereichen werden . . .

Freilich aber mus ich immer, zur Natur im Grossen, zum Sternhimmel, zurückkehren, um die wahre hohe Predigt der Natur von Gott zu hören.

Wie der ungebildeteste Mensch durch den blossen Anblick des Sternhimmels in einer seiner Prachtnächte an ihn, den Sternhimmel selbst, hingezogen, unwiderstehlich hingezogen wird, ohne recht zu wissen, wie ihm geschehe: so wird der gebildetere Mensch in einer solchen Prachtnacht nicht nur an ihn hin, sondern auch durch ihn an Gott hingezogen, unwiderstehlich hingezogen, und weis recht gut, wie ihm geschehe; denn es ist ihm gerade so, als ginge Gott, den Niemand gesehen hat, noch sehen wird und kann, in seiner Majestät vor ihm vorüber.

Neben dem Beweise für Gott aus der Natur habe ich auch alle Hochachtung gegen den Beweis für Gott aus dem Gewissen. Ja, es ist mir ganz so, als hörte ich Gott, wenn mein Gewissen spricht, wie mir ist, als sähe ich Gott, wenn ich zum Sternhimmel schaue. Sternhimmel über mir — Sternhimmel gleichsam in mir. Der um mich her wirkt, der in mir spricht; der in mir spricht, der um mich her wirkt — so ist mein Glaube. Hier sind nun aber zwei Schlüsse; welchen von beiden machten die Menschen zuerst, ehe ihnen Gott von Eltern und Schulmeistern gepredigt ward? Schlossen sie eher so — „der in mir spricht, der ausser mir wirkt" — oder so — „der ausser mir wirkt, der in mir spricht" —? Mit andern Worten — ist der Beweis für Gott aus dem Gewissen älter, oder der Beweis für Gott aus der Natur?

Ich mus der letzteren Meinung sein. — Es kommt mir nehmlich zuförderst mit dem Gewissensbeweise gleich so vor, wie mit jenem Beweise, welchen diejenigen aus der Bibel für Gott führen, deren Dafürhalten nach die Bibel Gottes Wort ist. Wer in der Bibel Gottes Wort lesen soll, der mus schon an Gott glauben; wie könnte er sonst sein Wort in ihr zu lesen meinen? Also — wer in seinem Gewissen Gottes Wort hören, oder Gottes Stimme vernehmen soll, der mus auch schon anderweit von Gott überzeugt sein; wodurch nun aber wohl anders, als durch die Natur? gesetzt auch nur, daß der Donner, diese äusere Gottesstimme, im Inneren des Menschen wiederhallte. Wenns nicht so wäre, wie hätte es Atheisten geben können, die sehr gewissenhaft lebten? Warum hörten sie denn in der Stimme ihres Gewissens nicht Gottes Stimme? Sie waren noch nicht anderweit von Gott überzeugt; wie konnten sie glauben, ihn zu hören, wenn ihr Gewissen sprach? Man sagt dasselbe damit, wenn man sagt, — weil sie Gott nicht ausser sich fanden, so fanden sie Gott auch nicht in sich . . . Hierauf etwa zu ergegnen, daß es auf solche Weise mit dem Beweise für Gott aus der Natur nicht besser stehe, als mit dem Beweise für Gott aus dem Gewissen, und daß man also, um Gott wirkend zu sehen, auch schon anderweit von ihm überzeugt seyn müsse — passt doch in der That ganz und gar nicht. Wenn man nehmlich in der Simme seines Gewissens Gottes Stimme zu hören meint, so

kann die Vernunft immer auftreten und sagen — ich bins, die in dir spricht; kann sie aber auch wohl hintreten und sagen — ich bins, die ausser dir schafft und wirkt —? Vielmehr mus sie ia, wenn sie wahre Vernunft sein will, beim Anblick der Welt auf Gott hinweisen . . . Ferner — steigt denn der Mensch auch wohl vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen herab, oder erhebt er sich nicht erst vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen? Nun ist aber der Beweis für Gott aus dem Gewissen ganz übersinnlich, der Beweis für Gott aus der Natur aber anfangs ganz sinnlich, und wird hernach erst übersinnlich; folglich bahnt er dem ganz übersinnlichen Beweise aus dem Gewissen den Weg . . . Ebenso — erkannte man eher eine moralische Weltordnung, oder eine physische? Ward nun offenbar die leztere früher erkannt, so schlos man auch aus ihr früher auf Gott . . . Ob man wohl vom Sittengesez einen Begrif hätte, wenn man nicht erst Begriffe von Naturgesezen hätte? Ob man also wohl zuerst so schlos — „der das Sittengesez gab, gab auch die Naturgeseze“ — oder nicht vielmehr so — „der die Naturgeseze gab, gab auch das Sittengesez“ —? Man mag also den Beweis für Gott aus dem Gewissen vortragen und aufstellen, wie man will, so erscheint er iünger, als der Beweis für Gott aus der Natur. Dis bestätigt auch die Geschichte der Urwelt. „Kannst du die Sterne zählen?“ — diese Frage ging bei Abraham voran, und dann erst hies es bei ihm — „wandle vor dem

allmächtigen Gott und sei fromm!" Ja, be- sagt die alte heilige Sage vom ersten Menschen nicht dasselbe? „Adam, wo bist du?" — diesen Zuruf glaubte er dann erst zu vernehmen, nachdem er in der Kühle des Abends bei einem fernen Gewitter Gott reden zu hören gemeint hatte, weil sich dem Sünder bei dieser maiestätischen Naturwirkung die Vorstellung eines furchtbaren Richters auf- dringt. Indessen leuchtet auch allerdings aus diesen Erzählungen hervor, daß der Beweis für Gott aus dem Gewissen dem Beweise für Gott aus der Natur leicht folge, oder, daß man Gott, wenn man ihn erst in der Natur fand, auch bald in seinem Gewissen höre. Wie ich dis daher gern zugebe, so gestehe ich auch sogar ein, daß das Gottesgefühl, von dem ich sagte, daß es der Mensch gleichsam habe, durch das Gewissen erst seine ganze Vollkommenheit erhalte.

Ich denke mir also die drei Beweise für Gott, von welchen hier die Rede war, in folgender Zeitordnung. Zuerst kam der Beweis aus der Natur — dann der Beweis aus dem Gewissen — zulezt der Beweis aus der Idee eines allerhöchsten Etwas, die der Vernunft schlechterdings vorschweben mus, sobald sie den zu ihr gehörigen Grad der Ausbildung erreicht hat. Eben darum aber bleibt dieser Beweis auch der lezte, und wir bilden uns nur ein, er komme zuerst, weil er als erster Schulbeweis bei uns figurirt. Sonst müste man

auch glauben, die Philosophie komme eher, als der gesunde Menschenverstand, der sie doch wohl erst erzeugt.

Was übrigens den Vorwurf anbelangt, welchen man der Natur macht, daß sie die moralischen Eigenschaften Gottes nicht lehre, so glaube ich iezt noch, darauf zu antworten nicht nöthig zu haben, wie ich immer glaubte. Die höchste Weisheit kann durchaus nicht ohne die höchste Heiligkeit sein; wo sich also iene findet, da mus auch sogleich diese gefunden sein. Nun predigt iene der Sternhimmel, folglich — u. s. w. Machet mir doch den Glauben an Gott nicht so schwer. Ihr Weisen meiner Zeit! Ihr bringet mich sonst dahin, daß ich gar ausrufe — „ich bin, also ist Gott.“ Müsset ihr aber nicht auch hierin hören die Sprache des allerinnigsten Gottesgefühls?

Gott existirt ohne alle Abstammung, die Welt ausser ihm aber stammt von ihm ab; Beides aus dem Grunde, weil er als das allerhöchste Etwas gedacht wird.

Mit der Frage, wie die Welt von Gott abstamme, geht es mir ganz so, wie mit der Frage über mein eigenes Entstanden- oder Gewordensein; ich rechne sie nehmlich auch zu den allerüberflüssigsten, wie zu den unzubeantwortendsten Fragen. Zu den unzubeantwortendsten — weil ich, wenn mir Gott an sich unerforschlich ist, noch weniger im Stande sein werde, das Gewordens-

sein der Welt durch ihn zu erklären. Zu den allerüberflüssigsten — weil es genug für mich ist, daß die Welt da ist; ob ich weis, wie sie entstand, oder nicht. Traun, sie ist da, wie ich da bin, und ich finde mich selig in ihr, und weis, wem ich, wie mich selbst, so auch diese meine Seligkeit in ihr, zu danken habe.

Ich bedaure daher alle die Mühe, welche man sich gegeben hat, und noch gibt, über die sogenannte Schäpfung der Welt zu grübeln, und halte sogar solch Grübeln nicht nur für ebenso vergeblich, als das Grübeln über Gott, den Schäpfer, selbst, sondern auch für in der That gefärlich für den Gottesglauben. Wenigstens mus ich der Meinung sein, daß dergleichen Grübeleien Menschen, die gar nicht den Beruf haben, Welten nachzuschaffen, nicht geziemen; daß es also viel räthlicher für sie sei, an der einfachen Vorstellung sich zu begnügen, Gott habe die Welt durch seinen allmächtigen Willen geschaffen. (Ha! so will ich mir dann auch mein eigenes individuelles Gewordensein denken. Nun bin ich aus der Sache.) Wollen sie aber dennoch dabei ein weiteres Wie sich denken, so ists ihnen, als freien Wesen, zwar unverwehrt; nur, daß sie sich vorsehen, daß ihre Denkweise sie nicht, statt näher an Gott hin zu führen, weiter von Gott ab führe. Besser aber wär's ia doch in der That wohl auf ieden Fall, man grübelte lieber über den Zweck und die Einrichtung der Welt, als über den Ursprung der Welt, und grübelte besonders über die Würde und Bestimmung

des Menschen, und — grübelte auf das höchste über die Mittel, wie es anzufangen sei, daß die Menschheit im Ganzen diese ihre Bestimmung glücklich erreiche. Von solchem Grübelwesen wäre wenigstens doch noch etwas zu erwarten, das nützte und frommte. Dis aber nicht allein, sondern es kleidete Menschen auch eigentlich recht; denn, wenn sie auch nicht den Beruf bekamen, Welten nachzuschaffen, so bekamen sie doch den Beruf, in ihrer Welt, in der Menschenwelt auf Erden, Gottes Heilswerk, als Nacharbeiter dabei, aus allen Kräften fortzusetzen, und der Vollendung immer näher zu bringen.

Es ist mir sehr lieb, bei dem Rathe, welchen ich gebe, an der simplen Vorstellung sich zu begnügen, daß die Welt von Gott durch seinen allmächtigen Willen abstamme, die älteste Urkunde des Menschengeschlechts zur Vorgängerin zu haben. Mag auch immerhin der Jude Philo schon die darin aufgezählten sechs Schöpfungstage eine bäurische Simplicität genannt, und sonach den Glauben an sie blos zum untersten Volkstheile hingewiesen haben; mag auch sogar, wenn man liberaler handeln, und dieses Sechstagewerk nicht einmal auf die wirkliche Weltschöpfung, sondern blos auf die Ausbildung der schon geschaffenen Erde, deuten wollte, es widersprechend klingen, daß die Erde schon hätte aufgehen lassen Gräser, Kräuter und Bäume, ehe es eine Sonne für sie gegeben, die sie beschiene und fruchtbar machte; so läßt sich doch nicht nur der Gedanke mit Beifall an-

hören, daß die aufgezählten sechs Tage nur andeuten sollen, auch die Allmacht wirke stufenweise, wenn sie Weltschöpferin wird, sondern wahr ists doch auch und bleibts, daß es keine einfältigerhabenere Darstellung von dem Entstehen der Welt durch Gottes allmächtigen Willen geben könne, als dieienige ist, welche die besagte heilige Urkunde enthält. „Gott sprach — es werde Licht! und da ward Licht.“ Man weis ia auch, wie dieser dritte Bibelvers auf einen der edelsten Heiden, der vom Erhabenen schrieb, so allgewaltig wirkte. Hören möchte ich doch auch in der That von den Weisen meiner Zeit, wie Gottes allmächtiger Wille besser ausgedrückt, beschrieben, versinnlicht werden möge, als durch — „Gott spricht blos — es werde!“ Mag doch Gott immerhin iener Urkunde nach sechsmal hinter einander so gesprochen haben sollen; genug, so oft er sprach, ward, wie sie ebenfals angibt, und zwar immer, was er sprach. Oder — soll etwa gar keine Ausdrückung, Beschreibung, Versinnlichung des allmächtigen Willens Gottes mehr gewagt werden? So dürfte dann auch wohl gar von einem allmächtigen Willen Gottes überhaupt und an sich selbst nicht mehr geredet werden; denn auch dis wäre ia wohl zu menschlich von Gott gedacht? Ja, was noch Mehr ist, so möchte Gott selbst wohl für uns verlohren sein. So wenig ich nehmlich mit dem groben Anthropomorphismus zu schaffen haben mag, so fürchte ich doch, daß, wenn bei der Lehre von Gott auf die menschliche Denkweise gar

keine Rücksicht mehr genommen, und jede bildliche Vorstellung aus ihr verbannt werden soll, Niemand am Ende sich gegen sich selbst darüber werde verständigen können, was er eigentlich damit denke, wenn er den höchsten aller Gedanken — Gott — zu denken versucht. Lasst uns, Zeitgenossen und Nachkommen, nicht von einem Extrem zum andern springen! — wir verliehren sonst Alles. Ich habe mehr, als ein Buch, das in meinen Tagen über Gott geschrieben ward, um seine Idee auf das übersinnlichste ins Lichte und ins Reine zu bringen, gelesen; aufrichtig aber gestehe ich, daß ich durch diese Lektüre nicht aus der Irre, sondern erst recht in die Irre geführt ward, und daß mich blos die durch mich selbst erhaltene Festigkeit meines Glaubens an Gott davor schützte, daß ich nicht in den afterphilosophischen Irrgarten wirklich gerieth.... Ich lobe mir den weisen Lehrer aus Nazaret, der zwar lehrte, daß Gott ein Geist — nichts, als Geist — sei, aber doch bei seinen weitern Vorträgen über Gott den Anthropomorphismus nicht ganz linker Hand liegen lies. Man hörts ihm sogar an, daß er sich selbst ohne ihn über Gott nicht habe verständigen können. — —

Sonst gefiel es mir sehr, den Satz — „wo eine Welt ist, da mus auch ein Gott sein" — umzukehren, und umgekehrt zu schliessen — „wo ein Gott ist, da mus auch eine Welt sein." Welt ohne Gott, und Gott ohne Welt — Beides schien mir gleichfalsch. Kann Gott, fragte ich auch wohl, ohne Wirksamkeit gedacht werden?...

Kann er seiner Maiestät sich bewust sein, wenn kein Weltspiegel derselben für ihn da ist?.. Kann er sich allselig fühlen, wenn er seine Seligkeit nicht in unzähligen verschiedenen Graden um sich her mittheilt?.. Ich glaubte sogar den weisen Nazarener dabei für mich zu haben, wenn er gesprochen, sein Vater wirke immer (bisher). Daraus entstand dann freilich der Saz, daß die Welt ewig sei, wie Gott; aber auch seintwegen hielt ich mich für beruhigt, weil Philosophen zu demonstriren wußten, daß die beiden Meinungen, die Welt sei ewig, und, Gott sei ihr Schöpfer, so gut neben einander bestehen könnten, daß man, um sie ganz zu vereinigen, nur sagen dürfe, Gott habe die Welt von Ewigkeit her geschaffen. Jezt aber denke ich anders, und bin überzeugt, daß die eine Meinung die andere geradezu aufhebe, und daß die Welt nicht ewig und geschaffen zugleich sein könne, weil sie sonst — man drehe und wende sich, wie man will — geschaffen und nicht geschaffen zugleich wäre. Geschaffenwordensein sezt ingend einen Anfang voraus, man schiebe ihn auch so weit hinauf, als man will; eine Schöpfung von Ewigkeit her ist also ein so völliger Widerspruch, als es nur einen geben kann. Ich weis wohl, daß nicht jeder Religionsphilosoph mir hierin Beifall geben werde; ich bin aber in meinen alten Tagen noch mehr, als sonst, über allen Beifall und Nichtbeifall hinweg, lasse Jeden bei seinem Glauben und bei seiner Weise, sich ihn vorzuphilosophiren, verlange dafür aber auch Reciproke, und das doch wohl mit Recht.

Was die angeführten Worte des Weisen von Nazaret betrift, so sollen sie ia offenbar dem ganzen Zusammenhange nach, in dem sie zu lesen sind, nur die Rechtfertigung darüber sein, daß er einem Unglücklichen am Sabbat (ein Verbrechen in den Augen der Blödsinnigen seines Volks) geholfen hätte. „Mein Vater ist immer thätig — auch am Sabbat — und ich mus es ebenfals sein." Wer sieht nicht auch gleich, daß er hier beizu schon das ganze iüdische Sabbatswesen, dem er ein Ende machen wollte, und das blos auf vorgespiegelte Schöpferruhe am ersten siebenten Tage gegründet worden war, recht in der Wurzel angrif? Uebrigens ist es ia auch bekannt genug, daß er, statt von Ewigkeit der Welt zu reden, vielmehr ausdrücklich von einem wirklichen Weltanbegin (ehe dann die Welt war) gesprochen, so, wie er auch von einem Anfange aller Kreaturen sprach, die Gott geschaffen. — Kann ich aber auf iene drei obigen Fragen, welche ich sonst that, nicht genugthuend antworten, so verweise ich mich iezt, weil mir das Wesen der Gottheit verborgen war und blieb, demüthig über sie zur Ruhe, und halte es blos damit, Gott anzubeten, wie als Vater der Welt, so auch als Vater der Zeit.

Hiermit läßt sich iedoch mein Glaube an das unzuberechnendhohe Alter der Welt, oder des Weltalls, auf das vollkommenste verbinden. „Im Anfang schuf Gott" — so besagt die älteste heilige Urkunde; also —

ja doch, ja doch ganz gewis — Anfang . . . wann aber Anfang?

„Von Erschaffung der Welt, nach Calvisii Rechnung fünftausend siebenhundert u. s. w. Jahre" — so oft ich diese Worte in unsern Kalendern, und zwar recht an der Spitze derselben, las, fand ichs unbegreiflich, daß die Censoren sie immer noch ungestrichen liessen. Wer mag das Alter des Weltalls schätzen? wer? . . Calvisius? . . Nun, so hat er dann doch wohl sattsam bewiesen, daß er sich dazu nicht eignete . . . Sonderbar aber auch genug, daß es in der zweiten Kalenderzeile heißt — von der allgemeinen Sündflut zur Zeit Noä fünftausend und etliche Jahre." Fast müßte man denken, die Censoren selbst hätten dadurch, daß sie beide Zeilen hinter einander stehen liessen, den Calvisius mit seiner Berechnung in der ersten lächerlich machen wollen. Angenommen nehmlich auch, er hätte blos von Erschaffung der Erde gesprochen, (welches aber durchaus nicht wahr ist) so würde er nicht nur dennoch des grössesten Irthums zu beschuldigen sein, sondern auch — wer beantwortet nun die Frage, wo Adam geblieben sei? Neunhundert und dreissig Jahre soll er gelebt haben; rechnet man nun fünftausend und etliche Jahre seit der allgemeinen Sündflut von fünftausend siebenhundert u. s. w. Jahren seit Erschaffung der Erde ab — — woher sollen seine angegebenen Lebensjahre kommen? . . In Noä Kasten müßte er wenigstens miteingegangen sein,

u. s. w. Mein Rath wäre daher ganz zuletzt noch, alle Zeitberechnungen der Art geradehin aufzugeben. „Störet nicht in die Dämmerung zu sehr hinein, ihr möchtet sie sonst zur Stockfinsterniß machen!"

Daß aber auch selbst die Erde unweit älter sei, als sie sonach Calvisius angegeben hätte, lässt sich aus ihrem Inneren sattsam genug beweisen; — ob ich gleich hiermit nicht der Meinung beigetreten sein will, daß ihr Alter an hunderttausend Jahre betragen möge. Ungeheure Veränderungen ihrer Oberfläche durch Ueberschwemmungen, gänzliche Umwälzungen durch Erdbeben, mag sie wohl überstanden, und durch die Elemente Feuer und Wasser oft unaussprechlich gelitten, mithin manchen jüngsten Tag in ihrer Art schon gehabt haben; wenn also Calvisius, statt von Entstehung des Universums an zu rechnen, oder statt auch nur von Entstehung der Erde an zu rechnen, blos von der letzten oder jüngsten Totalrevolution der Erde an gerechnet hätte, so würde seine Rechnung sich der Richtigkeit mehr nähern. Das Alter der jetzigen Menschheit wenigstens liesse sich damit wohl vereinigen. Wie wir z. B. das Alter der Buchdruckerkunst berechnen können, so können wir auch das Alter der Schreibkunst berechnen — das Alter der blossen Tradition freilich nicht so genau — und, wie wir das Alter der wahren Geschichte berechnen können, so auch das Alter der fabulösen Geschichte — ziemlich wenigstens; denn, wenn auch freilich in der Folge

Alles mit schnelleren Schritten vorwärts ging, so lässt sichs doch aber auch nicht glauben, daß vorher die Menschheit so unendlichlange zurückgeblieben sein werde.

Von der Erde, die ein Stern unter Sternen im Allraume ist, schliesse ich auf alle übrige Sterne, und halte sie insgesamt auch für Schauplätze der wirkenden Gottheit — mögen's sein nur beleuchtete, oder selbstleuchtende Welten, Planeten, oder Sonnen; ja, ich glaube sogar *so* schliessen zu müssen: „Wenn die Erde als ein blosser Planet, schon ein so erhabener Schauplatz der wirkenden Gottheit ist, wie noch weit erhabenere Schauplätze derselben mögen sein die Sonnen — von unserer Sonne an nicht nur bis zu der ausser ihr uns nächsten — dem Glutstern (Sirius) — sondern auch bis zu der von uns allerentferntesten, welche uns durch das bisher beste Fernrohr blos schimmert! Wie nicht nur bis zum Hinsinken verehrungswürdig, sondern auch über meine Herzenskraft liebenswürdig, wird mir durch dergleichen Vorstellungen des Universums Schöpfer und auch mein Schöpfer — *Gott!* Hätten sie doch alle Menschen! Wer sollte denn das ins Herz geschriebene Sittengesetz des Alleinewigen und ohne alle Abstammung Existirenden, der überall — ach, ein alle Begriffe übersteigendes Wort — *überall* — wohlthut und segnet, nicht gern befolgen?

Gewis steht dann aber auch, wenn es sich um des Weltalls Sache so verhält, eben so, wie auf der Erde, auf jedem Stern, eine Art geistiger Wesen an der Spitze

der Natur daselbst, die sich von Betrachtung des Schönen zum Meister aller Schöne erhebt . . . Ha, mit welcher Andacht lehrt mich vollends diese Vorstellung den Sternhimmel anschauen! Er — das Universum — ist also nicht nur der Allschauplatz der wirkenden Gottheit, sondern auch — ihr Alltempel. Mit Entzücken — ach, wie freue ich mich des mir bis iezt erhaltenen Sehsinnes, und danke dafür! — ia, mit dem höchsten Entzücken stehe ich in meinem hohen Alter noch in einer wolkenlosen Nacht so hoch, als möglich, aufgereckt — nicht blos zum Monde — für den ich zwar allen ihm gehörigen Respeckt habe, aber doch also nur Mondesrespeckt haben kann — sondern auch, — weit mehr, zu dem Gesamtheere der mir entgegenflammenden, oder auch nur entgegenleuchtenden, oder auch wohl gar nur entgegenflimmernden Himmelslichter — — und denke: „So seid ihr dann, ihr ungezählten und unzählbaren Sterne allzumal, lauter einzelne Hallen des über alle Vorstellung grossen Heiligthums, welches sich der oberste Geist selbst erbauet hat, und so ertönt durch aller Himmel Himmel hin das schöne Gotteslob der gesamten geschaffenen und über euch verstreuten Geisterwelt; wer wäre ich, wenn ich, auch Geist, obgleich zur Zeit noch im Staub gehüllt, nicht eifrigst in das Alltedeum einstimmte? . .

Glaubte ich nun, so schliessen zu müssen, daß, wenn die Erde schon so ein erhabener Schauplatz der wirkenden Gottheit wäre, die Sonne und alle Ihres-

gleichen noch weit erhabenere Schauplätze derselben sein würden, so glaube ich nun auch also fortschliessen zu müssen: wenn schon an der Spitze der blossen Erdennatur so ein hohes Etwas, als der Mensch ist, steht, was für erhabenere Geisterarten mögen es sein, die an der Spitze der Natur auf ihren Sonnen stehen! Hierauf gründet sich dann auch meine Zustimmung zu dem Judenglauben an Engel und Erzengel; nur mit dem Unterschiede, das ich nicht glaube, daß dergleichen höhere Geisterarten von Hause aus, d. h. von dem Stern aus, dessen Einsassen sie sind, Wanderungen auf andere Sterne hin machen können. Sie sind nehmlich ebenfals verkörpert, und wie unser Körper von der Natur des Sterns Erde ist, auf dem wir hausen, so müssen auch ihre Körper von der Natur der Sonnen sein, welche sie bewohnen. Sollten sie nun wandern, wie z. B. auf unsre Erde, so müsten sie erst ihren Sonnenkörper ab- und einen Erdkörper dafür anlegen, den sie bei der Zurückkehr zur Heimath auch wieder abzulegen und gegen ihren eigentlichen Körper wieder zu vertauschen hätten. Verstehe ich mich aber wohl selbst, indem ich dis schreibe? . . . Weg mithin auch mit allem Glauben an Engelsbesuche, oder auch nur an gegenwärtige Einflüsse der Engel auf uns! . . Daß wir aber — auf den Fall, daß uns noch ein höherer Zustand bevorsteht — nach auf immer abgelegtem Erdenkörper in einer Art von Sonnenkörper uns zu ihnen gesellen werden, will ich gern glauben, und freue mich

deshalb, daß das Christenthum von unserer künftigen grösseren Aehnlichkeit mit Engeln nicht nur, sondern auch von unserem künftigen Umgange mit ihnen, spricht. So wären dann also die Sonnen, welche gewis insgesamt ebenso ihre Planeten haben, wie die unsrige, wenn wir sie auch ihrer Kleinheit und Entferntheit zugleich wegen nicht sehen können, auch zugleich die bestimmten ewigen Wohnungen solcher geistigen Wesen, die auf den Planeten, wie in Baumschulen, gezogen, und dann auf sie verpflanzt würden, um da erst recht zu gedeien, so zu gedeien, daß sie der Gottheit immer ähnlicher würden, ihr immer näher kämen, ohne sie je zu erreichen. Dieser Gedanke hat für mich zu viel Liebliches, als daß ich mich nicht am Grabe noch, oder vielmehr am Grabe erst recht, an ihm erquicken sollte.

Ob die Erde einen allerjüngsten Tag haben werde? Ich glaub's. Den Planeten traue ich überall nicht viel zu; sie kommen und gehen. Daß sie kommen, habe ich erlebt; lebte ich ein Leben von Jahrhunderttausenden, so würde ich auch erleben, daß sie wieder gingen. Offenbar hat sich die Erde aus dem Element „Wasser" hervorgearbeitet; wie kann es anders kommen, als daß das entgegengesetzte Element „Feuer" Rache dafür an ihr nehme, und sie zerstöre? Beides liesse sich sogar, wenns nöthig wäre, mit heiligen Dokumenten belegen. Vom zweiten Bibelverse an „der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser," bis auf

die merkwürdige Stelle des Petrus, in der vom Entstehen der Erde aus Wasser und von ihrem Vergehen durch Feuer geredet wird — — doch, es bedarf solcher Dokumente nicht. Vom höchsten Erdrücken Asiens stammt alle Kultur der Menschheit, folglich auch die Menschheit selbst, ab — also die Erde arbeitete sich aus dem Wasser hervor; so wird dann aber auch des Wassers auf ihr noch immer weniger, und in dem Maße, wie dis sich vermindert, vermehrt sich das Feuer in ihr immer mehr — wohin soll es? Explosionen desselben werden der Erde zwar helfen so lange, als möglich; endlich aber wird Feuer doch ihr Ende sein, wie Wasser ihr Anfang war. Es bedarf also dazu keines Kometen, daß sie so ein Ende nehme; ihr eigenes Inneres wird es ihr bereiten. Die Menschheit kann aber noch lange ganz getrost auf ihr leben, und, wenn es sich so verhielte, daß sie schon hunderttausend Jahre alt wäre, warum sollte sie nicht noch hunderttausend Jahre bestehen können? Das grosse Weltmeer, dächte ich, bürge dafür. Möchten die Menschen nur streben auf ihr zu werden, was sie werden sollen! möchten sie ihre ihnen angeschaffene Würde immer tiefer fühlen, und ihre erhabene Bestimmung immer fester vor Augen haben!

Würde und Bestimmung des Menschen — wichtige Gegenstände für den Denker! . . .

So unbekannt ich mir selbst, oder in Ansehung des Wesens, bin, so sehr kenne ich mich in der mir angeschaffenen Würde — schier hätte ich gesagt — Majestät, und, was wärs weiter, wenn ich so sagte? Heissts nicht auch in der ältesten heiligen Urkunde, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen habe? Also — der Mensch, wenn auch freilich nicht Ebenbild, doch Abbild, Nachbild der Maiestät Gottes. Mit andern Worten — wie Gott über alles im gesamten Weltall hervorragt, so ragt der Mensch über Alles auf der Erde hervor; oder noch mit andern Worten — wie Gott das allerselbstständigste Wesen im Universum ist, so ist der Mensch das einzige Wesen auf dem Planeten Erde, dem eine Art von Selbstständigkeit nachgerühmt werden kann; denn — frei ist sein Wille.

Ja, frei ist mein Wille und dis ist die mir angeschaffene Würde. Mit Vernunft begabt, kann ich mich selbst bestimmen zu meinem Thun und Lassen. Keine blosse Organisation, kein blosser blinder Trieb regirt mich; ich kann mich selbst regiren nach meinem eigenen Ermessen, sobald ich nur will. Davon, daß dis so sei, und daß ich mich selbst bestimmen kann, habe ich mich tausendmal überzeugt. Nicht nur, daß ich oft nachher, wenn ich rasch gehandelt hatte, und ein-

sah, daß ich richtig gehandelt hätte, mir nichts davon zur Ehre rechnen mochte, weil ich nichts davon wußte, und daß ich alsdann, wenn ich einsah, daß ich unrichtig gehandelt hätte, mir Alles davon zur Schande rechnen mochte, sobald mein Blut abgebrauset war — sondern auch, ich habe bei kaltem Blute in wichtigen Angelegenheiten oft mit mir überlegt, wie ich handeln solle, und habe nachher befunden, daß ich handelte, wie ich wollte. Ein blosser Zufall war dis doch wohl nicht. Ich kanns ia heute noch wieder versuchen, und werde sehen, es geschehe wieder so. Ich kanns versuchen in Fällen, wo ich auf drei- viererleiweise handeln kann. Wenn ich dann da doch am Ende finde, daß ich gerade auf die Weise gehandelt habe, zu der ich aus Gründen mich selbst neigte, oder mich entschlos, so mus ich doch wohl frei sein? Zu sagen — „das bist du so wenig, als der, welcher blind seiner Sinnlichkeit folgt — Sklav bist du vielmehr so gut, wie er, blos mit dem unbedeutenden Unterschiede, daß er Sklav seiner Triebe ist, während daß du Sklav deines Raisonnements wirst" — ist nichts gesagt. Ob auf den Fall der besagten Sklaverei der Unterschied so unbedeutend sein würde — wozu noch diese Frage? Genug, für ein Vernunftwesen ist das vielmehr die einzigwahre und rechte Freiheit, wenn es blos als ein solches handelt, und nur aus Raisonnement thut und läßt. Daß es richtig und unrichtig raisonniren, und also auch richtig und unrichtig thun und lassen könne — davon

ist hier die Rede nicht, wenn es nur raisonnirt, und darnach thut und lässt. Auf ieden Fall bestimmt es sich dann selbst, und ist also wahrhaftigfrei, sobald es nur frei sein will.

Wie aber? bestimmen uns nicht oft blos die Befehle Anderer zum Thun und Lassen? Sind wir also da wohl frei? Kühn antworte ich — mich bestimmen sie nicht. Meine Richtschnur — (ich fühle es lebhaft durch, wie sehr ich mich durch den blossen Scherzgebrauch dieses Worts erniedrige) — werden sie nur dann, wenn sie von der Art sind, daß ich sie mir schon selbst gab, oder doch in Erwägung eingetretener Umstände noch geben würde . . . Daß dis bei vielen Tausenden nicht der Fall sei, gebe ich gern zu; aber warum ist er's nicht? Es kommt mir damit ganz so vor, wie mit der richtigen Erfarung, daß viele Hunderttausende nur so thun und lassen, wie ihre sinnlichen Begierden ihnen gebieten. Wie dis blos Folge des Erwachsens bei Erziehung zu groben Sinnlichkeit ist: so ist auch ienes sehr häufig blos die Folge des eigentlichen Sklavensinnes, bei dem man geboren und erzogen ward. Ueberall, wo die eigentliche Leibeigenschaft —, das Allerschändlichste in der Menschheit, was man sich denken kann — noch herrscht, mus es ia so sein. Die Menschen in ihr wissen's nicht besser, als daß der Wille ihrer Gebieter blindzu geschehen müsse; ihr eigener Wille bleibt ihnen ganz unbekannt — wie könnten sie ihn zur Sprache, auch nur zur Sprache bei

sich selbst, bringen? Man hat dessen ungeachtet die Leibeigenschaft gerühmt — was rühmen Güter und Länder besitzende Unholde nicht, sobald sie Vortheil für sich dabei finden? — haben nicht die Geld- und Goldsüchtigen im englischen Parlament dem Sklavenhandel sogar immer das Wort geredet? — man hat wenigstens gesagt, die Menschen fänden die Leibeigenschaft so wenig lästig, daß sie sich nicht einmal aus ihr wünschten; welche Thiermenschen müssen solche Menschen sein, in deren Busen dieser Wunsch nicht einmal aufsteigt, noch weniger gedeiet! und ist es vor dem Richterstuhle der menschlichen Natur zu verantworten, daß man sie so niederdrückt? Ich kann mir nichts Entsetzlicheres denken, als daß ganze Haufen so abgestumpft werden, daß sie für Willensfreiheit gar keinen Sinn haben . . . Zu einer gewissen Art von Leibeigenschaft geben sich diejenigen an ihre Gebieter hin, welche sich durch Furcht und Hoffnung verleiten lassen, ihre Willensfreiheit gegen sie zu verleugnen; ob man gleich von ihnen sagen kann, daß sie sich doch wenigstens nach Gründen, die ihnen Furcht und Hoffnung vorhalten, selbst bestimmen. Hierüber ist nun meine Meinung diese — daß mich kein Anderer wider meinen Willen zu handeln zwingen könne, sobald ich mich an seine Verheissungen auf den Fall, daß ich ihm gehorchte, und an seine Drohungen auf den Fall, daß ich ihm nicht gehorchte, nicht kehre, kurz, Freuden und Leiden, Leben und Tod, nicht achte. O welche grosse Beispiele behaupteter Willensfreiheit

enthält in dieser Hinsicht die Geschichte! Feste Seelen, fest, wie die Felsen mitten im Meere, zeigten Wüterichen und Tirannen, daß ihre Gewalthaberei nur scheinbar sei; trotzten ihren Drohungen, spotteten über sie mitten unter Qualen, und bewiesen so, daß der Mensch frei sei, sobald er es sein wolle . . . Möge immerhin die Erzählung von den sieben Brüdern und ihrer Mutter im zweiten Buche der Makkabäer zu den heiligen Legenden gehören; die Profangeschichte liefert uns ähnliche Erzählungen genug, die keine blosse Legenden sind.

Steht es schon um die eigene Willensfreiheit bei fremden Geboten so, wie noch weit besser wird e' um sie bei blossen fremden Beispielen stehen! Das Höchste wäre doch wohl dis, daß die Gebieter sie gäben. Es könnte allerdings sein, daß sie sich ihre Beispiele als halbe Gebote dächten; indessen — wer selbstständig genug ist, aus ihren ganzen Geboten nichts zu machen; der wird noch selbstständiger sein, auf ihre halben, auf ihre blossen Beispiele, gar nicht zu merken. In allen übrigen Fällen, wo die Gebieter sie nicht geben — wer wollte da sich durch sie bestimmen lassen, und blind zu ihnen gemäs thun und lassen? . . Freilich — feine Gebieter sind Freunde und Geliebte, und sie gebieten oft weit glücklicher, als die groben; es steht doch aber immer bei uns, ob wir uns an sie anschliessen wollen, und wie viele haben auch schon dadurch, daß sie dis nicht thaten, ihre Freunde und Geliebten dahin vermocht, daß selbige sich an sie anschlossen! . . Das Beispiel des

grossen Haufens vollends — wie könnte man ihm Gewalt über sich einräumen? Der grosse Haufe gleicht einer Heerde ohne Hirten; Niemand geht im Grunde voran, sondern Alle laufen zugleich — wie? und da mitlaufen wollen? Mode — für die Mehresten freilich ein allmächtiges Wort; wer aber sich selbst achtet, der fröhnt ihr nicht, sondern hälts nur dann freiwillig mit ihr, wenn ihr Erfundenes von der Art ist, daß er es selbst erfunden zu haben wünschen möchte! Ist dis nicht, so bleibt er bei seinem Gedünken, und findet seine Ehre darin, von dem grossen modesüchtigen Haufen ein Sonderling gescholten zu werden — gesetzt auch, daß es ihn von Genüssen, die man nur in der Welt und mit der Welt haben kann, ausschlösse. Mein Urtheil über die Beispiele ist dasselbe, als über die Befehle; wie ich einen Befehl nicht befolge, wenn er nicht von der Art ist, daß ich ihn mir selbst gäbe, so achte ich auch auf kein Beispiel, wenn es nicht von der Art ist, daß ich's Andern geben möchte . .

Man sagt es den Umständen nach, daß sie die Willensfreiheit des Menschen beschränkten. Ich gebe es bloß zu auf den Fall, daß sie unvorhergesehen, unerwartet, urplötzlich eintreten; ja, da bekenne ich sogar, daß alsdann alle Willensfreiheit aufhören könne. Es verhält sich hiermit fast ebenso, wie mit allen den von mir erwähnten Fällen, in welchen sich ein unnatürlicher Zustand des Körpers an die Stelle des eigentlichen Willens drängt. Wenn man nehmlich nicht einmal weiß, was geschehen werde, und doch sofort, wenn es geschieht,

thun oder lassen soll, wie kann man sich da bestimmen, wie man thue oder lasse? Die Umstände reissen alsdann mit sich fort, wie die Ströme, und man thut oder lässt, wie sie's mit sich bringen. Ich möchte den Heldenmenschen sehen, der sich in ihrem Strudel festhielte. Sobald dis aber nicht der Fall ist, kann der Mensch auch gebieterisch werden wollenden Umständen Troz bieten, und er ist alsdann blos in derselben Lage, in welcher er bei tirannisirenden menschlichen Gebietern ist, daß er Hofnung und Furcht, d. h. Gewinn und Verlust, nicht achte. Daß iedoch Umstände oft dazu beitragen, daß wir uns so, und nicht anders, bestimmen — wer wird dis laugnen? Gewis geschieht dis einmal ums andere; dann sind sie es ia aber doch nicht, welche uns bestimmen, sondern wir bestimmen uns nach ihnen, und in Rücksicht auf sie. Sie gehören alsdann zu den Gründen, aus welchen wir handeln; wer aber nach Gründen handelt, der ist frei, und — nur er ist frei. Viele glauben zwar, der in der höchsten Leidenschaft handelnde Mensch sei der eigentliche Mensch, und, wie er sich in seiner höchsten Kraftfülle zeige, so zeige er sich auch in seiner höchsten Freiheit, weil er auch sogar die Fesseln der Vernunft abwerfe; daß sie aber doch bedenken möchten, daß ein solcher Mensch die Fesseln der Leidenschaft trage! Von welchen Fesseln hat er nun wohl mehr Ehre — von diesen, oder von jenen? Wird nicht etwa hier auch in der That nur mit dem Ausdruck „Fesseln" gespielt? Soll dis nicht der Fall sein, nun, so kann doch

wohl weiter nichts damit gesagt werden sollen, als, daß der sich selbst bestimmende Mensch etwas haben müsse, wornach er sich selbst bestimme. Nun gibts aber für ihn weiter nichts, als Vernünftigkeit und Sinnlichkeit; sollte er sich also nach dieser bestimmen, so würde aus ihm ein blosses Thier, statt daß er, wenn er sich nach iener bestimmt, ein Mensch ist und bleibt.

Ich bin willensfrei; dis ist meine menschliche Würde. Ganz Dasselbe ists, wenn ich spreche — ich gehöre zur sittlichen Welt, deren Karakter es ist, sich selbst bestimmen zu können. Ich soll aber auch ein sittlich gutes Wesen sein, und soll mich bei meinem Handeln nur zum Guten, keineswegs aber zum Bösen, bestimmen, um Gottes Abbild erst recht zu werden, der immer nur das Gute wählt.

Wie? wäre es möglich, daß man glauben könnte, man habe die Willensfreiheit erhalten, um das Böse zu wählen? Dis ist ia ganz gegen den Karakter der Vernunft, auf der sie beruhet. Und — wie stehts denn auf Seiten des Wahren und Falschen? Lehrt uns Beides die Vernunft darum unterscheiden, daß wir das Falsche glauben sollen? Was würde man sagen, wenn Jemand dis behauptete? Welcher Mensch glaubt auch wohl lieber das Falsche, als das Wahre, wenn er es da

für anerkennt? Für unsinnig müste man so einen Menschen erklären. Drei Akte der Vernunft sind hier zu bemerken. Erst lehrt sie das Wahre; dann empfiehlt sie es, und endlich stellt sie darüber zur Rede, ob man es angenommen. Ebenso ists auf Seiten des Guten und Bösen. Lehrt uns die Vernunft darum Beides unterscheiden, daß wir das Böse wolken sollen? Dis ist eben so wenig denkbar. Wie also ieder Mensch, der nicht unsinnig ist, lieber das anerkannte Wahre, als das anerkannte Falsche, glaubt, so soll er auch lieber das anerkannte Gute, als das anerkannte Böse, wollen. Ebenfals gibts hier drei Akte der Vernunft. Erst lehrt sie das Gute, dann macht sie es zur Pflicht, und endlich zieht sie zur Verantwortung darüber, ob man es auch erkoren. Hell und klar liegts also am Tage, daß der Mensch seine Willensfreiheit nur edel gebrauchen müsse. Wie die Willensfreiheit an sich selbst seine eigenthümliche Würde ist, so ist der edle Gebrauch derselben seine eigentliche Bestimmung. Ha! wie leuchtet mir hier schon meine erhabene Bestimmung zur Liebe des Guten — zur Tugend — ein!

Wie man sich aber auch freuet, wenn man das Wahre angenommen hat, so wird man auch dann nur völlig zufriden mit sich selbst, wenn man das Gute gewählt hat. Diese Zufridenheit tritt alsdann iederzeit ein, wenn die Vernunft ihren dritten Akt beginnt, und vor ihren Richterstuhl darüber fordert, ob man auch, wie sie lehrte und antrieb, gewollt und gethan habe, und ob das Selbst-

bewußtsein dis versichere ... Ueber den angenehmen Zustand hinaus, in welchem wir uns auf diesen letzteren Fall befinden, ist nichts höheres Angenehmes zu denken. Die reinen Naturfreuden, die Freuden der Freundschaft und Liebe, die Freuden des Wahrheitbesitzes — alle, wie sie hier aufgezählt sind, haben sie grossen Werth; die Freuden eines guten Gewissens aber haben den allergrössesten Werth. Wie ist doch also unsere ganze Weseneinrichtung von der Art, daß wir uns zur sittlichen Güte, zur Tugend und zu treuer Erfüllung unserer Pflichten, der unvollkommenen sowohl, als der vollkommenen, berufen achten und fühlen müssen!

Wirft man einen Blick auf die Gesellschaft, in der man lebt, so überzeugt man sich auch bald, daß ihr Wohl nur darauf beruhe, daß man das Gute wähle, weil es ihr allein nützlich sein kann. Wenn lauter Wähler des Bösen, lauter Uebertreter der Pflicht, beisammen lebten, so könnte die Gesellschaft gar nicht bestehen, sondern lösete sich gleich selbst dadurch auf. Es ist aber nicht genug, daß nur Einige das Pflichtgebot in Ehren halten, sondern es ist dis die Schuldigkeit Aller. Je Mehrere schon solche Verehrer des Guten sind, desto höher steigt das allgemeine Wohl; welch einen Gipfel der Vollkommenheit würde es ersteigen, wenn der Pflichtgeist der allgemeine Geist in der Gesellschaft wäre! Alsdann könnte man mit Recht sagen, daß die Tugend ebenso gewis g l ü c k l i c h mache, als sie s e l i g macht.

Da dis nun aber nicht der Fall ist, so mus der gebildetere Mensch recht viel auf seine Seligkeit abrechnen, wenn es ihm mit der Glückseligkeit nicht gehörig fortwill. Sie ists, die ihm nie fehlschlägt, und sie mus ihm, als einem sittlichen Wesen, über Alles gehen. Welche äuserliche Macht, welcher Tirann könnte uns wohl um das Wohlgefallen an uns selbst bringen? Vielmehr, wenn man für seine Liebe zum Guten auch noch so sehr leiden müste, desto höher würde das Wohlgefallen an uns selbst steigen. Diese Vorstellung ists, welche dergleichen Leiden unaussprechlich versüsst. Man kann ia in der That von der Wahrheit und Reinheit seiner Liebe zum Guten nicht mehr überzeugt werden, als wenn man das Bewustsein hat, auch ungeachtet aller Unfälle für das Gute halte man es doch mit ihm, und bleibe ihm treu zugethan. Hier fühlt man sich in der höchsten Würde eines moralischen Wesens, und, ie mehr die Glückseligkeit gebricht, desto mehr nimmt das Seligkeitsgefühl und der Seligkeitsgenus zu.

Inzwischen mus die Sache doch auch nicht so übertrieben werden, als wenn das Gute ganz verlassen und völlig unbegleitet von guten äuserlichen Folgen sei, und als wenn man keinen gewisseren Weg zur Unglückseligkeit aller Art einschlagen könne, als dadurch, daß man Pflichttreue ausübe. Ich habe diese Sprache oft gehört, sah aber immer die darauf an, welche sie führten, wie sie verstanden sein wollten, und beklagte sie, wie ihren Irthum. Mich wenigstens hat die Liebe zum Gu-

ten öfter glücklich, als unglücklich, gemacht, und, wenn das Leztere auch zuweilen geschah, so bekam ich durch den Gang der Dinge bald wieder Ersaz dafür. Dis ists eben, worauf auch die gutherzigsten Klager oft nicht gehörig genug achten. Ich aber lege nun sogar am Grabe das Bekentnis noch ab, daß manches Unheil, das mich bei ihr traf, mich nicht getroffen haben würde, wenn ich behutsamer und mit geringerer Heftigkeit sie an den Tag gelegt und ausgeübt hätte. Manche Feindschaft und Verfolgung, die ich bekam, hätte ich nicht bekommen, wenn ich — ia nicht gesagt, das Gute unterlassen hätte, dis versteht sich so wohl — sondern wenn ich etwas mehr Nachgiebigkeit gehabt, mich in den Karakter der gegen mich handelnden Personen mehr einstudirt, auch etwas mehr Geduld gehabt hätte, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten und zu benutzen; iezt sehe ich ein, daß ich, wenn ich besonders das Leztere gethan, mich am Guten nicht versündigt hätte; so aber versündigte ich mich in der That nur ohne Noth an mir selbst. Ich möchte schon meine Freunde, die auch Freunde des Guten sind, fragen, ob sie nicht auch bei Zurücksicht auf ihr längeres Leben dasselbe Geständnis abzulegen bereit wären. Man mus in der That nicht genug daran haben, das Gute zu lieben, und für die Pflicht Feuer und Flamme werden zu können; man mus sich dabei auch in Zeiten und Menschen zu schicken wissen. Morgen vielleicht schon wäre dasselbe Gute mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen, als heute — warum also

gerade heute es unternehmen, und nicht morgen dazu abwarten? Ein Anderes wär's, wenn es durch Aufschub bis morgen ganz unmöglich würde; dis ist doch aber wohl nur selten der Fall. Hätte man auch die Launen und Schwächen der Menschen, gegen die man auftrat, zu tragen gewust, so hätten sie sich vielleicht eben so angeschlossen, wie sie sich ohnedis entgegenstämmten. Ich rede offen und frei aus meiner eigenen Lebensgeschichte, und kehre nun von dieser Digression auf mich zur Sache zurück.

Abgerechnet ganz ausserordentliche Zeiten des Weltunwesens, unter welchen die Kriegszeiten hoch obenan stehen, bleibt es immer wahr, daß Tugend und Rechtschaffenheit in der Regel der gerade Weg zur Glückseligkeit sind, wie sie der einzige Weg zur Seligkeit sind. Wer z. B. für die Seinigen redlich sorgt, der hat gewis auch in den mehresten Fällen seine Freude an ihnen; wer seine Mitbürger ehrlich behandelt, der wird in den mehresten Fällen auch gewis wieder von ihnen ehrlich und gut behandelt; wer sich als wahrer Menschenfreund zeigt, der bekommt auch gewis in den mehresten Fällen wieder Gegenbeweise der Menschenliebe. Aber — so ists; Viele bilden sich Mehr ein zu sein und zu leisten, als sie wirklich sind und leisten, und, wenn dann nicht Jeder so gegen sie ist, wie sie fordern, und nicht Jeder ihnen das leistet, was sie begehren, so seufzen sie oder schreien wohl gar über Undank der Welt und über Ungerechtigkeit des Schicksals.

Muß denn auch gerade das Gute, welches du dir wünschest, dir zu Theile werden, um dich zu dem Bekentnisse zu bewegen, daß Tugend auch äuserlich lohne? Vielleicht wird dir im Falle seines Aussenbleibens manches ebenso wünschenswürdige, oder gar noch wünschenswürdigere Gute zu Theile — besinne dich, und achte darauf, und sei nicht undankbar, sondern schätze es ... Muß du denn auch gerade jedes Gute erhalten, das du verdienst, so, daß der vollkommenste Zusammenhang zwischen deinem Thun und Geniessen sei? So berechne doch, wie unzählichviel Gutes du erhältst, worüber du gar nicht nachweisen kannst, wie du es verdient, oder wie du dazu beigetragen hättest, daß du es erhieltst. Traun, du wirst dann mehr die Freigebigkeit des Schicksals, als seine Ungerechtigkeit, zu besingen haben ... Alles, was die Aussenwelt uns geben soll, hangt von zu vielen und zu mannigfaltigen Umständen ab; bald sind uns diese günstig, bald ungünstig, und wir verlangten in der That etwas Ungereimtes, wenn wir wollten, daß sie uns immer nur günstig wären. Zufridenheit mit unserem Loose ist nicht nur Klugheit, sondern auch Pflicht für uns. Diese Zufridenheit, wenn sie von der Zufridenheit mit uns selbst begleitet wird, macht uns glücklich, wie die leztere selig: was wollen wir weiter?

So bleibt dann der Hauptsaz fest stehen — der Mensch ist zur Tugend, zur Liebe zum Guten, zu treuer Erfüllung seiner Pflichten, welche ihm die Vernunft

nachweiset, berufen, wie er die Ehre geniesst, sich selbst zu seinem Thun und Lassen bestimmen zu können. Aus der Uebergewalt und Oberherrschaft des blossen Instinkts soll er sich allmählich hervorarbeiten, erst durch blos sinnliche, hernach durch vernunftgemässere Willkür, zur wahren sittlichen Freiheit, in der er durchaus nur das Gute zu wählen vermag. Zu dieser allmählichen Hervorarbeitung ist er keineswegs zu schwach; es wäre dann, daß er von Kindheit an niedergedrückt, abgestumpft und moralisch verkrüppelt würde. Wird aber frühzeitig in ihm das Gefühl seiner hohen Würde geweckt, wird er zum Nachdenken über sein Thun und Lassen gewöhnt; lässt man ihn in der Wahl seiner Handlungsweise nach Gründen, sobald die Vernunft in ihm rüstig erscheint, sich üben, so erklimmt er eine Freiheitshöhe nach der andern. Er erfüllt endlich seine Pflichten — sie mögen ihm geboten werden, oder nicht, weil er sie sich selbst gebietet — er mag Beispiele davon vor sich haben, oder nicht, weil er keines derselben bedarf — die Umstände mögen sie ihm erleichtern, oder erschweren, weil er im letzteren Falle noch mehr Ehre davon hat — sein Glückseligkeitstrieb mag dabei seine Rechnung finden, oder nicht, weil sein Seligkeitsverlangen dabei allemal befridigt wird. So mus ich thun, denkt er, also will ich auch so thun. Dadurch, daß er in ähnlichen Fällen oft nach dieser Regel handelt, bildet sich ein sittliches Gefühl in ihm, und leitet ihn zulezt ohne alles weitere Raisonnement auf das sicherste

zum Richtighandeln. Fehlt er zuweilen hierbei, weil es Gelegenheiten sind, die sich nur selten für ihn ereignen, und wo doch schnell von ihm gehandelt werden mus, oder weil sich das Böse ihm in der Gestalt des Guten, oder doch des Erlaubten, zeigt, und er nicht genug auf seiner Hut deshalb ist, so sieht er seinen Fehler bald ein, vergütet ihn, und bildet sich eine Regel, wie er bei wieder erscheinender ähnlicher Gelegenheit handeln müsse und wolle — so, daß seine sittliche Güte dadurch im Grunde nichts verliehrt. Diese könnte alsdann nur verliehren, wenn er das Böse, welches er wählte, als erkanntes Böses, und bei vollem Bewustsein und mit Vorsatz wählte, etwa, weil es ihm sinnlich behagte, oder weil er dadurch eine unzeitige, ungerechte, unmässige Forderung einer Begierde stillte; einer solchen Wahl des Bösen aber ist er ia nicht fähig.

Ueberhaupt, wenn der Satz, daß der Mensch zur Tugend bestimmt sei, abgehandelt wird, so mus er in der Abhandlung also lauten — der Mensch ist bestimmt, in der Liebe des Guten unaufhörlich zu wachsen, das Gute immer herzlicher, eifriger, reiner, vollkommener zu wollen und auszuüben. Dis kann der Mensch auch wirklich, sobald er nur will. Kann er denn nicht auch im Bösen wachsen? Woher iene Bösewichter, die das Entsetzen der Welt erregen? Wurden sie es auf einmal? Traten sie gleich als solche auf? Nein, sie wurden es erst durch Uebung, und zwar durch lange Uebung im Bösen, und würden noch immer voll-

kommener darin geworden sein, wenn sie Zeit und Freiheit dazu länger gehabt hätten. Woher also auch jene Heiligen, die der Glanz der Welt sind? Sie wurden es ebenfalls durch lange Uebung im Guten, und würden auch noch immer vollkommener darin geworden sein, wenn sie noch länger gelebt hätten. Wenn man daher einen Menschen nur erst auf guten Wegen siehet, so lasse man ihm auch nur Zeit; er wird gewis seinen Beruf zur Tugend immer trefflicher erfüllen. Man enthalte sich aller übertriebenen Forderungen an ihn, thue dergleichen, wenn man sie nicht lassen kann, lieber an sich selbst, und trage Alles, was man kann, dazu bei, daß er vor schier gewaltsamen äuserlichen Verführungen gesichert werde.

Die Verhältnisse, in welchen sich der zur Tugend bestimmte und berufene Mensch mit Gott befinde, sind leicht anzugeben. Betrachtet man Gott auch blos als das Urbild aller sittlichen Güte, so kann der Mensch ihm nur gefallen, wenn er nach höherer Aehnlichkeit mit ihm strebt, und als ein Wesen, das sich zu seinem Thun selbst bestimmen kann, wie er, sich auch freiwillig zum rechten Thun bestimmt, wie er. Betrachtet man Gott als Gesetzgeber in der moralischen Welt, so kann er ebenfalls nur Wohlgefallen am Menschen haben,

wenn er die Erfüllung des Sittengesetzes liebt und treibt. Dieses Gesetz, das Gesetz des Rechtthuns, ward allen sittlichen Wesen, als solchen gegeben, also auch den Menschen; sie erhielten es von der obersten Vernunft durch ihre Vernunft. Daher dann auch die Meinung, daß sie es sich selbst geben müsten, wenn Gott es ihnen nicht gegeben hätte; eigentlich aber kann dis wohl nur auf die sogenannten noch ganz besondern äuserlichen Offenbarungen des Gesetzes gedeutet werden, so, daß also der Sinn ist, wenn diese auch nicht da wären, der Mensch hätte das Gesetz doch, seine Vernunft gäbe es ihm, d. h. er müste sich's selbst geben. Daß dis so sei, beweiset die nähere Bekanntschaft mit der Menschheit, und selbst unter den Wilden trifft man Spuren dieses Gesetzes an. (Die Nachrichten hiervon waren mir immer das Schönste und Beste in den Reisebeschreibungen.) Die richtigere Einsicht desselben aber, und seine umständlichere Erklärung, oder die Anwendung davon, als eines blos allgemeinen Gesetzes, auf alle besondere und verschidene sittliche Verhältnisse und Lagen des Menschen, findet man freilich nur bei Gebildeteren, der Menschen, deren Vernunft mehr ausgewirkt ward; welches auch sehr natürlich ist. Gewis ist diese bestimmtere Anwendung des Gesetzes auf einzelne Fälle die Hauptsache; man kann die verschidenen Angaben derselben Gebote nennen, die zusammen das Gesetz ausmachen. Wer also Andern das Gesetz lehrt, mus ihnen auch die Gebote

lehren; oder er hat ihnen nur blutwenig gelehrt: „Ich soll recht thun — wie thue ich denn aber recht in dieser Hinsicht, in iener Hinsicht, in dieser sittlichen Lage, in iener sittlichen Lage?“ — diesen Fragen muß der Gesetzlehrer so viel, als möglich, sogar zuvorzukommen suchen, und sie, als noch nicht gethan, schon beantworten.

Gott kann, sagte ich vorhin, als Gesetzgeber in der sittlichen Welt, nur Wohlgefallen an denen haben, welche das Gesetz lieben, und der Erfüllung desselben sich aufrichtig befleissigen. An dieser Befleissigung den sittlichen Kräften nach, welche man hat, mus es dann aber auch eben so genug seyn, wie bei körperlichen Arbeiten an der Befleissigung nach seinen körperlichen Kräften, welche man hat. Wird ein vernünftiger und guter Mensch von Seinesgleichen, die unter seinem Befehle stehen, Mehr verlangen, als sie schaffen können? Wie? und der Allweise und Allgütige sollte von uns eine höhere Tugend fordern, als die ist, der wir gewachsen sind? Alles, was er, als ein Solcher, fordern kann, besteht nur darin, daß wir auf der Stelle leisten, was wir auf der Stelle leisten können, um sein Gesetz des Rechtthuns zu erfüllen, und daß wir durch fortgesetzte Uebung im Guten wachsen im Guten, oder in der Erfüllung seines Gesetzes.

Wie aber, wenn das Erstere nicht einmal der Fall ist, mus da der grosse Gesetzgeber sich nicht von uns beleidigt finden, auf uns zürnen, und von uns Ge-

nugthuung forbern, damit er uns verzeihen könne? . . Alle diese Vorstellungen mögen immerhin auf menschliche Gesetzgeber passen; auf den allerhöchsten Gesetzgeber aber passen sie nicht. Gottes Wohlgefallen an uns blos wird unterbrochen durch Nichterfüllungs- Uebertretungsfälle des Gesetzes, wird aber sofort wiederhergestellt, wenn wir das Gesetz wieder erfüllen, oder doch zu erfüllen uns aufrichtig bestreben. Bedarf es da im Grunde wohl eines besondern göttlichen Gesandten an uns, der uns dis erst bekannt mache, und der uns besonders erst lehre, der wahre, einzigwahre Weg zur sogenannten Vergebung der Sünden, oder eigentlich zur neuen Gottwohlgefälligkeit, sei sogenannte Busse, oder eigentlich neue Tugend? Lehrt uns dis nicht schon unsere Vernunft? Gewis, ebenso bestimmt, wie sie uns lehrt, daß Uebertretung des Gesetzes uns Gott misfällig mache! Gesetzt aber doch, es wäre so ein Gottesgesandter erschienen, vielleicht — um dem Unfuge, welchen vom Aberglauben sich nährende Priester durch Opfer- und Gabenvorschriften mit dem Volke überall trieben, wie durch eine Stimme von Himmel gleichsam ein Ende zu machen, müsten wir nicht an ihn glauben, weil er treu das bestätigt hätte, was sein allerhöchster Sender uns durch die Vernunft, sobald sie nur einigermassen sich ausbildet, schon lehrte? . . Bedarf es nun aber auch wohl vollends eines solchen Mittlers für uns, der zwischen Gott und uns hintrete, den Arm der göttlichen Rache gegen uns

aufhalte, durch seine vollkommene Tugend unsere unvollkommene decke, und durch seinen Opfertod unsere Sünden büsse, damit dem Gesetzgeber nur Genugthuung geschehe? O wehe doch dem, der auf solche Vorstellungen verfällt! weit entfernt ist er von aller wahren Verehrung Gottes, wie von aller wahren Würdigung des Menschen. Welche Zusammenstellung von Begriffen — ein Allerhöchster und ein Racheathmer! nur den ungebildetesten Menschen kleidet Rache. Genugthuung also doch wohl dem grossen Gesetzgeber? Gut, wenns einmal so sein müsse, aber von wem und durch wen alsdann? Doch wohl nur, wie vom Gesetzbrecher, so auch durch den Gesetzbrecher. Kann denn meine moralische Verschuldung auf einen Andern wandern, so etwa, wie eine Geldschuld, die ein Anderer für mich bezahlte? Ebensowenig kann dann auch das Verdienst eines Andern auf mich wandern, und meine eigene Verdienstlosigkeit decken. Sollte dis etwa dadurch geschehen, daß ich mir es recht herzlich zueignete? Diese herzliche Zueignung eines fremden Verdienstes — wenn man sich etwas Verständliches dabei denken will — darf nur darin bestehen, daß man sich ganz nach demselben bilde, und so sind wir wieder, wo wir waren, bei eigener Besserung, bei Selbstheiligung. Ein Andrer kann uns nicht heiligen — wir selbst müssen uns heiligen; sein Beispiel aber kann uns dabei zur Leitung dienen. Was sollten wir auch von Gott denken, wenn wir glaubten, ein Anderer könnte

uns vor ihm heiligen? Käme dis nicht ebenso heraus, als wenn wir meinten, Gott, der Allerheiligste, sähe, wenn er einen Hochheiligen unseres Geschlechts fände, über uns Unheilige weg, ruhete mit seinen Blikken blos an diesem, und liesse sich's nun so vorkommen, als wären wir so heilig, wie er, oder liesse uns um seinetwillen unsere Unheiligkeit für frei ausgehen? Keins von Beiden aber liesse sich vereinigen mit der geringsten Achtung gegen Gott — als Gott... Wenn übrigens die Vernunft es schon für halbe Blasphemie erklären mus, Gott durch Thieropfer versöhnbar zu machen, so mus sie es für ganze Blasphemie erklären, Gott gar durch ein Menschenopfer versöhnbar zu machen, und noch dazu bei der Nebenvorstellung, daß Gott selbst zu so einem Opfer die Anstalten, ja, ausserordentliche Anstalten, gemacht, und den allervortreflichsten Menschen sich dazu ausersehen habe. In der That, mein hohes Alter hält mich nicht ab, über dergleichen Afterideen — die auch gar nicht für das neue Jerusalem (Christenheit) passen — aus Ehrfurcht gegen Gott noch so in Harnisch zu gerathen, wie einst am Schlusse meiner Jugend. „Ohne Blutvergiessen geschieht keine Vergebung" Blut mus Gott sehen — welch eine Idee! Ich freue mich deshalb um so herzlicher, daß der alte christliche Lehrer, welcher sie aufstellte, sie durch den Zusaz „nach dem Gesez" in das alte Jerusalem zurückverwies . . . . Genugthuung aber

überhaupt; sobald nicht von willkürlichen Menschengesetzen, sondern von dem in der Natur sittlicher Wesen begründeten Sittengesetze, die Rede ist, gebührt nicht dem Gesetzgeber, sondern dem Gesetze selbst, und — nimmt sich dieses sie nicht auch, und zwar nur gerade an dem Subjekt, das sie verschuldete? Straft es nicht seine Uebertreter? Gewis, es straft sie in der Regel so, wie es in der Regel seine Befolger lohnt, und zwar alsdann, sobald eigene Besserung nicht etwa noch Erlas zu bewirken vermag, auf eine unerläsliche Weise. Hat man ie gehört, daß der Glaube an einen Mittler, der zwischen Gott und den Sünder, oder richtiger gesprochen, zwischen das Sittengesetz und den Uebertreter desselben, hingetreten wäre, den Uebertreter von den schon eingetretenen Strafen des Gesetzes befreiet hätte? Vielmehr habe ich's selbst oft mit angesehen, wie sich unsere Wüstlinge, die sich die reissende Gicht, oder die Wassersucht, zugezogen hatten, bei aller Ergreifung ienes Glaubens, der ihnen gepredigt ward — (vielleicht würden sie solche Wüstlinge nicht geworden sein, wenn er ihnen nicht gleich von Jugend auf gepredigt worden wäre) — sich doch so lange hinquälen musten, bis der Tod — der eigentliche und einzigwahre Mittler zwischen ihnen und dem sie strafenden Gesetze — ihren Leiden ein Ende machte. Ebenso habe ich's auch mit angehört, daß beharrliche Uebelthäter, wenn am Ende doch das Gewissen seine unveriährbaren Rechte an ihnen noch ausübte, und eben darum, weil ihm die Aus-

Ausübung derselben so spät erst gelang, sie gar fürchterlich betrieb; sich verfluchten und vermaledeiten, und von einem Mittler für sich nicht einmal etwas wissen wollten, weil es nun, da ihre Leidenschaften sie nicht mehr verfinsterten, ihnen zu sehr einleuchtete, daß blos wirkliche Besserung, die aber weiter nicht möglich war, sie über ihr geführtes Leben, das eine lange Reihe von Unthaten gewesen, beruhigen könne, und ich bin fest überzeugt, daß zehen Crucifixe, die man vor sie hingestellt hätte, sie nicht beruhigt haben würden . . . So liegts offenbar tief in der gesamten Einrichtung des Menschen, daß das heilige Sittengesetz sowohl seine äuserlichen, als auch seine inneren Bestrafungen, an dem, der es übertrat, selbst, vollzieht, wie es sie auch nur an ihm selbst vollziehen kann. Ueber den letzteren Gedanken nur noch die Fragen — „kann ein Anderer für uns gichtbrüchig, oder wassersüchtig, werden? kann ein Anderer für uns Gewissensfoltern, oder Verzweiflung, übernehmen?“ So müßte er ja in der That aufhören, Er zu sein, und müßte Wir werden. Doch — wozu auch diese Fragen noch? Jeder, wie gesagt, der sich reissende Gicht, oder Wassersucht, zugezogen hat, leidet daran bis an sein Ende, und Jeder, wer sich Gewissensfolter, oder Verzweiflung, bereitete, wird gefoltert bis an sein Ende, und stirbt den Tod der Verzweiflung, — eigenmächtig wohl gar, wenn man ihm freie Hand dazu läßt. Bedauren mus man also in der That den grossen und edlen Stifter des Chris-

stenthums, wenn er, der sich freilich seine Gemeine, die Christenheit, theuer, ja, auf das möglichstheuerste — welcher Erkauf gleicht wohl dem Erkaufe durch Märtirertod? — wirklich erkauft hat, in dem Anbilde eines stellvertretenden Mittlers hingestellt wird, da er doch ein solcher gar nicht sein wollte, sondern vielmehr darauf drang, daß der Mensch selbst seine grosse Menschensache mit Gott abmachen solle — ganz so, wie er auch glauben lehrte, daß Gott seine grosse Gottessache, die Providenz, selbst mit dem Menschen abmache.

Providenzglaube — ha! welch ein Glaube! wie hing ich von ieher an ihm, und, ie älter ich ward, immer fester an ihm! wie belohnte er mich dafür mit Seelenruhe, die auch immer fester ward, und die ich gern, wenns angehen könnte, allen meinen Freunden als ein Andenken an mich vermachte! Ja, Gott hat seine grosse Gottessache, die Aufsicht über meinen Gang durchs Leben, selbst so mit mir abgemacht, daß es keines Mittlers bedarf, der ihn mit mir über hier und da, wo ich mich von ihm verlassen fand, aussöhnen müßte; er selbst hat sich durch die Folgezeit mit mir ausgesöhnt, so ausgesöhnt, daß ich iezt schon Alles gutzuheissen geneigt bin, was mir geschehen ist, und so erwarte ich, auf ihn

vertrauend, ein Weiteres für mich, wo er das, was ebenfalls noch auszumitteln wäre, gleichermassen ohne alle fremde Vermittelung selbst so ausmitteln und ausgleichen wird, daß ich staunend, aber dankbar froh staunend, vor ihm niedersinken werde.

Das Schicksal hats gewollt — wenn ich diese Sprache höre, erinnere ich mich daran, daß man auch spreche — die Natur hats gethan. Man thäte auf jeden Fall besser, daß man gleich spräche — Gott hats gewollt, wie man besser thut, wenn man gleich spricht — Gott hats gethan. Am Ende nehmlich müssen diejenigen, welche vom Schicksale reden, doch auch auf Gott zurückkommen, wie die, welche von der Natur reden, wenn sie ihre Rede sich selbst verständigen wollen. Auch denen gehts so, welche dafür sprechen — der Himmel hats gewollt. Ja, diese haben es sogar schon gleich mit Gott zu thun, wie die späteren Juden, welche ihren Jehova auch Himmel nannten, so wie ehe die Griechen ihren Jupiter Olimpus. Genug, wie bei wirkenden Kräften ein wirkliches Wesen gedacht werden muß, das die Kräfte besitzt und mit ihnen wirkt, so muß auch bei geschehenden Verfügungen ein wirkliches Wesen gedacht werden, das die Verfügungen treffen will und trifft. Hierbei bleibe ich stehen, und so verachte ich am Ende meines Lebens noch, und zwar mehr, als je, sowohl mit Augustinus den Glauben an einen blossen Zufall, durch welchen alles ohne Vernunft regirt werde,

als auch mit Seneka die Meinung, daß eine blinde Nothwendigkeit Alles in einer unvermeidlichen Ordnung erfolgen lasse. Wie könnte der Zufall die Ordnung, welche doch wirklich noch da ist, und sowohl in der phisischen, als in der moralischen Welt, rühmlichst besteht, bewirken, wenn ihn nicht wenigstens etwas Höheres, ein grosser Geist, leitete? Sind wir also nicht doch, indem wir bei ihm zu sein meinten, im Grunde bei einem höchsten Weltregirer? Dis haben auch viele eingesehen, welche an ihn glaubten, und glaubten daher zugleich, daß auch er unter der Gewalt Gottes stehe. In der That, sonst könnte man ihn ja auch wohl mit gleichem Rechte gar zum Grundleger und Stifter der bestehenden Ordnung, zum Weltschöpfer, wie zum Weltregenten, machen; als wodurch dann aber auch wohl alles vernünftige Denken über das gesamte Weltwesen ein Ende hätte. Uebrigens, wenn wir nur dieses und jenes, was geschah, für zufällig geschehen zu erklären pflegen, so meinen wir zwar allerdings damit etwas ganz Anders; dächten wir aber recht über die Sache nach, so würden wir vielleicht gerade in dergleichen für blos zufällig erklärten Ereignissen den höchsten Beweis für Gottes Weltregirung finden. Unter den früheren Weisen fand auch dieser Glaube wirklich Statt, und daher so manche ihrer Aeuserungen über das sogenannte Zufallsspiel, derentwegen man zwar späterhin sie verlachte, die aber bei unbefangenen Denkern ihrer Religiosität noch

immer zur Ehre gereichen ... Was die *blinde Nothwendigkeit* anbetrifft, so ists doch gewis auch gleich vernünftiger, zu glauben, daß ein *Allweiser* einer offenbar planmässigen und daher *unaussprechlichen* Ordnung der Dinge vorstehe, und solche unter allen Umständen aufrechtzuhalten wisse, als daß *sie* Alles, was sich ereignet, in einer blos unvermeidlichen und daher *nichts besagenden* Ordnung sich ereignen lasse. Die Unvermeidlichkeit, welche hiervon angegeben wird, kann auch gar nicht bewiesen werden; vielmehr ist das Gegentheil von ihr auf der Stelle erwiesen. Gebieten denn nicht die willensfreien Menschen unaufhörlich über den Gang der Dinge mit? Gehts nicht so her sowohl in der phisischen, als in der moralischen Welt? Wo bleibt also die *unvermeidliche* Ordnung? Es ist mir lieb, daß sich die Sache so verhält, denn nun ists doch wohl sonnenklar, daß, wenn die Menschen über den Gang der Dinge *mit*gebieten, Etwas, das höher ist, als sie, wieder *über* sie gebieten müsse, damit die Welt so bestehen könne, als sie doch wirklich besteht .... Läßt sich der Glaube an Gott auch in der That wohl als ganz vollständig denken, wenn man nicht auch an Gott, *als Weltregirer*, glaubt? Gott soll mir ja *das allerhöchste Etwas* sein, dessen Begriff mir gleichsam *einge*schaffen, und dessen Bild mir gleichsam *an*geschaffen ist; wie er also in meinen Augen *Dieses* nie werden könnte, wenn die Welt, oder Alles, was ausser ihm

da ist, nicht von ihm abstammte, so würde er auch in meinen Augen gleich wieder aufhören. Dieses zu sein, wenn die von ihm abstammende Welt nicht auch immerwährend von ihm abhinge.

Wie die Welt von Gott abhange, weis ich so wenig anzugeben, als, wie sie von ihm abstamme. Beides rührt davon her, daß mir Gott an sich unerforschlich ist. Genug, wie ich allenthalben Kräfte nach einer ihnen eigenthümlichen, ihnen gleichsam vorgeschriebenen Richtung wirken sehe, und dis für sein erstes Werk halte, so halte ich auch, wenn dessen ungeachtet Unordnung entstanden ist, die Zurückkehr der Ordnung für sein ferneres Werk — besonders, wenn ich sie aus der blossen Urrichtung der Kräfte nicht zu erklären weis. Bei dieser Vorstellung lasse ich's bewenden, und zwar in der physischen sowohl, als in der moralischen Welt.

Man hat dem allerhöchsten Etwas wohl gern blos das Regiment in der moralischen Welt anweisen wollen; ich sehe aber nicht ein, wie Gott die moralische Welt regiren könne, wenn er nicht auch Herr der Natur ist. Besteht denn nicht die moralische Welt in der phisischen Welt? oder mit andern Worten — sind nicht alle übersinnliche freihandelnde Wesen in Sinnlichkeit eingehüllt? Soll ihnen also Vergeltung für ihre Thaten, für ihre Wahl des Guten, oder Bösen, geschehen, so mus Gott, der oberste Vergelter, auch über die Natur gebieten können, um sie auch äuserlich zu loh-

nen und zu strafen. Es kann nehmlich nicht genug dankbar sein, daß sie von ihm so eingerichtet wurden, daß das Sittengesetz selbst in der Regel diese Funktion verrichte; wie, wenn nun doch Fälle genug vorkommen, in welchen es sie nicht verrichtet??? Soll da etwa blos auf inneren Vergelt zurückgewiesen werden? Diß dürfte doch wohl nur auf die Erfüller des Sittengesetzes anwendbar sein, keineswegs aber auf die Uebertreter desselben. So gewis es nehmlich ist, daß der gute Mensch für den äuserlichen Lohn, welchen er verdient und nicht erhält, sich durch den Lohn seines Gewissens zu entschädigen weis, so gewis ists auch, daß böse Menschen, wenn sie nur äuserlich nicht leiden, sich sehr häufig über die Strafen ihres Gewissens hinwegzusetzen wissen. Soll nun da nicht, damit Vergelt geschehe, Gott, sobald er will, daß Vergelt geschehe, als Weltregirer auch in die Natur eingreifen können? An diesen Satz, den ich habe bestreiten helfen, glaube ich am Ende meines Lebens wieder von ganzem Herzen. Ich glaube besonders darum an ihn, weil ich späterhin Zeuge von ganz ausserordentlichen Strafgerichten geworden bin, welche die Natur an der Stelle des Sittengesetzes vollzog. Mögen Andere immerhin solche Vorgänge den Elementen blos zuschreiben, welche zufälligerweise sie bewirkt; ich finde es für vernünftiger, sie dem Herrn der Elemente zuzuschreiben, und freue mich, einen alten Sänger in Israel dabei auf meiner Seite zu haben, der gar herrlich also

ſucht — „du machſt deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen." Umgekehrt nun ſollte überſetzt ſein — „du machſt die Winde zu deinen Engeln, und die Feuerflammen zu deinen Dienern." Dis heiſſt dann wieder auf gutdeutſch — „Sturm und Bliz müſſen dir zu Gebote ſtehen, ſobald du ſie als Weltregirer zu deinen Strafwerkzeugen machen willſt." Ich komme ſonach wieder auf meinen ſchon geäuſſerten Grundſatz zurück, daß eben ſolche für blos zufälliggeſchehen erklärte Ereigniſſe gerade den höchſten Beweis für Gottes Weltregirung ausmachen; denn nicht, daß ſie überhaupt geſchahen, ſondern daß ſie gerade da geſchahen, als ſie geſchahen, und als heilloſes Menſchenböſes auf das höchſte zur Strafe reifte, iſt doch wohl zum bloſſen Zufalle zu viel.

„Du glaubſt alſo im Ernſt an Wunder?" Auf dieſe Frage antworte ich getroſt — nennet es, wie ihr wollet, woran ich glaube, und denket euch unter Wunder, was ihr wollet; ich bin der Meinung, und halte ſie für ſehr richtig, daß zu einem ſogenannten Wunder von Gottes Seite nicht Mehr erfordert werde, als zur Gewöhnlichkeit der Dinge, und daß ſein bloſſer allmächtiger Wille, der Alles als ſein Werkzeug gebrauchen kann, jenes ebenſo bewirke, wie dieſe — mit dem Unterſchiede etwa, der aber nur für uns Unterſchied iſt, daß er jenes immer auf der Stelle, dieſe aber von Anbegin bewirkt.

Würde weiter gefragt, warum also Gott nicht allemal allmächtig zutrete und eingreife, wenn der gewöhnliche Gang der Dinge nicht Gerechtigkeit pflegt, so würde ich weiter erwiedern, daß es auch Fälle genug geben könne, in welchen seine Weisheit aus höheren Hin- und Rücksichten es nicht räthlich findet, auf solche Weise zuzutreten, und daß es sonst einen starken Beweis für eine künftige Welt weniger geben würde, wenn in der gegenwärtigen durch vollkommene Justizpflege Alles ausgemittelt und abgemacht würde.

Dieienigen, welche dem *Satans*glauben ergeben sind, müssen vollends sich gezwungen fühlen, Gottes, als höchsten Weltregirers, besondere Hinzutritte und Dazwischenkünfte anzunehmen; denn wie sollten sonst die heillosen Unordnungen, deren Anrichtung sie ihm zueignen, wieder beigelegt werden können, oder wie sollte er abgehalten werden, sein vermeintes Höllenunwesen auf der Erde ohne Unterlas zu treiben? Ich aber glaube an dergleichen Gotteszutritte zur grossen Menschensache, ohne an den Satan zu glauben, und nicht, weil Satan auf Erden mitregirt, sondern weil die Menschen daselbst mitregiren, unter welchen oft viele von satanischem Schlage sind, und deren Machinationen nur ein Ober- und Höchstregirer begrenzen und wieder vereitlen kann.

Mein Nichtglaube an den Satan übrigens beruhet auf sehr guten Gründen. Erstlich — zur Erklärung des Ursprungs des Bösen bedarf ich seiner nicht, sondern

kann diesen ohne ihn erklären. Das phisische Böse entspringt aus derselben Einrichtung der Natur, aus welcher das phisische Gute entspringt. Sollte die Einrichtung so sein, daß jenes nicht wäre, so könnte auch dieses nicht sein. Jenes entspringt also nur beizu, dieses aber absichtlich, und übertrift jenes an Menge auf das höchste. Das moralische Böse in der Erdenwelt ist blos Menschenwerk, wie das moralische Gute in ihr. Nimmt man etwa auch an, daß ein übermenschliches Wesen von Satans entgegengesetzter Beschaffenheit die Menschen zum Guten antriebe? Warum soll also Satan gerade es sein, der sie zum Bösen antreibt? Sie fallen darauf ohne ihn; ihre häslichen Leidenschaften, Wollust, Stolz, Neid, Rache, Hab- und Herrschsucht geben es ihnen ein, wie dem Edlen sein edler Sinn das Sittlichschöne und Erhabene eingibt. Mangel an Körperkunde erzeugte die Meinung von satanischen leiblichen Besitzungen, und Mangel an Seelenkunde die Meinung von dergleichen geistlichen. Wie gut ists doch, daß der Satansglaube sank! Heillosen Unfug hat er in der Welt angerichtet. Guten Menschen verursachte er nichts, als Angst und Schrecken, besonders, wenn sie meinten, daß Gott sie wohl eine Zeitlang in der Gewalt des Satans lassen könne, um ihre Tugend recht zu prüfen; den Bösen aber war er höchst willkommen, weil sie auf solche Weise all ihr Böses auf fremde Rechnung schreiben konnten.

Wäre die Existenz eines solchen Wesens, wie Satan gedacht wird, auch wohl vereinbar mit einem vernünftigen Glauben an Gott? Ich mus dis verneinen; denn entstanden müste er doch irgend einmal sein — durch wen also anders, als durch Gott, der einzig und allein ohne alle Abstammung existirt. Entweder er wäre nun gleich so böse entstanden, oder er wäre es mit der Zeit erst geworden. Im ersteren Falle — welch ein Gedanke, daß Gott ein solch Wesen geschaffen hätte! Im letzteren Falle — kann ein sittliches Wesen, das doch weit höhere Vernunft, als der Mensch, haben soll, wirklich auch wohl so böse werden? Hätte Gott nicht auch vorhersehen müssen, daß es so böse werden möchte? Würde er es auch da haben schaffen wollen? Wie? ein Wesen sollte er haben schaffen wollen, das ihm dereinst bei seinen guten Anstalten immer im Wege wäre, ja, sogar entgegenwirkte? Etwa, um seine Uebermacht über dasselbe am Ende doch immer zu beweisen? Bis dahin aber, daß dis geschehe, sollte es so viel Unheil anrichten können, als es wollte? Welche Vorstellungen! wie heben sie offenbar allen vernünftigen Glauben an Gott auf!... „Sind denn aber, könnte gesagt werden, *die Menschen* nicht auch Gottes Anstalten oft genug im Wege? Muste dis Gott nicht auch vorhersehen? Müste man also nicht auch fragen, warum *er sie* geschaffen habe?" *Menschen*, würde ich hierauf erwiedern, sollten ja die Geisterwelt ausmachen, welche an der Spitze der Erdenschöpfung stände, und musten also sein; wozu

aber Satan? Sind übrigens die freien Menschen Gottes Anstalten im Wege, so sind sie es doch nur bei seinen Anstalten für sie selbst. „Aber, wie ists mit dem Thierquäler? Ist er nicht Satan für die Thiere?“ Gut; gehören denn diese aber nicht wenigstens doch auch zu der sinnlichen Welt, in der der Mensch lebt? So muß er, der Freie, auch auf sie wirken können, wie er will, gut und böse; nicht selten wird er auch für das Letztere hart gestraft. Satan aber würde auf keinen Fall zur Erdenwelt gehören; warum sollte also so ein überböses Wesen sein, das in ihr Schaden anrichten könnte, wie es wollte?

Noch Mehr. Satan, wenn er auch wirklich existirte, könnte, als ein geschaffener endlicher Geist, doch nur verkörpert existiren. Zum Stern Erde nun nicht gehörig, und keinen irdischen Körper habend — nur Verrückte glauben ihn gesehen zu haben — müste er einen andern Körper haben, und mithin auch zu einem andern Stern gehören. Auf dem Stern aber, wo er eigentlich zu Hause wäre, müste er dann auch zu Hause bleiben, und könnte so wenig die Erde besuchen, als — wie schon gedacht — höhere gute Geister von ihrem Stern herab sie besuchen können.

Ja, das Letzte noch. So ein Wesen, wie Satan beschrieben wird, hätte seine Existenz nicht weit fortsetzen können, sondern müste längst schon durch sich selbst zerstört worden sein; ganz nach dem Grundsatze jenes alten

Kirchenvaters — daß, je verderbter etwas sei, desto näher es auch seinem Untergange sei.

Also — weg mit dem Satansglauben, der überhaupt, wie an sich unsauber, so auch sehr unsaubern Ursprungs ist, indem er in der Heidenwelt entstand, und aus dieser erst späterhin in die Judenwelt verpflanzt ward, aus der er hernach wieder in die Christenwelt überging — aber ganz, wie weiter unten sich zeigen wird, wider den Willen ihres Errichters. Satans wegen mithin bedürfte ich des Glaubens an besondere Gottesbhinzu- und Dazwischentritte nicht, wohl aber, wie gesagt, der Menschen wegen, die allerdings auf Erden mitregiren, und nicht selten so mitregiren, als wenn sie Satane wären. Wie ich behauptete, daß es keine unvermeidliche Ordnung geben könne, die Werk blosser blinder Nothwendigkeit sei, weil die Menschen über den Gang der Dinge mitgebieten: so behaupte ich auch nun, daß Gott also eingreifen können müsse, um solchen Menschen, welche das Mitgebieten schändlich misbrauchen, Einhalt thun, und die durch sie gestörte weise und heilige Weltordnung wiederherstellen zu können. Kurz, wie mein Glaube an Gott überhaupt dadurch erst ganz vollständig wird, daß ich ihn mir auch als Weltregirer denke, so kann auch mein Glaube an ihn als Weltregirer besonders nicht eher ganz vollständig werden, als bis ich ihn mir denke, wie er, sobald er es für gut findet, allmächtigwollend hinzutre-

ten und eingreifen könne. Ich kann mir wenigstens sein höchstes Oberregiment nicht anders vorstellen, als so. Beschuldigte man mich deshalb einer zu menschlichen Vorstellungsweise, so wollte ich mir doch diese Beschuldigung lieber gefallen lassen, als daß es von mir heissen sollte, ich schriebe dem Zufalle das zu, was Gott gehört. Zwischen beiden Erklärungsweisen hätte ich ia offenbar nur die Wahl, und so weis ich, welche davon ich zu Ehren meiner Vernunft zu wählen hätte.

Keineswegs kann ich iedoch denen beipflichten, welche dafür halten, der Mensch sei als Beter im Stande, solche ausserordentliche Hinzutritte Gottes zu bewirken. Was sollte man von dem Allweisen denken, wenn er sich's von Menschen auch nur erst müste sagen lassen, wann dergleichen von ihm zu thun wären, oder wenn er sie vollends am Ende nur thäte, weil er unablässig darum angerufen würde, da er sie sonst nicht gethan hätte? Wie? er wüste aus sich selbst nicht, wann sie nöthig wären? Wie? er müste zu nöthigen erst bewegt werden, oder liesse sich gar zu für unnöthig von ihm gehaltenen bewegen? Hinge nicht Gott auch auf solche Weise vom Menschen ab, statt daß der Mensch von Gott abhangen soll? Wenn also auch wirklich solche Ausserordentlichkeiten auf das Gebet einzelner oder mehrerer Menschen erfolgen, so erfolgen sie nicht durch's Gebet, sondern blos nach dem Gebete, und würden erfolgt sein ohne alles menschliche Beten. Ich

bin gewis ein grosser Freund des Gebets, wie ich gar kein Freund unnützer Handlungen bin, wenn sie auch noch so heilig liessen — als dergleichen es viele selbst unter den Christen gibt, vorzüglich da, wo der Katholicismus herrscht — weshalb uns Protestanten vor jeder neuen Annäherung an ihn Gott in Gnaden bewahren wolle! — also lautet mein lezter Wunsch — aber die Kraft des Gebets ist in meinen Augen von ganz anderer Art, als die hier erwähnte, welche man, wenn es sich wirklich mit ihr so verhielte, wie angegeben wird, gar richtig Wunderkraft nennen könnte. Das Gebet an sich blos kann jedoch in der Aussenwelt und in dem Gange der Dinge, über den oft ein dichter Schleier gedeckt ist, überhaupt nichts abändern; wär's aber der Fall, daß ich selbst darin eine heilsame Abänderung machen könnte, mich aber zu schwachen Muths dazu fühlte, so kann allerdings das Gebet meinen Muth stärken, sie zu versuchen und zu bewirken, und wollte ich dann sagen, mein Gebet habe sie bewirkt, so könnte ich zwar so sprechen, es wäre aber doch immer sehr uneigentlich gesprochen. Ich suche die Hauptkraft des Gebets darin, daß mich dasselbe mehr zur Zufridenheit mit dem Gange der Dinge, wenn er mir lästig ist, ich aber ihn nicht abändern kann, zu stimmen, bei Gefaren mich gesezter und unerschrockner zu machen, und in wirklich schon eingetretenen grossen Nöthen zur völligen Hingebung an mein Verhängnis mich zu bewegen vermöge. Diese Gebetskraft ist nicht abzuleugnen, und aus dem Wesen

des Gebets leicht zu erklären. Die lebhaften Anerinnerungen an den Allerhöchsten und an sein heiliges Walten über Alles nehmlich, welche eigentlich das Gebet zum Gebet machen, müssen dergleichen beseligende Eindrücke auf ein frommes Gemüth schaffen, und so kann es in der That zuweilen geschehen, daß das Gebet Wunder gleichsam bewirke, aber nicht in der Aussenwelt und um den Menschen her, sondern am Menschen selbst — moralische Wunder. Wie es vom Providenzglauben entsteht, so gibt es hernach diesem Glauben das volle Leben, und er erzeugt alsdann iene Unerschütterlichkeit, iene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, durch welche schon oft erhabene Märtirer die Welt in Erstaunen sezten. Ich habe die Gebetskraft, von welcher ich hier rede, selbst genug empfunden, und bitte alle meine Freunde, ihren Genus sich recht fleissig zu gewähren. Sie bleibt, wenn man nur mit Eifer betet, nie unwirksam, und vielleicht liesse sich hiervon ausser der bereits gegebenen einleuchtenden Erklärung noch eine andere geheimere angeben. Möchte ich dieser Vermuthung wegen auch noch so laut verspottet werden, mein Verspötter wüste doch wohl so wenig anzugeben, was Gott und der Mensch sei, und wie der Mensch von Gott abhänge, als ich. Warum sollte sich also der Geist Schöpfer nicht ihm allein bekannte Wege zu seinen geschaffenen Geistern haben vorbehalten können, auf welchen er stärkend in sie einwirkte? Und — wäre dis von ihm geschehen, eignete sich das Gebet nicht ganz besonders

dazu, ihn in den Stand zu setzen, dieser Wege sich zu bedienen, oder sie ihm von menschlicher Seite zu öffnen? Sei jedoch, wie ihm sei — genug die Gebetskraft ist da; so lasst uns nicht über ihren Zusammenhang streiten, sondern sie zu unserer **Stärkung** benutzen! . . .

„Die **Nachdenkenskraft** ist aber auch da, lässt sich aus dem Wesen des Nachdenkens ebenso leicht erklären, wie die Gebetskraft aus dem Wesen des Gebets, und jeder eifrige Nachdenker empfindet sie, wie diese jeder eifrige Beter empfindet; so könnt's also ausser der gewöhnlichen einleuchtenden Erklärung auch wohl noch eine geheimere von ihr geben, und so könnte sich der Geist Schöpfer auch wohl solche ihm allein bekannte Wege zu seinen geschaffenen Geistern vorbehalten haben, auf welchen er **erleuchtend** in sie einwirkte?" . . . Was könnte ich meinem Sistem nach, welches sich darauf gründet, daß Niemand weiß, was Gott und der Mensch sei, und wie der Mensch von Gott abhange, auch hiergegen haben, sobald es sich nur mit der geheimeren Erklärung der Nachdenkenskraft ebenso verhalten soll, wie es sich mit der geheimeren Erklärung der Gebetskraft verhält, d. h. sobald das eifrige Nachdenken nur als das Mittel betrachtet wird, die dem Geiste Schäpfer allein bekannten Wege zu seinen geschaffenen Geistern, welche er sich vorbehalten hat, zu ihrer Erleuchtung zu öfnen, wie das Gebet das Mittel ist, dergleichen Wege ihm zu ihrer Stärkung zu öfnen?

„So wären wir also wieder bei dem Offenbarungsglauben?“ .. O streitet doch nicht um Wörter! Es ist ia Alles Offenbarung, was wir wissen.

„Du meinst aber offenbar ausserordentlich Offenbarung.“ .. Nun, wie ihr wollet; ihr versteh mich doch wohl, wie ichs mit ihr halte?

„Ja, Eingebung sogar würdest du meinen.“ .. Auch hiergegen habe ich nichts! genug, ich habe m vor ieder Missdeutung sicher gestellt, dadurch, daß Nachdenken, eifriges Nachdenken dazu fordere. könnet mir also nicht mit Recht den Vorwurf mach daß ich blossen Schwärmern das Wort redete. hörts ia auch gleich, wenn Schwärmer schwärmen; dürften sie sich mit göttlicher Eingebung brüsten? St set ihr euch aber so sehr an dem Ausdruck „Eingebung,“ so leset dafür einen andern, dessen sich ein des Hiob bedient haben soll. „Der Anhauch d Allmächtigen (Odem des A. übersetzte Luther) macht die Leute verständig. Nach der ältesten Philosophie stellte man sich nehmlich alles geistige Gute als was von Gott dem Menschen eingehauchtes vor; vielmehr verdienen diese Vorstellung solche Erkentnis zu welchen ein sehr eifriger Nachdenker vorzugsweise langt! Der bildliche Ausdruck „anhauchen“ ist übrig von der Art, wie der Ausdruck „sprechen.“ „Gott sprach — es werde Licht; da ward Licht“ — „Gott haucht die Menschen an; so werden sie erleuchtet“ —

ist nicht das Eine, wie das Andere, die beste Versinnlichung der Allmacht Gottes, und heisst es nicht ausdrücklich — „der Anhauch des Allmächtigen" —? Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon gesagt, daß es nicht rathsam sei, bei der Lehre von Gott gar keine Rücksicht auf die menschliche Vorstellungsweise nehmen zu sollen, sondern fordere blos alle eifrige Nachdenker auf, zu gestehen, ob ihnen in den glücklichsten Stunden ihrer geistigen Anstrengung nicht immer so zu Muthe gewesen, als würden ihnen die schönsten neuen Einsichten, welche die Ausbeute derselben waren, gleichsam zugewehet. Sei jedoch, wie ihm sei — genug, die Nachdenkenskraft ist da, und so lasst uns auch nicht über ihren Zusammenhang streiten, sondern sie zu unserer Erleuchtung benutzen! Je eifriger wir beten, desto mehr stärkt uns das Gebet; ie eifriger wir nachdenken, desto mehr erleuchtet uns das Nachdenken — hierbei bleibts, und dagegen ist nichts einzuwenden.

Gab es nun, wie gesagt, Beter, welche die Gebetskraft so ausserordentlich stärkte, daß sie mit ihrem Märtyrerthum die Welt in Erstaunen setzten: so gab es auch Nachdenker, welche die Nachdenkenskraft so ausserordentlich erleuchtete, daß sie ihrer Weisheit wegen von der Welt angestaunt wurden. Man hat sie wohl Inspirirte genannt, nun — was könnte ich bei meiner Meinung, welche ich über den Anhauch des Allmächtigen geäussert, dagegen haben? Es kommt am Ende doch also

wohl auf Eins hinaus, ob man sie mit diesem Nahmen belege, oder ob man sie Denker und Weise vom ersten Range nenne. Genug, sie wurden erleuchtet, vor Millionen wohl erleuchtet, und erleuchteten um sich her und nach sich hin Millionen wohl wieder. Ihrer Erscheinung hat die Menschheit alles höhere Gute zu danken, welches sie besitzt. Sie wurden Staatenerrichter, Gesetzgeber, Aberglaubensvertreiber, Sittenverbesserer, Religionsreformatoren und Belehrer über Alles, was wahr, schön, gros und heilig ist. Mit Recht betrachtet man sie als hellleuchtende Beweise einer höheren Providenz, welche sich ihrer als Hauptwerkzeuge bediente, ihren weisen und liebenswürdigen für unser Geschlecht entworfenen Plan allmählich auszuführen. Die höchstauffallende Weise, wie sie dazu gebildet wurden, indem sie gröstentheils Autodidakten wären — die Zeit, in der sie erschienen, und die sich besonders dazu eignete, daß sie die grossen Segenstifter für die Welt würden, welche sie wurden — die Umstände, welche deshalb ihnen vorangingen, und sie begleiteten — — dis Alles zusammen weiset uns bei ihrem Erscheinen noch immer mehr an einen obersten Weltregirer hin, der sie gleichsam sendete.

Ueberhaupt gilt auch von der Geschichte, was von der Natur galt. Mag immerhin, meint' ich, der Sternhimmel, oder die Natur im Grossen, es sein, worauf sich der volle und zwingende Beweis für Gott gründet; so bleibt doch der Beweis für Gott aus der Natur im

Kleinen, oder aus der Natur auf der Erdenwelt, auch immer ehrwürdig genug, und ist zugleich, weil wir bei ihm ins Detail gehen können, um so begreiflicher und verständlicher für uns. Ebenso füge ich nun hinzu — Mag auch immerhin der Beweis für die Providenz aus der Geschichte uns zu kleinlich scheinen, weil dabei nur von der Geschichte eines einzigen blossen Planeten und seiner Bürger die Rede sein kann, und wir über die Erde hinaus von Allem, was im Universum vorgeht, nichts weiter erkunden, als höchstens etwa, daß ein neuer Stern sich zeigte, oder ein alter sich zu zeigen aufhörte; so ist er doch dem Nachdenkenden auch sehr wichtig, da er sein eigenes Geschlecht, das Menschengeschlecht, betrift, und er ihn, weil er bei ihm auch ins Detail gehen kann, sehr begreiflich und verständlich für sich finden muß. Bestimmt man den Begrif einer höheren Weltregierung überhaupt mit Recht also, daß sie in der weisesten und dem erhabensten Zwecke der Weltschöpfung völlig angemessenen Weltverwaltung bestehe, so möchte ich doch in der That wissen, was wir, um an sie zu glauben, weiter brauchten, als die Erdenverwaltung, in die wir selbst von allen Seiten her eingeflochten und eingewebt sind, und die uns bekannt genug ist.

Ach — die Geschichte der Menschheit — welch eine laute und über Alles verständliche Predigt eines höheren über sie waltenden Genius ist sie! .. Auf die Frage, ob die Menschheit, von der ich hier rede, noch die

ursprünglicherste, oder schon die zehnte auf einander gefolgte sei, lasse ich mich nicht weiter ein. Die Erde zeigt, wie bekannt, durch ihr Inneres sattsam genug, daß sie ungeheure Veränderungen ihrer Oberfläche durch die Elemente Feuer und Wasser erlitten habe; man mus also annehmen, daß nur seit ihrer letzten oder iüngsten Totalrevolution die ietzige Menschheit bestehe. Da könnte man nun zwar auf der einen Seite behaupten wollen, daß es auch vor derselben Menschheit gegeben haben müsse, weil es sonst dem Stern Erde an derienigen Wesenart gefehlt, die an der Spitze der Schäpfungen auf ihm stehen sollte; man könnte aber auch auf der andern Seite die Hipothese dagegenstellen, daß die Erde vielleicht viele Revolutionen erst durchgehen müssen, ehe sie zu einem Wohnplatze für Menschen ausgeschaffen worden sei. Wie es iedoch darum auch stehen mag — die heilige Erzählung von der Sündflut und von Noahs Kasten ist in dieser Hinsicht gar nicht unwichtig — genug, ich rede von der ietzigen Menschheit, sei's noch die erste, oder schon die zehnte, und nun zu ihrer Geschichte zurück!

Offenbar hat sie sich, von allen Seiten betrachtet, gleichsam aus dem Staube emporgearbeitet; wie sie auch noch immer in dem Bestreben fortfährt, sich noch weiter und immer weiter emporzuarbeiten. Man nehme die Sprache, oder die gesellschaftliche Verfassung, oder das sittliche Gefühl, oder die Künste und Wissenschaften, oder

die Religion — kurz, man nehme Alles, was ihr vor andern Erdenwesenarten zur eigentlichen Auszeichnung, zur Ehre und zum Segen, gereicht; wie stand es damit um sie auch nur vor drei Jahrtausenden noch? und wie weit ist sie nun darin! Mit welchen Hindernissen hat sie dabei kämpfen müssen! Was für gewaltsame Zurückdrängungen aus der muthig angetretenen Laufbahn zu ihrem grossen Ziele hat sie von Zeit zu Zeit erlitten! Besagen uns dis die Nachrichten, welche wir von ihr haben, nicht deutlich und zuverlässig genug? Wie hätte sie nun in ienen Kämpfen so bestehen können, als sie doch wirklich bestand — wie von diesen Rückschritten immer wieder vorschreiten mögen, als welches doch wirklich geschah, wenn sie dabei sich allein überlassen gewesen wäre?

„Wenn ich daran denke, sprach ein alter Weiser in Israel, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet" — und welcher Geschichtkenner unterschreibt nicht auch diesen Ausspruch?.. Wenn wir nehmlich bei der grossen Menschheitssache überall Mangel an gehöriger Iustizpflege, die doch schlechterdings zur moralischen Weltordnung gehört, zu finden glauben, so liegt dis mehrentheils an der Kürze unserer Dauer auf der Erde. Wir erleben die Folgen von dem, was sich zu unserer Vorfaren Zeiten ereignete, ohne von diesen Ereignissen selbst Zeuge gewesen zu sein; so verstehen wir uns auf ihren Zusammenhang nicht. Ueber den

Eintritt der Folgen von dem aber, was zu unsern Zeiten geschah, sterben wir weg, und so wissen wir nicht anzugeben, wozu es geschah; unsere Nachkommen jedoch werden sie erleben. Hier tritt nun die geschriebene Geschichte der Vorwelt ein, und läßt uns über die Ereignisse der Vorzeit ein richtigeres Urtheil fällen. Wenn wir dann da sehen, wie aus grossem Weltbösen oft noch grösseres Weltgutes entstehen muste, so schöpfen wir Vertrauen zur Folgezeit in den Bedrängnissen unserer Tage, gestärkt in dem Glauben an einen allerhöchsten Weltregirer. Vor Allem sichtbar in der Weltgeschichte ist das strenge Wiedervergeltungsrecht, welches so oft an Tirannen und an von dem Geiste der Tirannei beseelten ganzen Staaten und Völkern ausgeübt ward, und das unmöglich einen blossen Zufall zu seinem Vollstrecker haben kann. Nichts, dächte ich, sollte uns stärker hiervon überzeugen, als die letzteren Weltvorgänge in unseren eigenen Lebenstagen; ob ihr aber, die ihr mich überlebet, euch auch davon noch überzeugen werdet, daß auch das gräsliche Weltböse, welches wir zusammen erlebten und ertragen musten, noch unbeschreiblicheres Weltgutes hinterlassen habe — dafür stehe ich euch nicht; dafür stehe ich euch aber, daß, wo nicht eure Enkel, doch eure Urenkel, diese kostbare Ueberzeugung erhalten werden.

Das Wiedervergeltungsrecht, von dem ich rede, zeigt sich sogar in der Chronik einzelner Familien, ja, in der

Lebensgeschichte einzelner Menschen. Wie wohl thut doch der, welcher über Alles von Wichtigkeit, was er that, und was ihm nachher geschah, ganz unvoreingenommen für sich selbst, und so unpartheiisch, als wenn es einen Andern beträfe, in einsamen Stunden oft nachdenkt! Er wird häufig darüber zu erstaunen Gelegenheit haben, wie ihm, und zwar wohl nach langer Zeit erst, und auch wohl auf die unerwarteteste Weise, Gleiches mit Gleichem vergolten ward. Eine wirkliche Abneigung gegen den Gottesglauben müßte er alsdann haben, wenn er den Grund davon lieber in einem blossen Ohngefär finden, als eine höhere Providenz dabei geschäftig erblikken wollte.

„Sollte es aber, wenn es auch wirklich eine Providenz der Art gäbe, nicht zu erniedrigend für sie gedacht sein, daß man auf solche Weise offenbar annähme, sie bekümmere sich auch um einzelne menschliche Individuen?" — Mir will dis nicht einleuchten; vielmehr wird sie mir dann erst recht ehrwürdig, wenn sie im Kleinen sich ebenso offenbart, wie im Grossen. Ja, sie kann mir ia dann auch nur erst wahrhaftig zum Troste gereichen, wenn ich mir auch mein einzelnes Leben überhaupt unter ihrer Aufsicht und Leitung denken darf. Schüttle sein Haupt darüber, wer will, wenn ich ausrufe — „das ist das Stärkendste für mich, daß ich glaube, derselbe allmächtige Weise, dessen Sache das Heil der Menschheit ist, mache auch mein Heil zu seiner

Sache — er, der den Sonnen ihre Bahnen anwies, habe auch mir meine Laufbahn angewiesen — er, der das Schicksal des Universums regirt, regire auch mein Schicksal." Ich habe bei diesem Glauben Weise und Edle genug auf meiner Seite, und mein langes Leben hat mich in ihm so befestigt, daß ich noch getrost auf ihn sterben will. Möchte nur Jeder auf die besondern Providenzbeweise, welche er empfängt, frömmer, als gewöhnlich, achten; so würde er darüber denken, wie ich.

Wie oft kommt es z. B. ganz anders, als wir dachten und wollten, für uns, aber besser am Ende, als wenn es so gekommen wäre, wie wir dachten und wollten! Wir hatten wohl einen Lieblingswunsch, einen allerhöchsten Wunsch, auf dessen Erfüllung wir unser ganzes Lebensglück stellten, und bestrebten uns deshalb aus allen Kräften, ihn erfüllt zu sehen, alles unseres Bestrebens ungeachtet aber blieb er doch immer unerfüllt, und ein eintretender widriger Hauptumstand vereitelte ihn endlich gänzlich. Wir versanken darüber in eine Art von Schwermuth; die Folgezeit aber belehrte uns, daß seine Erfüllung unser wahres Unglück gewesen sein würde, und so priesen wir uns in dem Maße selig, wie wir uns vorher für unselig erklärt hatten, dankbarfroh ausrufend — ach, wie gut, daß es nicht geschah! Oder wir sträubten uns wohl, in eine gewisse Berufsweise, Verbindung, Lebenslage einzugehen, weil sie uns auf das höchste zuwider war;

unser Sträuben dagegen aber war vergeblich, und ein Hauptzwang, gegen den nichts zu schaffen war, geschah, so, daß wir in sie eingehen musten. Als wir einige Zeit in ihr zugebracht hatten, gewöhnten wir uns an sie, fanden das Gute, welches sie wirklich für uns hatte, lernten es schätzen, wurden überzufriden damit, und riefen auch dankbar aus — ach wie gut, daß es geschah! . . . Wie oft kämpften wir bei wackern Unternehmungen mit einem Hindernisse, dem alle unsere Kräfte nicht gewachsen waren; es war aber, als riefe uns eine höhere Stimme zu — ermüde nicht, las den Muth nicht sinken! und mit Blitzgeschwindigkeit war das Hindernis weg, oder verwandelte sich gar in ein Beförderungsmittel für uns. War es etwa ein Feind, so sank er plözlich dahin, oder ward durch einen unerwarteten Vorfall, der uns ihm nothwendig machte, und in dem wir ihn durch unsere Grosmuth beschämten, in einen Freund umgeschaffen, der sofort noch mehr mit uns war, als er vorher wider uns gewesen war . . . Wie merkwürdig muß uns die Geschichte unserer Gefaren sein! Von denen, welchen wir in unsern ersten Lebensjahren glücklich entkamen, wüsten wir freilich nichts, wenn sie uns nicht erzählt worden wären; mit ihnen war's aber nicht abgethan, sondern Gefaren entstanden für uns auch weiterhin und immerhin. Wie oft zitterten wir da einer sehr grossen Gefar, die sich uns näherte, entgegen, und wie hub sich unsere Brust so hoch, als sie vor unsern Augen verschwand! Wir wollten vor ihr

fliehen, und sie floh vor uns. Wie oft mußten wir aber zitternd in sie eingehen, und, als wir uns in ihr befanden, gesellten sich fremde Kräfte zu den unsrigen, und wir überwanden sie glücklich! . . Wirkliches Unglück, das uns unverdienterweise traf, ward oft die Grundlage unseres Glücks, und wir würden dieses nicht erhalten haben, wenn wir jenes nicht hätten ausstehen müssen. Des Beistandes im fortdauernden Unglück wie viel ist nicht, und von Seiten oft, woher wir ihn gar nicht erwarteten! Der Augenblick, in welchem wir auch die letzte Hoffnung zur Rettung aufgeben zu müssen glauben, führt nicht selten die Rettung selbst herbei.

Je ausserordentlicher die Menschen sind, desto mehr dergleichen besondere Providenzbeweise enthält auch ihr Leben. Wie schön ists daher doch in dieser Hinsicht auch, Biographieen von ihnen zu haben — besonders solche, die sie selbst schrieben? Eine im vernünftigen und zugleich innigen Gottesglauben mehr stärkende Lektüre kann es kaum geben. Dennoch bin ich überzeugt, daß jedes einzelne Menschenleben, wenn es auch noch so gering schiene, und in einem blossen Winkel der Welt verlebt würde, Stellen genug habe, wo man die unsichtbare Hand nicht verkennen kann, welche uns leitet. Ich lasse mir meine gemachten eigenen Erfahrungen der Art nicht nehmen, und feiere noch die Stunden, in welchen ich sie machte, als meine verlebten allerheiligsten

Stunden. Mein Providenzglaube überhaupt steht also felsenfest, und, möchten daher auch noch so viel Räthsel in meinem eigenen Lebensgange, wie in dem Leben Anderer, ia, in der Geschichte meines ganzen Geschlechts, übrig bleiben, die man als Gegenbeweise dieses Glaubens hinstellen wollte, so baue ich ia, wie gesagt, auf ein Weiteres für mich und für uns Alle, worin die Auflösung derselben zu rechter Zeit gehörig erfolgen wird.

Damit ich auf so ein Weiteres bauen lernen möchte, ward ich von meinen Erziehern frühzeitig in den Glauben an Auferstehung der Todten eingeweihet. Als Knaben sind — es gefiel mir, zu hören: „mein Sohn, wie du dich lezt Abends zu Bette legst und einschläfst, Morgens darauf aber wieder erwachst und wieder aufstehst, so wird auch einst das Grab dein Bette, du stehst aber auch vom Todesschlafe wieder auf. Etwas Deutlicheres über die allergrössefte Menschensache glaubte ich gar nicht hören zu können; dachte ich mir dann vollends den heiligen allgemeinen Auferstehungsmorgen mit allen den Feierlichkeiten, wie er mir beschrieben ward, so fühlte ich mich iugendlichst exaltirt. Als ich aber mein Selbsterzieher ward, fand ich, daß keine Glaube sich vielmehr dazu eigne, alle Hoffnung auf

ein Weiteres dem Menschen zu benehmen, und — dieser Meinung bin ich nun noch.

Wenn sich's nehmlich — nach Aussage meiner Erzieher — mit dem Grabe so verhielte, wie mit dem Bette, so würde ia der eigentliche Mensch ins Grab gelegt, wie sich der eigentliche Mensch zu Bette legt. Wäre aber dis — o wehe dann uns! Unser Dasein schlösse sich also wirklich mit Tod, Verfaulung, Verwesung, Zerstäubung; wie sollte es ie wieder anheben können? Auch nur die geringste Lücke darin — geschweige gar eine Lücke von Jahrtausenden — so wär's darum geschehen. Es ist ia mit der Persönlichkeit nicht, wie mit der Musik, die nach einer Pause von halben oder ganzen Takten wieder beginnt. Gern gebe ich zwar zu, daß es sehr natürlich sei, wenn ungebildete Menschen, die an ein Weiteres für sich glauben, auf eine künftige Auferstehung hoffen — und in der That findet man diese Hofnung, wie uns die glaubwürdigsten Erdbereiser, z. B. Ides, Steller und Cranz berichten, unter allen solchen gläubigen Völkern, die sich noch nicht zur reinern Lehre von Unsterblichkeit des Geistes, oder vom Unvergang des Selbst, erheben konnten — eine solche Hofnung aber begründet nicht den Glauben an etwas Weiteres, sondern zerstört ihn völlig; denn ist das Selbst einmal dahin, so ists auf ewig dahin, und soll das künftige Leben nicht als durch die höchste Kontinuität mit dem gegenwärtigen verbunden gedacht werden, so ist an gar kein künftiges Leben zu denken.

Mir scheint's, als wenn man dis durchgefühlt hätte; indem man die krasse Auferstehungslehre dadurch zu mildern suchte, daß man sprach, der eigentliche Mensch solle ia nicht begraben werden, sondern nur sein Körper, und dieser sei es, der wieder aufstehe. Hier aber häuft sich nun vollends Widerspruch auf Widerspruch. Steht denn iezt des Morgens mein Körper auf, oder stehe ich auf? Traun — bei Allem, was wahr und heilig ist, traun — ich stehe auf; dis heisst mit andern Worten — ich lasse meinen Körper aufstehen. Ich müst's also auch sein, der am feierlichen Auferstehungsmorgen auferstände; dis heisst ebenfals mit andern Worten — ich müst's sein, der alsdann seinen Körper auch wieder aufstehen liesse. Werde ich nun aber nicht mit ihm begraben, wie kann ich ihn wieder aufstehen lassen? Hier, hier zeigt sich der grosse, unermeslichgrosse Unterschied zwischen Bette und Grab. Ich müste also wenigstens erst zurückkehren ins Grab zum Körper; in welcher Beschaffenheit fände ich ihn aber da? Wie iezt des Morgens etwa, da ich nur nöthig habe, seine während des Schlafs wohlerhaltenen Arme und Füsse in Bewegung zu sezen? Hilf Himmel, was finge ich mit seiner Asche an, oder wo fände ich sie auch nur beisammen? Wie fände ich diese vollends beisammen, wenn er etwa gar kein Grab erhalten hätte? Unterdessen müste ich aber doch auch als Fortexistirender irgendwo gewesen sein; wie käme ich von da wieder zu ihm zurück? Kann endlich auch wohl das Ich, der Men-

schengeist, die sogenannte abgeschiedene Seele, ohne irgend einen Körper existiren? Gewis so wenig, als irgend ein anderer geschaffener und endlicher Geist! Existirt also der Menschengeist im Tode fort, so mus er auch gleich einen andern Körper erhalten; erhält er aber diesen — wozu den vorigen wieder? Ein zweiter Tod also gleichsam — ists denn aber nicht an dem einen Tode genug? Ein zweiter Körpertausch wenigstens — erst Tausch des alten gegen den neuen, und dann wieder Tausch des neuen gegen den alten; ich frage nochmals — wozu? War der alte etwa so herrlich? Ich mag den meinigen nicht wieder; ob ich gleich kein Krüppel war, so hat er mir doch Noth genug gemacht. Die Verklärungshypothese bringt die Sache nicht aufs Bessere; denn sie kann sich doch nur auf Gottes allmächtigen Willen begründen — warum sollte ich also nur halb auf diesen Willen bauen, und nicht lieber gleich ganz? Warum sollte ich nicht lieber gleich in meiner Sterbestunde meine Körperverklärung — sie möge da übrigens geschehen, wie sie wolle — erwarten, als erst in meiner sogenannten Auferstehungsstunde, die nach vielen Jahrtausenden erst schlagen soll, und — gewis nimmermehr schlägt?

Durch dergleichen Raisonnement ward ich, nachdem ich mein eigener Erzieher geworden war, bald dazu bewegt, dem gesamten Auferstehungsglauben — er heisse grober, oder feiner, ganzer oder halber — zu ent-

sagen, ja, ich möchte ihn antreffen unter Heiden, oder unter Juden, oder unter Christen (daß er unter diesen wenigstens gar nicht angetroffen werden sollte, wird sich in der Folge zeigen) ihm zu entsagen, ohne ies doch dem Glauben an ein Weiteres für mich zu entsagen. Vielmehr schlos sich dieser Glaube nun erst recht fest, und immer fester, an mich an. Es war mir nicht anders, als wenn er aus mir selbst hervorginge. Ich dachte nehmlich nach über Gott und über mich, und, je mehr ich solch Nachdenken trieb, desto mehr huldigte ich ihm. Vermuthlich ist es den Nachdenkenden immer so gegangen; weil dieser Glaube auf dem Erdboden so allgemein ward — er mag nun angetroffen werden als Auferstehungsglaube, oder als Unsterblichkeitsglaube.

Seine völlige Allgemeinheit soll zwar, wie man uns versichert, nicht Statt finden; hinlänglich erwiesen aber ists, daß der grössefte Theil der uns bekannten Völker ihm zugethan sei. Woher anders kann dis kommen, als daher, daß er dem Menschen sehr nahe liegen müsse, und sich gleichsam aus ihm selbst hervorarbeite? Sollte nun aber nicht auch daraus folgen, daß er Wahrheit sei? Wenigstens schlossen schon weise Römer so. „Wenn die Völker, sprach Cicero im Allgemeinen, in irgend einer Meinung übereinstimmen, so ists, als hörte man ein Gebot der Natur, so zu meinen.“ Seneka wendete diesen Grundsatz auf den Glauben an ein Weiteres ausdrücklich an — „Wenn über diesen Glauben die

Rede entsteht, so hat die Uebereinkunft der Menschen in selbigem bei mir kein geringes Gewicht für ihn." Der Einwurf, daß dergleichen grosse Völkerübereinstimmung auch zuweilen in offenbaren Kommenten Statt gefunden habe, kann hier der guten Sache durchaus nicht Eintrag thun. Wenn dergleichen auch war, so dauerte sie doch nicht länger, als bis die Aufklärung kam. Die Astrologie z. B., welche man so gern zum Beweise dafür anzuführen pflegt, daß aus dem Konsensus der Völker in einer Meinung kein Schlus auf die Wahrheit derselben zu machen sei — verschwand sie nicht bald unter solchen Völkern, die aufgeklärter wurden? Verhält sichs mit der Verehrung der Gottheit durch Opfer nicht ebenso? Verschwindet diese nicht auch unter ieder Nation, bei der es lichter Tag wird? Ist denn dis aber auch wohl der Fall mit dem Glauben an das Weitere für uns? Wird dieser Glaube unter aufgeklärten Völkern nicht noch in höherem Grade angetroffen? Worin nun unaufgeklärte und aufgeklärte Völker übereinstimmen, so zu meinen mus Gebot der Natur und mus Wahrheit sein. Es geht dem Zukunftglauben, wie dem Gottesglauben; die wildesten Nationen haben diesen, und die kultivirtesten haben ihn am meisten. Auch er geht aus dem Menschen selbst hervor, und, ie nachdenkender der Mensch wird, desto mehr. Unter beiden Glauben ist also eine grosse Aehnlichkeit in Ansehung ihres Ursprungs.

Man kann aber noch Mehr behaupten; man kann auch sagen, daß sich der Zukunftglaube auf dem Got-

teglauben erst recht erbaue. Darum sprach ich vom Nachdenken über Gott und über mich. Wer wirklich an etwas Höheres über sich glaubt, der mus auch an etwas Weiteres und Höheres für sich glauben. Gott und Ewigkeit hangen als Vorstellungen innigst zusammen, und zwar so zusammen, daß die letztere aus der ersteren folgt, und nicht blos folgt, sondern auch am Ende nothwendig folgen mus. Die ganze religiöse Menschengeschichte spricht auch dieser Behauptung das Wort. Nimmt man die biblisch religiöse — überall ist der Glaube an Zukunft, wo man ihn in der Bibel findet, oder auch nur zu finden glaubt, auf Glauben an Gott gegründet — vom Psalmbuche an bis zum Buche der Weisheit und zum zweiten Buche der Mackabäer. Selbst um den eigentlichen Volksprediger höherer Zukünfte verhielt sichs so; Hingang zum Vater war ihm sein Tod, und einer seiner Biographen lässt ihn noch sterbend sprechen — „Vater, dir übergebe ich meinen Geist." Aus der ausserbiblisch religiösen Menschengeschichte führe ich zum Beweise dafür, daß der Zukunftglaube vom Gottesglauben abstamme, nur die einzige Aussage des Cicero an — „derselbe Pherecid, welcher nach Bericht seines Biographen, des Diogenes Laertius, zuerst Theologus genannt worden, hat auch zuerst gelehrt, daß der Menschengeist unaufhörlich fortdaure."

Es gibt vielerlei Gedankenreihen, durch welche sich der Glaube an ein Weiteres für uns aus dem Glauben an Gott ableitet; hier nur einige davon. — —

Glaube ich an Gott, so kann und darf, ja, so mus ich auch an menschliche Fortdauer glauben ... Gott wird nehmlich gedacht als oberster Vorsteher der moralischen Weltordnung, also auch als gerechter Vergelter der guten und bösen Anwendung des freien Willens der Menschen. Lästern würde ich ihn in der That, wenn ich nicht auch zugestehen wollte, daß er dergleichen Vergelt nach Möglichkeit ausübe. Bald wird von ihm die Tugend durch sich selbst gelohnt, und das Laster durch sich selbst gestraft; bald lohnt er die Tugend und straft das Laster durch den Gang der Dinge, dem er auch vorsteht. Ein Schmeichler seiner Justizpflege würde ich aber auf der andern Seite sein, wenn ich nicht zugleich eingestände, daß er solchen Vergelt keinesweges immer ausübe. Die Gottlosen, hat man wohl zu seiner Rechtfertigung gesagt, nehmen doch wenigstens ein Ende mit Schrecken, und den Gerechten mus es zuletzt noch gut gehen; aber auch hiervon — wenn seine Rechtfertigung damit auch abgethan sein könnte — ist weder das Eine, noch das Andere, immer wahr. Ha! wie wird mir vollends, wenn ich an die zahllose Menge von Rechtschaffenen denke, welche seit dem Entstehen des gesellschaftlichen Lebens für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Vaterland nicht nur litten, sondern auch starben, und noch immer leiden und sterben müssen?! Warlich, ich müste den Vorhang vor Gottes ganzer Gerechtigkeitspflege lieber gleich niderfallen lassen, wenn sich mit dem Tode unser

Dasein schlösse, und Gott kann nicht anders ehrengerettet werden, als durch Glauben an ein Weiteres für uns, wo alle Lücken, die in der Vergeltung gelassen wurden, wohl gar gelassen werden musten, von ihm gehörig ergänzt werden sollen, und wo erst der vollkommene Schauplatz seiner Gerechtigkeit sich bilden wird ... Gewis leitete man durch diese Gedankenreihe den Zukunftglauben auch zuerst aus dem Gottesglauben ab.

Glaube ich an Gott, so kann und darf, ja, so mus ich auch an menschliche Fortdauer glauben ... Alle Wesenseinrichtungen werden nehmlich nun von mir gedacht als ein Werk Gottes, des Allweisen und Allguten — folglich auch die menschliche. Nun ist der Mensch vorzugsweise vor Allem, was mit ihm zugleich auf der Erde lebt, im Besitze der Vernunft; durch die Vernunft aber ward er des eigentlichen Erkennens und Wollens nicht nur überhaupt, sondern auch der Ausbildung und Vervollkommnung seiner Erkenntnis und seines Willens, fähig, und zwar einer solchen, die gar keine Grenzen haben soll, sondern bis ins Unendliche gehen kann. Zu dieser ist er also offenbar bestimmt und berufen. Wie liesse sichs nun mit der Weisheit Gottes vereinigen, wenn unsere Existenz mit dem Tode ein Ende hätte? Widerspräche alsdann unsere Wesenseinrichtung nicht unserer Dauer? Auf der einen Seite alle Anlagen von ihm in uns zu unendlichem Wachsthum in Weisheit und Tugend, also auch Bestimmung

und Beruf dazu, und auf der andern Seite unser Dasein selbst ein endliches Dasein? Reime dis zusammen, wer es zusammenreimen kann; ich vermags nicht. Weit richtiger vielmehr würde meiner Meinung nach auf den Fall unserer Daseinsbeendigung mit dem Tode von unserm allweisen Einrichter gehandelt worden sein, wenn er uns alsdann nicht nur eines unübersehbaren Wachsthums in Weisheit und Tugend, sondern auch aller Weisheit und Tugend, unfähig gemacht, und — uns ganz ohne Vernunft gelassen hätte. . . Wie liesse sichs aber auch mit der Güte Gottes vereinigen, wenn unsere Existenz mit dem Tode ein Ende hätte? Sind denn nicht schon die blossen Anlagen von ihm in uns zu unendlichen Fortschritten in Weisheit und Tugend als Verheissungen von ihm zu betrachten, daß wir dergleichen Fortschritte sollen thun können? Setzt dis aber nicht voraus, daß also auch unser Dasein kein endliches Dasein sein solle? Wie? und der Allgute sollte seine Verheissungen, welche er gleichsam in unsere Wesenseinrichtung schrieb, unerfüllt lassen? Lüstern, mit Recht lüstern nach unendlichem Sein sollten wir durch seine Schuld geworden sein, und nachher samt unserer von ihm selbst angerichteten Lüsternheit ins Unsein übergehen? Reime dis zusammen, wer es zusammenreimen kann; ich vermags nicht. Vielmehr gerathe ich in ein wirkliches Entsetzen vor Gottes Gesinnungen, wenn dieses Menschensein alles Menschensein umfaßte, in sich hätte, und schlösse. Gibt es denn nicht Herrliche

fung, welche dem durch ihre Wesenseinrichtung erhabenen grossen Berufe, in Weisheit und Tugend unaufhörlich zu iwachsen, aus allen Kräften ein Genüge zu leisten streben? Und — dafür sollte ihr Lohn sein, daß sie selbst im Tode aufhören müsten, zu sein? Lieber wollte ich doch nicht an Gott glauben, als so etwas glauben. Ich glaube aber von ganzer Seele an ihn — den Allweisen und Allguten, dessen Werk die menschliche Wesenseinrichtung ist, und — so gewis nun diese ein Werk Gottes ist, so gewis wird auch der Mensch durch Gott zu bestehen nie aufhören.

Glaube ich an Gott, so kann und darf, ja, so mus ich auch an menschliche Fortdauer glauben. . . Das Heil aller Arten von Vernunftwesen wird nehmlich alsdann von mir gedacht als seine Sache, ja, als Sache, welche er, der Allregirer, ganz vorzüglich regirt und besorgt — folglich auch das Heil der Menschheit, welche die irdische Vernunftwesenart ausmacht. Dieses Heil besteht darin, daß Licht, Recht und Wohlfart, oder Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit, durch allgemeine Aufklärung, durch allgemeine Veredlung und durch allgemeine Erlösung vom Uebel das Eigenthum unseres ganzen Geschlechts würden. Die hier gemachte Menschenheilsschilderung ist ganz aus der Natur des Menschen geschöpft, die sittlich und sinnlich zugleich ist, die also auch allen Menschen ohne Unterschied, die man zusammen die Menschheit nennt,

gleichgiltig ist. Daß nun diese grosse Angelegenheit der Menschheit — ihr Heil — auf der einen Seite gar nicht ohne Gott und seine Leitung gedacht werden könne, ist zwar erwiesen genug — erwiesen dadurch, daß die Menschheit nach allen gewaltsamen Zurückdrängungen von ihrem Heile, die sie von Zeit zu Zeit erlitte, immer wieder zu demselben vordrang — als welches nicht hätte geschehen können, wenn sie sich selbst überlassen gewesen wäre; auf der andern Seite fragt man dann aber auch mit Recht, warum die grosse Menschheitsangelegenheit, wenn sie von Gott regirt und besorgt werde, nicht schon weiter gediehen sei, und warum es bei blossen abwechselnden Vorschritten und Rückschritten, Wiedervorschritten und Wiederrückschritten für sie sein Bewenden habe. Die Antwort hierauf — daß es Gottes Wille so sei, genügt mir durchaus nicht; vielmehr wird mir, wenn ich sie höre, als schlüge mir Jemand vor den Kopf, oder als durchbohrte er mir das Herz. Wie? so ein blosses ewiges Herumdrehen im Kreise, das mit ihr geschähe, machte die ganze göttliche Regierung derselben aus? . . „Nun, so überlas es der Folgezeit, daß sie endlich weiter gedeihen werde!" Bald hingesprochen! — erwiedere ich; die Folgezeit wird werden, was die Vorzeit war, ein Hin und Her, ein Wiederhin und ein Wiederher, und dieselben Ursachen, welche bis seit Menschengedenken bewirkten, werden es auch bewirken, so lange die Tage des Menschengeschlechts währen. Jeder wahre Beobachter des Ganges der Dinge unter dem Mensch-

weis, wo sie liegen, und da, wo sie liegen, werden sie immer liegen. Mir ists wenigstens nicht zu verdenken, wenn ich am Heile der Menschheit verzweifle. Ich habe als Jüngling und als Mann ein wunderschönes (europäisches nehmlich) Zeitalter für sie verlebt; es war das Zeitalter, wo Katharine, Joseph und Friedrich — allerseits Grosse — regirten. Ich gestehe es frei, daß ich selbst damals dachte — nun gehts mit dem Menschheitsheile vorwärts, recht vorwärts, so vorwärts, daß es kaum damit wieder rückwärts gehen kann. Aber ach — wie fühle ich mich nun mit der Menschheit zugleich in meinen Erwartungen getäuscht! Als Greis habe ich noch ein Zeitalter erleben müssen, wo das Menschenheil nicht nur den Krebsgang wieder antrat, sondern auch so antrat, daß wohl kaum ein Menschenalter zureichen dürfte, ihm zum Vorwärtsgange wiederumzuschaffen. Daß diese Umwandlung einst auch gewis wieder geschehen werde — daran zweifle ich zufolge der Geschichte zwar keineswegs; sie wird aber ebenfals geschehen, um sich mit neuen Krebsgängen zu schliessen. Was soll denn also so ein Unwesen und Misverkehr bei der grossen Menschheitssache mitten unter den Augen Gottes, ihres Regirers, und mitten in seiner Hand — daß ich mich so ausdrücke — bedeuten? .. Ich ehre sehr den christlichen Heidenbekehrer, welcher ausrief — „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Wer hat dem Herrn etwas zuvor gegeben, das ihm wiedervergolten werden müsse?“ — aber mich

müsse Niemand über den grossen Punkt, von dem ich rede, hiermit abweisen wollen! Die Menschheit hat doch in der That dem Regirer ihrer heiligen Angelegenheit etwas zuvor gegeben — nehmlich Vertrauen auf seine heilige Regirung und Leitung derselben; ist er nicht also als das allerhöchste moralische Wesen gehalten, diesem Vertrauen, das er selbst ihr eingab, Genüge zu leisten? Nicht einmal erwähnen will ich hier, daß, wenn endlich auch eine, wer weis welche tausendste, Generation diese Genügeleistung erhielte, bei allen vorhergewesenen doch Gott im Rückstande damit geblieben sein würde. Ich füge blos hinzu — Gottes Rathgeber bin ich freilich nicht gewesen; seinen Sinn aber habe ich erkannt. Er lautet mir also — „Mit dieser Welt solls ia für die Menschheit nicht abgethan sein — deshalb geht ihr Heil bald vor- bald rückwärts, und dann wieder vor- und dann wieder rückwärts; eine höhere Welt ist zu ihrer Aufnahme bereit, in der ihr Heil immer vorwärts, und nie wieder rückwärts, gehen wird." So wird das grosse Menschheitsräthsel gelöset, aber auch nur so allein. Pflanzschule blos für uns sollte unser Erdstern mit seinen Nächten, Wintern und Kriegen sein, um von ihm einst versetzt zu werden auf seinen Sonnenstern, wo ewiger Tag, ewiger Frühling und ewiger Friede unsere Seligkeit und Glückseligkeit zur Reife bringen werden. Befinde ich mich also hier nicht wieder bei dem Glauben an ein Weiteres für uns?

Glaube ich an Gott, so kann und darf, ja, so mus ich auch an menschliche Fortdauer glauben. . . Gott wird nehmlich gedacht als Vater des Universums, folglich auch der Geisterwelt. Er, der Ewige und Allselige, ward Schöpfer, um auch um sich her Sein, Leben, Freude und Seligkeit zu verbreiten. Seligkeit aber, als das Höchste, kann nur von geistigen Wesen in Empfang genommen und genossen werden; folglich ist die Geisterwelt der höchste oder Hauptzweck seines ewigen Schöpferbeschlusses. Für sie ist ja auch in der That die Körperwelt nur da; ganz so, wie unser eigener Körper für das Ich, den Menschengeist, da ist. Sollte nun Gott wohl je den höchsten Zweck, den eigentlichen wahren Zweck, den Hauptzweck seines Erschaffens, aufgeben können, wollen, oder gar müssen? Wie? müssen? so wäre er nicht allmächtig? Und wie? können, oder wollen? so wäre er weder allweise, noch allgut. Bei Gottes Allmacht, Allweisheit und Allgüte also — Alles, was zur Geisterwelt, zur Welt der Intelligenzen, gehört, mus bestehen, ohne Ende bestehen. Zu ihr gehört dann aber nun auch der Mensch, der irdischverkörperte Geist, welcher an der Spitze der irdischen Körperwelt steht; er wird also auch im Tode bestehen, auch er wird ohne Ende bestehen. Ewig wird er, der gewordene Gottesverehrer, in die hohe und immer höhere Huldigung und Anbetung einstimmen, welche die gesamte durch den ganzen Sternhimmel zerstreute Geisterwelt der Gottheit leistet und leisten wird.

Durch diese und ähnliche Gedankenreihen leitet sich allerdings der Glaube an ein Weiteres für uns gleichsam von selbst aus dem Glauben an Gott ab, oder wird doch wenigstens auf ihm erst recht fest erbaut. „Ich bin, also ist Gott" rief ich oben aus; so rufe ich auch nun wieder aus — „Gott ist, also werde ich sein."

Welch ein Glaube ist nun aber dieser Glaube! Daß es Menschen genug gebe, welche an seiner Wahrheit zweifeln, weis ich, so, wie ich auch weis, daß man, wenn man nur ein redlicher Zweifler ist, durch das Zweifeln eben zur ächten Ueberzeugung von ihm gelangen könne; daß es aber auch Menschen gebe, welche wollen, daß er nicht Wahrheit sein möge, möchte ich doch gar zu gern nicht glauben. Wie grobsinnlich muß schon der sein, der sich blos nichts daraus macht, ob er im Tode, wo seine thierischen Genüsse freilich ein Ende haben, fortdaure, oder nicht; wie wahrhaftig verworfen aber und welch ein Feind aller Weisheit und Tugend derjenige, welchem sogar sehr daran liegt, daß etwas nicht wahr wäre, in dessen Wahrsein alle wirkliche Menschen erst vollkommene Beruhigung finden! Gott! wie fühlt sich doch der Mensch nur dann erst ganz in seiner Menschenwürde, in der Würde, mit welcher er über die gesamte übrige Erdenschöpfung hervorragt, wenn er, das sittliche Wesen, sich auch als ein unsterbliches Wesen, d. i. als ein Wesen, denkt, das

tausenderlei Arten von Toden, wenn sie auch auf einander folgen sollten, nie zerstören könnten! Ueber alle sogenannte Zeit erhaben, betrachtet er nun als seine eigentliche Zeit die Ewigkeit, sieht dem ersten aller möglichen Tode, er geschehe, wann und wie er wolle, gelassen entgegen; ia, geht, eilt ihm sogar, wenns die Pflicht erfordert, mit Heroismus entgegen, und tritt ihn, den Alltreter, sterbend im Geiste mit Füssen. Wie höchstlieb und höchstwerth wird ihm nun aber auch Alles erst, was ihm schon immer lieb und werth war — von seinen Erkentnissen an bis zu seinen Gesinnungen — von seinen Gesinnungen an bis zu seinen Thaten — von seinen Thaten an bis zu seinen Verbindungen. Alles war schön und edel — daß es dis sei, darauf hielt er immer —; Alles bleibt ihm nun aber auch unverlohren, wie er selbst nicht verlohren geht; Alles nimmt er dahin mit, wohin er sterbend abgeht. Und nun — die Hauptsache. Das schöne und edle Alles, welches er sonach einst als von der Erde geborgenes und erbeutetes Gut betrachten wird, soll nur die Grundlage sein, auf der er dann noch Schöneres und Edleres, und noch immer Schöneres und Edleres, ia, ohne Ende noch immer Schöneres und Edleres, erbauen wird. Aus seiner irdischen Weisheit wird eine himmlische und noch immer himmlischere, aus seiner irdischen Tugend eine himmlische und noch immer himmlischere, aus seiner irdischen Segenstiftung eine himmlische und noch immer himmlischere, aus seiner

irdischen Freundschaft und Liebe eine himmlische und noch immer himmlischere werden. Welche Seligkeitsaussichten für ihn! Ein ewiger Progres zeigt sich ihm in Allem Schönen und Edlen — ein Progres, der ihn ohne Maas, Grenze und Schranke dem erhabensten Geiste, der sein gütiger Urheber ist, immer näher bringt — doch ohne ihn ie zu erreichen — immer ihm ähnlicher macht — doch ohne ihm ie gleich zu werden. Freudenthränen rieseln, indem ich dis denke, aus meinen alten, der Thränenkraft schon fast beraubten Augen nider. . . . O du grosser unbekannter, und mir doch bekannter Urheber meines Seins — wie bete ich dich nun erst recht an, da du auch mein ewiger Erhalter bist! Verschmähe meine erste Anbetung dafür nicht, welche ich noch, glaubend nur, und im Staube noch, dir leiste! Enthüllt vom Staube und schauend — im wirklichen Besitzstande meiner Fortdauer — ach dann — ach dann — — —

Mir ists mit dem Fortdauerglauben gegangen, wie mit dem Providenzglauben — sollten nicht auch beide ein und derselbe Glaube sein? Gewis, sie sinds; eine solche höhere Providenz, wie die über den Menschen waltende ist, kann nicht anders, als ewig, über ihn walten. Doch — abgesehen hiervon — ich will nur sagen — wie ich von jeher, d. h. von der Zeit an, da ich mein eigener Erzieher ward, an dem Providenzglauben hing, so hing ich auch in demselben Sinne von

ieher an dem Fortdauerglauben, und, wie ich, ie älter ich ward, immer fester an dem Providenzglauben hing, so hing ich auch, ie älter ich ward, immer fester an dem Fortdauerglauben. Jezt, da ich so nahe, so fast dichtnahe am Grabe bin — ach, was ist er mir! Er ist mir das Alles in Allem. . . Mit Bedauern also, ia, mit tiefer Wehmut, feierz ich in diesen Augenblicken das Andenken eines meiner sehr verehrten, ia, ich kann sagen, höchst verehrten deutschen Zeitgenossen, der nicht nur Dichter, Alterthumskenner und Philolog, sondern auch Philosoph — Alles vom ersten Range — war, und der als Greis sein Glaubensbekentnis dahin ablegte, daß er auf Unvergänglichkeit gern Verzicht thue, und blos wünsche, sanft zu vergehen. Ich denke anders, und lasse es ununtersucht, wie er sich selbst so sinken lassen konnte. Ich wünsche mir zwar allerdings auch ein sanftes Ende, aber nur für Hier; nicht sanft zu vergehen, sondern sanft überzugehen wünsche ich, und harre mit Unerschütterlichkeit auf ein Weiteres, ia, auf ein Ewigweiteres für mich. Stets zwar fand ich das Raisonnement wichtig, wozu das Vernunftwesen Mensch gewesen sein sollte, wenn sein Sein im Tode aufhörte, wozu es alsdann Weisheit und Tugend gesammelt, sich immer mehr intellektuel und moralisch ausgebildet, die ganze bunte und oft überbunte Karriere von Thun und Leiden gemacht, und Freundschaft und Liebe so unendlich geschäzt hätte; iezt aber fühle ich die Wich-

tigkeit dieses Raisonnements auf das allertiefste. Nun wäre ich auf den Fall meines Vergangs durch den Tod doch in der That gezwungen, über mich selbst, über Alles, was ich lernte, wollte und that, und mir geschah, zu spotten, mein ganzes Gewesensein als ein Schattenspiel an der Wand, als ein Seifenblasenwesen, zu betrachten, mich zu ärgern über iede Anstrengung und Aufopferung, zu welcher ich mich gutherzig hergab, und die Bande zu verwünschen, welche ich mit meinen Lieben, die ich hinterlasse, gleichsam nur geknüpft hätte, um mir meine letzten Stunden noch mehr zu erschweren. Doch — wohl mir! Ich bedarf nun ienes Raisonnements nicht einmal mehr — gar keines Beweises für höhere Zukünfte für mich bedarf ich mehr; ich habe bereits wirkliches Vorgefühl von ihnen. Ich fantasire nicht, indem ich so schreibe; ich habe völliges Bewusstsein von selbigem, und halte es für den hohen Lohn, mit welchem der, der uns die höheren Zukünfte bereitete, seine Gläubigen an sie noch auf Erden schon und in der Nähe des Transitus in sie begnadigen wollte. Machets nur, wie ich, rufe ich allen meinen Freunden zu; gesellet euch durch Nachdenken über Gott und euch zur Schaar dieser Gläubigen, und schliesset euch durch solch fortgesetztes Nachdenken noch immer mehr an sie an, so werdet ihr, wenn eure letzte Erdenstunde bald schlagen will, mit ienem wirklichen Vorgefühle begnadigt werden, wie ich. O wie sehe ich in den herrlichsten Minuten desselben nun auch

sogar lächelnd die Lieben, welche ich hinterlasse, an, und zwinge sie dadurch beinahe auch zum Lächeln! Sie bleiben meine Lieben; sie folgen mir zu ihrer Zeit, und wir werden einander dort, wohin ich ihnen vorangehe, und sie mir nachfolgen, gegenseitig noch lieber werden. Hiervon bin ich so überzeugt, wie von unserer Fortdauer selbst und an sich. Wer einmal glaubt, daß auf die gegenwärtige Welt eine künftige folge, der muß auch glauben, daß so, wie die gegenwärtige Welt die Trennungswelt war, die künftige Welt die Wiedervereinigungswelt sein werde, d. h., daß die, welche hier gern traut und wacker beisammen waren, auch dort wieder beisammen sein werden. Ueber diesen für jede schönempfindsame Seele so wichtigen und so heiligen Punkt raisonnirte ich ebenfalls stets also — — —

„Wie? Grundlage wäre dieses erste Sein in Allem, was das Höhere für uns ausmacht und betrift, worauf im weiteren Sein fortgebaut werden sollte? Wie? auf Weisheit, Tugend und Wirksamkeit, die jetzt für uns begannen, sollte also einst fortgebauet werden, und auf schönen und edlen Verbindungen, die wir jetzt knüpften — n i c h t? Gehören sie nicht ebenfalls zu unserem Höheren? Wozu hätten wir sie denn auch sonst so herzlich geknüpft, wenn sie der Tod wirklich zernichten sollte? Wozu hätten wir auf diesen schrecklichen Fall uns so an sie gewöhnt? wozu sie immer mehr zu wahren Verkettungen gemacht? wozu so viel für sie gelitten und leiden müssen? Nein;

der Gott der Liebe wird wahre und edle Liebe nie auf-hören lassen!“

„Unmöglich konnte ich auch selig einst sein ohne die ächten und eigentlichen Meinen . . . Man sage nicht, die Zeit leiste ia hier schon auf der entgegengesetzten Seite Viel, und bringe es am Ende dahin, daß man die abgeschiedenen Seinigen nicht mehr vermisse. Bei den allerletzten menschlichen Gefühlen sei's geschworen — lieber wollte ich hören, daß man spräche, die Zeit könne es am Ende dahin bringen, daß man ihnen Glück dazu wünsche, daß sie von der Erde abgerufen wurden, ehe noch die Noth der Menschheit aufs höchste stieg. In diesem Falle befinde ich mich wirklich selbst. Heil dir, und Heil dir, und Heil dir, Heil euch Allen, meinem Herzen Theure und Werthe, die ihr nicht mehr erlebtet, was ich noch erleben mus! — so rufe ich iezt oft aus; wie wäre es aber dessen ungeachtet möglich, daß ich sie, denen ich so nachrufe, nicht vermissen sollte? Hat übrigens die Zeit ausser solchen eintretenden allgemeinen schweren Nothständen, und sonst noch, Kräfte, das Andenken an liebe Todte zu erleichtern, so hat sie selbige doch nur an der Hand der Religion, welche Wiedervereinigung mit ihnen hoffen läßt. Nur mit dem Nichtvermissen bleibet mir weg — spreche ich — denn es ist durchaus unmöglich für mich. Wie es nun aber hiermit iezt um mich steht, so wirds auch ewig um mich stehen. Dauert denn nicht

die Personalität fort? Bleibe ich nicht sterbend Derselbe — der, der ich bin? Wäre dis nicht, so machet das Buch zu, und schreibet kein Wort weiter von Fortdauer des Menschen — schliesset die Kirche zu, und prediget kein Wort weiter von ihr — ihr schreibet sonst ohne allen Verstand, und prediget ohne allen Verstand. Fortdauern — nicht als Derselbe, sondern als ein Anderer — also ein Anderer werden, und doch fortdauern — — — o Unsinn aller Unsinne! Dauert aber die Persönlichkeit fort, so dauert auch das Bewusstsein fort, und die Rückerinnerung dauert, wie das Gedächtnis, fort. Wie sollte es also möglich sein, daß ich dort die geliebten Meinigen, wenn sie nicht bei mir wären, nicht vermisste? Es wird eben so unmöglich sein, als es hier war. Wie könnte ich aber, wenn ich sie vermisste, und auf immer vermissen sollte, selig sein? Hier tröstete mich über die unvermeidliche Trennung von ihnen doch noch die Hoffnung auf dortige Wiedervereinigung mit ihnen; wie aber dort, wenn diese Hoffnung fehlschlüge, auf immer fehlschlüge? Fand ich nicht auch dadurch meine gegenwärtigen Freuden erst wahrhaftigschön, daß ich sie mit meinen Lieben theilte? So kann ich auch nur dann meine künftigen Freuden erst wahrhaftigschön finden, wenn ich mit ihnen sie theile. Die Aeuserungen des Dankgefühls, welches in meiner Brust gegen sie, und in ihrer Brust gegen mich nie ersterben kann, darf ich doch endlich auch wohl noch mit in Berechnung bringen, wenn die Rede davon ist, daß

ich einst selig sein soll. Ist dis also wirklich Gottes Wille, so mus er auch meine Wiedervereinigung mit meinen Herzlichgeliebten wollen."

„Soll ich denn nicht auch ewig in Weisheit und Tugend wachsen? Bringt dis nicht die Natur und der Begrif eines Vernunftwesens, das ewig zu dauern bestimmt ist, mit sich? .. Gern gebe ich nun zwar zu, daß ein solcher Progres für mich unter allen Weisen und Guten Statt finden könne — ia, ich gestehe sogar, daß ich mich auf den Umgang mit Vielen derselben, welche ich blos namentlich kannte, und die ihre Erdenexistenz weit entfernt, an Ort sowohl, als an Zeit, von mir, führten, sehr herzlich freue; unter welchen Menschen aber und mit welchen Menschen zugleich kann iener Progres für mich besser gedeien, als unter denen, unter welchen ich hier der Weisheit und Tugend mich ergab, und mit denen zugleich ich hier schon in Weisheit und Tugend wuchs? Dis ist ia doch wohl an sich gleich so sonnenklar, daß es gar keines Beweises weiter bedarf. Wie sollte ich also auf der einen Seite den Beruf erhalten haben, bis ins Unendliche hin in Weisheit und Tugend zu wachsen, und wie sollte nicht auch auf der andern Seite dafür gesorgt sein, daß ich mit solchen Menschen, die ich die wirklichen Meinen nenne, wieder vereinigt und ohne Aufhören vereinigt würde?"

„Denke ich endlich an den gemeinschaftlichen Gottespreis, so thue ich mit allem Recht zwei Fragen.

Wo fänd er hier wohl herzlicher Statt, als unter uns bei denen, welche in innigen Verbindungen standen? Wo wird er also auch dort, als noch weit höherer, gewisser noch herzlicher Statt finden, als unter und bei denselben? Ach, wie oft tröstete ich meine Lieben und lies mich von ihnen trösten über die Dunkelheiten des Ganzes unserer Schicksale mit dem Lichte, das einst die Ewigkeit über ihn verbreiten würde! Wir, wir zusammen schicken uns also auch einst ganz vorzüglich dazu, den, der der grosse Schaffer dieses Lichtes ward, auf das allerherzlichste zu preisen. Wie? und wir sollten nicht wiedervereinigt werden — nicht auf immer wiedervereinigt werden?"

Dieses Raisonnement über die Fortdauer meiner mir theuersten Verbindungen fand ich zwar von ieher so wichtig, wie das obenangeführte Raisonnement über meine Fortdauer an sich selbst, iezt aber müste ich doch in der That ebenfals seine Wichtigkeit erst auf das allertiefste fühlen. Kommts denn nun mit mir nicht bald, recht bald dahin, daß ich vorgehe den Meinen, die mir hinterbleiben, und nachgehe den Meinen, welchen ich hinterbleib? Wie mus mir das Herz also doppeltstark schlagen, wenn die Rede davon ist, ob überhaupt ein Wiedervereín mit ihnen zu hoffen sei! Doch, ich bedarf des Raisonnements hierüber iezt so wenig, als des Raisonnements über meine Fortdauer überhaupt. Wie ich wirkliches Vorgefühl von meinen höheren Zukünften iezt

habe, so ist mir auch schon, als würde ich von meinen vorangegangenen Lieben wieder in Empfang genommen, und als stände ich in Bereitschaft, meine mir nachbleibenden Lieben wieder in Empfang zu nehmen. Ich fantasire ebenfals nicht, wenn ich so schreibe, sondern rufe mit vollem Bewustsein allen meinen Freunden zu — Machets nur so, wie ich, und liebet die wahren Eurigen recht herzlich; so wird euch, wenn die Stunde bald schlagen will, in der ihr ihnen theils nachgehen, theils vorangehen sollet, auch ihrentwegen so sein, wie mir.

Nicht nur aber an Wiedervereinigung blos mit meinen Lieben glaube ich, sondern ich labe mich auch an den Vorstellungen der schöneren Beschaffenheit unseres künftigen Wiederbeisammenseins ... Wir selbst, sie und ich, werden vollkommener sein. Welche Geistesschwächen, welche Herzensschwächen hatten wir hier einander wechselseitig nachzusehen! Wie oft wurden wir an einander irre durch Differenz in Hauptmeinungen und in Hauptgesinnungen! Dort, nach abgelegter Erdenhülle, wirds nicht mehr so sein. Welch ein weit höheres Wohlgefallen werden wir also an einander haben können! Auch die Welt, in der wir uns befinden werden, wird vollkommener sein. Wie oft stören uns iezt feindselige Menschen, und wie noch öfter feindselige Zeiten, aus denen Sorgen, Noth und Gram für uns entstehen, und die wohl gar Aussichten in noch schlimmere Zukünfte uns öfnen, in den Genüssen, welche wir an einander schöpfen

können und wollen! Einst, in der Welt des Friedens, wird auch dis nicht mehr sein. Auch ungestörter von aussen werden wir da die höheren Genüsse an einander schöpfen. Man rechne hieher auch die ruhigere Natur dort um uns her, und den edleren Körper selbst, welchen wir dort haben werden. Wenn die Elemente hier toben — wie war uns da? Wie war uns vollends dann, wenn wir einander körperlich leiden, wohl schrecklich leiden sehen musten? Nichts hiervon dort weiter ... Und — dabei wird noch obendrein keine Furcht vor irgend einer Wiedertrennung weiter obwalten. Wenn wir iezt auf das allertrauteste beisammen sind, und der Gedanke — „doch einmal aus einander" — ergreift uns, wie wird uns da? Ist uns nicht, als würden wir schon einander genommen? Nun, auch dis einst in der Welt des Lebens ohne Tod nicht mehr. Der unendliche Progres in Allem, was unser Höheres ausmacht, oder auch nur betrift — dieser Progres, zu dem wir bestimmt sind, bürgt dafür. Welch eine Freudenfülle wird uns also durchströmen, wenn es heissen wird — „wiedergegeben einander, und auf immer wiedergegeben." —!

Auf das allerherzlichste schliesse ich mich daher an den Stifter des Christenthums an, der auch nicht nur Wiederbeisammensein derer, die sich lieben, sondern auch weit schöneres Wiederbeisammensein derselben, lehrte, und — so geschehe dann auch hier der Transitus von den Erklärungen meines letzten Glaubens überhaupt zu

ten Erklärungen meines letzten Glaubens über das, was ihn besonders betrift!

Daß ich diesen Ihn — von nun an nenne ich ihn blos bei seinem Nahmen, den ich auch nach altem Brauche deklinire — also, daß ich Jesum von Nazaret als Greis nicht etwa anzubeten anfange, ihn aber doch als Greis noch mehr verehre, als vor dreissig, oder zwanzig Jahren, habe ich schon oben gesagt, und zugleich versprochen, mich näher darüber zu erklären, wie ich dis meine. Alles, was ich nun noch weiter schreibe, enthält diese Erklärung.

Man hatte es bei meiner christlichreligiösen Erziehung sehr dadurch versehen, daß man mir Jesum als einen zweiten Gott, neben dem es sogar noch einen dritten gäbe, hinstellte. Es war unmöglich, daß ich, als ich mein eigener Erzieher ward, und selbst-nachzudenken anfing, diesen Glauben beibehalten könnte. Meine Vernunft erklärte ihn für widersinnig, und mein eigenes Lesen des Evangelienbuchs überzeugte mich auch, daß Jesus selbst ihn nie gewollt hätte. Wie es nun aber in solchen Fällen jungen feurigen Nachdenkern geht, so gings auch mir — ich sprang von einem Ex-

trem zum andern. War mir Jesus erst zu Viel gewesen, so ward er mir nun zu Wenig. Viel trug hierzu meine Religionslektüre bei, die ich sehr eifrig trieb. Man verleidete mir den Glauben an die Aechtheit des Evangelienbuchs, und endlich dadurch gar den Glauben an Jesum selbst, d. h. den Glauben, daß Jesus ie existirt hätte. So blieb es lange mit mir — iedoch, ich darf es mir zum Ruhme nachsagen, ohne daß ich deshalb hätte aufhören sollen, ein Christ zu sein. Ich beruhigte mich auch auf diesen äusersten Fall damit, daß das Christenthum, es möchte nun blos von der Erde kommen, oder vom Himmel gekommen sein, doch die allerklügste Religion sei, welche man sich denken könne — so nehmlich, wie es, nicht in Katechismen, Himmelswegen, Gebet- und Gesangbüchern, oder auch sogar in privilegirten simbolischen Büchern, sondern im Evangelienbuche selbst, enthalten ist. „Es ist da, sprach ich zu mir, es erleuchtet, heiligt, tröstet — segnet also die Menschheit auf allen Seiten — so bekümmere dich um seinen Ursprung weiter nicht!“ Ich gebrauchte daher meine Nachdenkenszeit lieber, um mich in den Grundsätzen der wahren christlichen Religion, die ich durchaus als Grundsätze der wahren Vernunftreligion fand, immer mehr zu befestigen, und betrieb dabei meine Amts-, Standes-, Hauses- und übrigen Lebensgeschäfte — die sich immer mehr häuften, gar unverdrossen. Als diese mir aber mehr Musse wieder liessen, fing ich mein Nachdenken über das Christenthum selbst, über sein Entste-

ben u. s. w. von neuem an, und kam so allmählich zu den Ueberzeugungen, mit welchen ich nun sterben will.

---

1 Man hat es dem Pabste Leo, genannt der Zehnte, nachgesagt, daß er einst zu einem seiner Vertrauten gesprochen — „das Mährchen von Christo hat uns viel eingebracht!" — ich halte es aber mit Bayle, der besonders in dieser Hinsicht ein ganz unverwerflicher Richter ist, und so etwas durchaus nicht auf ihn kommen lassen will. „Leo der Zehnte — so raisonnire ich, nachdem ich gelesen habe, was von ihm geschrieben steht — mag immerhin zu den verworfensten Päbsten gehört haben; dazu aber war er ein zu kluger Mann, als daß er so etwas Dummes und Erzdummes hätte sprechen können." Ich möchte auch schon blos fragen, ob man es glauben würde — und wenns auch hundert Schriftsteller, die am Ende einander blos ausgeschrieben, und allerseits aus der allerverdächtigsten Quelle geschöpft haben, versicherten — daß ein Hohepriester zu Jerusalem einst gesprochen: das Mährchen vom Moses hat uns viel eingebracht — oder daß ein Mufti zu Konstantinopel einst gesprochen: das Mährchen von Muhamed hat uns viel eingebracht. Auch bei der höchsten Frivolität hätte weder ein Hohepriester, noch ein Mufti, so sprechen können — also auch kein Pabst etwas Aehnliches; denn es ist zu abgeschmackt. Wie jede philoso-

[illegible]ische Schule ihren Stifter hat, nach dessen Nahmen sie sich nennt, so auch iede kirchliche Gemeinheit. Kann man nun wohl daran zweifeln, wenn man von Pythagoräern hört, daß es einen Mann, der Pythagoras hies, gegeben habe, oder, wenn man von Platonikern hört, daß es einen Mann gegeben habe, der Plato hies? In der That, alsdann hätte nicht nur aller historische Glaube, sondern auch alle gesunde Vernunft, ein Ende. So müssen dann aber auch folgende Schlüsse gelten — so gewis es eine mosaische Religion gibt, so gewis mus auch ein Mann, Nahmens Moses, existirt haben, und so gewis es eine muhamedanische Religion gibt, so gewis mus auch ein Mann existirt haben, der Muhamed hies. Gelten nun diese Schlüsse, wie sie schlechterdings gelten müssen, so gilt auch mein letzter Schlus — „so gewis es eine Religion Jesu Christi gibt, so gewis mus es auch einen Jesus Christus gegeben haben." Ich bekenne es aufrichtig, daß ich mich vor mir selbst schäme, daß es einst eine Zeit für mich gab, in der ich hierauf nicht zukam, sondern im Stande war, das erneuerte Schwatzwerk von fabula de Christo meines Anhörens zu würdigen, da es doch noch unsinniger ist, als die Schrift de tribus impostoribus; denn — ob Moses, Jesus und Muhamed durch Stiftung ihrer Religionen die Welt betrogen haben, oder nicht, darüber mag man disputiren — müssen sie aber nicht existirt haben, wenn sie ihre Religionen in die Welt einführen, und die Welt durch sie betrogen haben sollen.

ten? Sobald diese Frage für lächerlich gefunden würde, wäre doch warlich des Unsinns auf Gottes Erdboden kein Ende mehr; und so müste ich mich warlich auch deshalb schon selig preisen, daß mein Sein auf so einem Gotteserdboden nun auch bald, recht bald, ein Ende hätte.

Davon also, daß ein Mensch, Nahmens Jesus, der den ehrenvollen Beinahmen „Christus" hat, wirklich gelebt habe, bin ich kaum weniger überzeugt, als ich davon überzeugt bin, daß ich selbst lebe. . . Freilich aber — was nun die eigentlichen übrigen Nachrichten von ihm betrift — so habe ich nichts weiter vor mir, woraus ich sie, die Achtung gegen mich selbst unbeschadet, schöpfen könnte, als — das sogenannte Evangelienbuch, oder die Quaternion von Biographien Jesu, wie sie iezt noch besteht, im zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche aber erst in Ordnung gebracht worden sein soll. Auch an diesem Nachsatze stosse ich mich jedoch nicht. Aus den sogenannten apostolischen Briefen nehmlich, welche wir noch besitzen, leuchtet sonnenklar hervor, daß man in der allerersten christlichen Kirche eine wirkliche Zurückkunft Jesu, als des sein sollenden Messias, oder Christus, erwartete, und zwar eine sehr baldige. In wie fern er selbst dazu Veranlassung gegeben habe, soll hernach untersucht werden. Da man nun aber einmal eine solche Erwartung hegte, warum hätte man sich um

Schriften über ihn sehr bekümmern, und sie sorgfältiger Aufbewahrung werth achten sollen? Sobald er wiederkam, wozu schriftliche Nachrichten, ihn betreffend, weiter? Wenn dergleichen also auch wirklich umhergetragen wurden, so hielt man sich doch nicht an sie, weil man ihrer nicht zu bedürfen glaubte. An mündliche Tradition der Lehrer, welche Jesu Nachlehrer zu sein behaupteten, hielt man sich wenigstens mehr, und that meines Erachtens — unter den angegebenen Umständen — auch recht daran. Als aber Jesus nicht nur nicht bald, sondern auch gar nicht, wiederkam, sah man sich freilich mit grossem Bedenken nach ihm um; iedoch eben hierdurch fand man sich bewogen, sich nun an schriftliche Nachrichten von ihm, an seine Biographieen, zu halten, und — so entstand das sogenannte Evangelienbuch, welches ich nun auch so nehme, wie es da ist. Eine Harmonie der vier Evangelisten mag ich freilich nicht schreiben. Ich habe gelesen und dreimal wieder gelesen, was zu ihrem Behufe gelehrte und gute christliche Männer geleistet haben; ich habe aber gefunden, daß es diesen Harmonieschreibern gegangen sei, wie den Theodiceeschreibern. Die beste Theodiecee ist der Glaube an ein Weiteres für die Menschen, und so ist auch die beste Harmonie der vier Evangelisten, daß man sich mehr an die Hauptsachen, als an die Nebensachen, in ihren Erzählungen halte. Mir ists iedoch lieb, daß sie nicht völlig harmoniren. Es kann also auch offenbar nicht ihr Vorsatz gewesen sein, die

Nachwelt gemeinschäftlich zu betrügen — als wozu sie eine bessere Verabredung hätten unter sich treffen müssen; sondern Jeder schrieb, was er wuste, und wie er es wuste. Die Hauptsachen bei ihnen — in welchen sie harmoniren — bleiben also Wahrheit, und erscheinen dem Nachdenkenden eben dadurch erst recht als Wahrheit, daß in den Nebensachen bei ihnen Disharmonie angetroffen wird. Wie nun aber aus dieser Disharmonie hervorleuchtet, daß sie nicht etwa eine Uebereinkunft darüber getroffen hätten, die Nachwelt zu täuschen: so bürgt sie auch dafür, daß ihnen das, was sie schrieben, nicht — wie man oft behauptete — von Gott eingegeben worden sei; denn es müßte wenigstens sonst harmonischer ausgefallen sein. Uebrigens darf man ia auch nur lesen, was Lukas seinem Freunde Theophil schrieb, daß er sich nehmlich nach Allem, was er ihm von Jesu berichte, erst sehr genau erkundigt habe — um iene Behauptung auf der Stelle von sich zu weisen.

Dadurch, daß ich mich hier so äusere, widerspreche ich mir keinesweges in Ansehung meiner obigen Aeuserungen über Offenbarung, Eingebung und Inspiration. Dort war ia gar nicht die Rede von einer göttlichen Eingebung der Art, wie dieienige gewesen sein würde, deren gehabten Genus man gern den vier Evangelisten zueignen möchte; wer könnte auch dergleichen überhaupt nur annehmen, ohne, wenn er recht nachdenkt,

zu fühlen, wie tief er Jeden, dem er nachsagt, daß er sie genossen habe, und den er dadurch hoch zu erheben meint, herabsetze? Wozu macht er ihn anders, als — zu einem blossen Sprachrohre Gottes? Daß ein Mensch zum Sprecher Gottes werde, d. h. durch eifriges Nachdenken über das Wahre und Gute zum Lehrer des Wahren und Guten — zu einem Manne werde, durch den Gott gleichsam zu seinen Brüdern spricht — zu einem Lehrer, gleichsam von Gott gekommen — dis ist die höchste Ehre für ihn; einen Menschen aber zum blossen Sprachrohre Gottes zu machen, ist seine tiefste Schändung, weil dadurch seine Nachdenkenskraft ganz im Hintergrunde gelassen wird, ohne die er doch gleich aufhört, Mensch zu sein. Und — daß alsdann, wenn der Glaube Statt findet, daß es blosse Sprachröhre Gottes geben könne, den Schwärmern die weitesten Thore geöfnet werden; hat seine volle Richtigkeit. Verschreien sie nicht so schon insgesamt das Nachdenken? Nun, so werden sie es noch mehr verschreien, und es bis in den Abgrund der Hölle verdammen, um mit ihren Meinungsthorheiten und Tollheiten ihre Zeitgenossen, und wohl gar ihre Nachkommen noch, auf das ärgste zu verführen. Ich freue mich daher nicht wenig darüber, daß der biedere Luther über diesen grossen Gegenstand ebenso dachte. Die Fanatiker seiner Zeit trugen unstreitig dazu bey, daß er mit dem krasseren Inspirationsglauben nichts

zu thun haben wollte — wofür ich ihm als ein ächter Protestant auf das herzlichste danke.

—

Also — ich mus mich wiederholen — oben, wo ich von Offenbarung, Eingebung und Inspiration sprach, war nicht die Rede von dem, was man gemeinhin unter göttlicher Eingebung versteht — bei der man am Ende wohl gar annimmt, daß iedes Wort, das der Schreiber schrieb, ihm von Gott diktirt worden sei — (fast möchte man fragen, ob es sich nicht etwa auch mit ieder Wortsveränderung, die seine Abschreiber machten, ia, mit iedem Schreibfehler, den sie begingen, so verhalten solle) — sondern ich sprach blos davon, daß man die wichtigen und heiligen Resultate grosser Anstrengungen der Nachdenkenskraft Offenbarung, Eingebung und Inspiration nennen könne, wenn man wolle. Wie lässt sich dis aber auf Abfassung einer blossen Lebensbeschreibung anwenden, zu der man die Data insgesamt schon vor sich hat? Kann man eine solche auch wohl unter die wichtigen und heiligen Resultate grosser Anstrengungen der Nachdenkenskraft zählen? Weit eher gebürte diese Ehre einem Romane, dessen Verfasser den Zweck gehabt hätte, zu schildern den allervollkommensten Menschen, oder anzugeben, wie der Mensch es zu machen habe, wenn er möglichstnahe an Gott kommen wolle. Ich wünschte schon, daß diesen Gedanken alle dieienigen recht beherzigen möchten, welche die göttliche Eingebung des Evangelienbuchs behaupten.

Wozu nehmlich wollen sie die vier Evangelisten am Ende machen? Wenn also auch nicht zu blossen Sprachröhren Gottes — zu heiligen Romanschreibern etwa? dis waren diese Wackern aber nicht, sondern wahre Biographen waren sie; sie erzählten, wie gesagt, was sie wusten, und wie sie es wusten. Dazu gehörte dann folglich auch keine grosse Anstrengung der höheren Nachdenkenskraft, sondern blos Anstrengung ihrer Erinnerungskraft, welche ihnen das treu zum Niderschreiben diktirte, wovon sie selbst Zeuge gewesen waren, oder was ihnen von Andern bezeugt worden war... Ich finde es — im Vorbeigehen hier gesagt — als einen grossen Beweis von einer über das Christenthum waltenden höheren Providenz, daß uns die Alles zerstörende Zeit von den sämtlichen sehr zahlreich gewesenseinsollenen Lebensbeschreibungen Jesu gerade zwei zurücklies, die von wirklich gewesenen Begleitern dieses Herrlichen herrühren sollen, und zwei, die Verfasser haben sollen, welche ihre Nachrichten nur vom Hörensagen hatten. Offenbare Uebereinstimmung der Apostelaussage also mit der Volks- und Zeitaussage, und offenbare Uebereinstimmung der Volks- und Zeitaussage mit der Apostelaussage! Was kann man nun mehr fordern, um an die Wahrheit der Hauptsachen im Evangelienbuche zu glauben?

Wie ich aber also nicht nur keine genossene Eingebung im gewöhnlichen dogmatischen Sinne, son-

dern auch nicht einmal Eingebung, Offenbarung und Inspiration in meinem Sinne, den vier Evangelisten zugestehe: so finde ich mich auch ihren bis auf uns gekommenen Berichten nach — aus denen ich nun alles Weitere, das ich glaube, schöpfe, ohne mich bei irgend einer Gelegenheit wieder deshalb besonders zu rechtfertigen — völlig bewogen, anzunehmen, daß Jesus unter Allen, die iemals über das höhere Wahre und Gute nachdachten, Offenbarung und Eingebung am meisten genossen habe, und der Inspirirteste gewesen sei — Alles nehmlich so verstanden, wie ich es meine — oder, daß er unter ihnen der Erste und der Glücklichste gewesen, oder, daß die Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft die wichtigsten und heiligsten Resultate gehabt haben. So oft ich über seine Lehre nachdachte, überzeugte ich mich hiervon, und, so oft ich iezt noch bei Ablegung meines lezten Glaubensbekentnisses auf sie zurückkomme, erneuert sich diese Ueberzeugung in mir. Erster unter allen Sprechern Gottes — der Logos — ist er mir.

Hier als Einschiebsel, oder als Nachtrag zum Lobe der vier Evangelisten — wie man es nennen will — eine kleine Gedankenreihe, welche mir seit zwanzig Jahren viel Vergnügen gemacht hat...

„Der Vernunft ist ein Urbild aller Vollkommenheit gleichsam eingedrückt, sprach ich, und, sobald sie sich ge-

hörig ausbildet, entspringt die Gottesidee aus ihr selbst; der Mensch verlangt alsdann nach Gott, und sehnt sich recht nach ihm. Ebenso ist der Vernunft auch ein höchstes Abbild Gottes gleichsam eingedrückt, und gleich nach der Gottesidee entspringt auch aus ihr selbst die Gottessohnsidee, die Idee eines Menschen, der unter allen seinen Brüdern der Nächste an Gott ist; der Mensch verlangt alsdann auch nach so einem Gottessohne, und sehnt sich recht nach einem Vollkommensten seines Geschlechts, der es an Weisheit und Tugend am weitesten bringt."

„An der Spitze der Erdenwesen steht der Mensch; mus nicht wieder auch ein Mensch sein, der an der Spitze der Menschheit steht? Gewis steht und mus stehen auch auf iedem Stern an der Spitze der auf ihm hausenden Vernunftwesen ein Vollkommenster seines Geschlechts, ein Gottähnlichster, ein Gottessohn in seiner Gestaltsart."

„Alle Vernunftwesen sind zur Aehnlichkeit mit Gott in Weisheit und Tugend bestimmt; irgend Einer mus auch unter den Erdenvernunftwesen, unter den Menschen, sein, der diese Gottähnlichkeit am meisten erreicht. Und wie? wenn Er das Vorbild sein sollte von dem, was wir alle einst werden würden? Schier könnte man ihn das Ebenbild Gottes nennen; doch, dis schickt sich nicht — Gott hat kein Ebenbild, hat nicht Seinesgleichen. Es gebürte sich also nur, ihn das höch-

ste Abbild Gottes in Menschengestalt zu nennen."

O wie ward mir, ie öfter ich mir diese kleine Gedankenreihe vorhielt, die Geschichte Jesu Christi immer willkommener nicht nur, sondern auch immer glaubhafter!

Aus der Jugendgeschichte Jesu — also von seiner eigentlichen Bildungsgeschichte — ist uns wenig Mehr, als Nichts, bekannt. Johannes, sein Allervertrautester, lässt ihn gleich als Mann auftreten — Markus desgleichen — Matthäus (im Grunde betrachtet) ebenfals (s. Kap. 3, 13.); denn sein vorhergehendes Erzählen — wenn es auch noch so ächt sein sollte — gehört nicht zur Sache, die ich meine, hat übrigens auch gar kein Interesse für mich. Lukas ist der Einzige, welcher sich etwas auf die Jugendgeschichte Jesu einlässt. Worin besteht aber Alles, was er darüber sagt? Er meldet blos, daß Gottes Huld sich an Jesu vorzüglich ausgezeichnet habe, indem er frühzeitig schon die herrlichsten geistigen Anlagen gezeigt, lässt ihn davon in seinem zwölften Jahre eine Probe im Tempel zu Jerusalem ablegen, und dann in seinem dreissigsten Jahre erst wiedererscheinen. Dis ist also Alles; für mich aber ist es genug. Ich sehe daraus, daß es sich

mit ihm ebenso verhalten habe, wie mit allen grossen Männern, die, mit bewundernswürdigen geistigen Anlagen von der Natur ausgestattet, gröstentheils sich selbst bildeten, wobei ihnen blos gewisse äuserliche Umstände zu Hülfe kamen. Er gehört, wie diese, unter die hellleuchtenden Beweise einer höhern Providenz, welche sich ihrer als Hauptwerkzeuge bediente, ihren weisen und liebenswürdigen für unser Geschlecht entworfenen Plan allmählich auszuführen; ja, er ist der hellleuchtendste Beweis der Providenz, er ist der, den sie zu demjenigen Werkzeuge erkor, durch welches sie die Ausführung ihres Plans einmal schneller befördern wollte, als jemals. Autodidakt war er, unter allen Autodidakten der Erste; mit andern Worten heisst dies, — Gott war nicht blos mit ihm, sondern war *auf das höchste* mit ihm; *Nachdenken* war seine Sache, und Gott segnete die Anstrengungen seiner ganz vorzüglichen Nachdenkenskraft so, daß sie die wichtigsten und heiligsten Resultate hatten. Auf solche Weise ward er der, der er geworden ist. Was die Umstände betrift, welche ihm dabei behülflich waren, so denke ich darüber folgendermassen — —

Marie — zwar keine Mutter Gottes, — aber doch eine *göttliche* Mutter, — war *seine* Mutter. Wer, mit ausgezeichneten höheren Anlagen geboren, erst am Busen, dann im Schosse, dann unter den Augen einer solchen Frau von Geist und Herz, wie diese war, aufzuwachsen das Glück hat, kann mit Recht

von Glück sagen; es bleibt nehmlich dabei, daß die Furcht des Herrn — wie ältere und neuere Weise in Israel sprachen — der Weisheit Anfang sei, oder, daß von ächter Pietät ausgegangen werden müsse, wenn man, mit hoher Nachdenkenskraft begabt, es im Nachdenken weit und hoch bringen will. . . Im elterlichen Hause nicht nur, sondern auch im Verwandtenzirkel, fand Jesus die Erwartung der baldigsten Ankunft eines Messias herrschend, und wuchs also auch mit ihr auf. Immer hörte er von ihr sprechen, und so ward sie auch die seinige. . . . . Dabei hatte er Gelegenheit, die heiligen Schriften seiner Nation zu lesen; wie? wo? kann ich freilich nicht bestimmen — doch vielleicht in seinem elterlichen Hause selbst. . . So denke ich mir die Umstände, welche ihm dabei behülflich waren, daß er das werden konnte, was er ward.

Man hat wohl die galiläischen Schulen seiner Zeit gerühmt, um seine hohe Ausbildung zu erklären; ich kann aber dieser Meinung nicht beistimmen. Die Antwort, welche das Sinedrium dem Nikodemus gab, als er das Wort für ihn führte — „Forsche in der Geschichte, und überzeuge dich selbst, ob jemals ein Prophet aus Galiläa aufgetreten sei" — müßte mich schon davon abhalten; der Ausruf des Nathanael aber, den er selbst für einen wahrheitliebenden Mann erklärte — „Läßt sich wohl von Nazaret etwas Gutes erwarten?" — verleidet mir vollends die Sache ganz.

Daß er von den Essäern, welche ihn in ihre Gesellschaft aufgenommen, gebildet worden sei, will mir ebenfals nicht behagen. Ich will gern alles das Gute glauben, welches Philo und Josephus ihnen nachgerühmt haben; es wird ihrer aber doch in der ganzen evangelischen Geschichte auch nicht ein einzigesmal gedacht — welches unmöglich der Fall sein könnte, wenn sichs mit ihm so verhielte — und Lukas lässt ihn ausdrücklich so lange im elterlichen Hause, bis er ihn am Jordan, aus Galiläa kommend, um sich da vom Johannes taufen zu lassen, vor uns wieder aufstellt. Daß er etwa mit diesem Johannes vorher vertrauten Umgang gehabt, mus ich bezweifeln; weil es geradezu heisst, daß derselbe so lange in der Einsamkeit sich aufgehalten habe, bis er Beruf bekommen, sich den Israeliten als öffentlicher Lehrer zu zeigen. Wärs iedoch auch wirklich der Fall gewesen — wie hätte dis seine hohe Ausbildung bewirken können? Waren sie denn nicht Beide von gleichem Alter? Nennt Jesus, der sich das Licht der Welt nennt, nicht auch den Johannes blos eine Lampe? Fand's Johannes selbst, als Jesus seine Taufe verlangte, nicht für schicklicher, daß Jesus ihn taufen möchte?

Einem solchen Geiste, wie der grosse Nazaräner, war es auch in der That an den heiligen Schriften seines Volks genug, um durch Nachdenken über sie das zu werden, was er ward. Daß er sie fleißig gelesen,

ist sonnenklar; denn er war wohlbewandert in ihnen — vom Pentateuch an bis zum Psalmbuche, und vom Jesaias an bis zum Daniel. Aus allen citirte er in Stellen genug. Sogar in den Apokriphen war er es; denn wie viele moralische Sentenzen hat er nicht offenbar aus ihnen entlehnt und sich eigen gemacht? Daß Jesus aber ein Freund des Nachdenkens überhaupt, und zwar vom ersten Range, gewesen sei, ist eben so sonnenklar. Ja, frühzeitig war er es schon; davon zeugt der Umgang im Tempel, wo sein erst zwölfjähriger Verstand schon das Erstaunen der Lehrer der Nation erregte. Darum liebe ich diese Erzählung, und danke dem Lukas für sie. Nachher blickt ja auch überall bei ihm ein Geist hervor, der auf das höchste nachgedacht haben muß. Wie vernunftmässig sind alle seine Belehrungen über Wahres und Gutes! Wie einleuchtend sind alle seine Beweise! wie richtig alle seine Schlüsse! wie natürlich alle seine Folgerungen! Wie weise benahm er sich bei Einführung der grossen Gottesverehrungsreform, welche er stiften wollte! Welch einen Scharf- und Tiefblick zeigte er überall! welchen Witz! welche Gegenwart des Geistes bei unerwarteten Vorgängen und Fragen! welche Unerschrockenheit und welch ein Muthsfeuer, das selbst seinem höchsten Richter noch Achtung für ihn abzwang, und diesen gleichsam mitergrif! Dis alles konnte durchaus nur Folge der grössesten und anhaltendsten Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft sein.

Indem er nun sein besonderes Nachdenken über die heiligen Schriften der Nation trieb und forttrieb, und dabei zugleich durch das grosse bürgerliche und sittliche Elend, welches er um sich her sah, tief und immer tiefer gerührt ward, fing er an, die alten Weissagungen, welche man für messianische hielt, auf sich zu deuten, und so fühlte er den Beruf, der Messias zu werden, welchen man ohnebin, wie schon gesagt, zu seiner Zeit mit der grössesten Sehnsucht und auf das baldigste erwartete. Wie dieses Berufsgefühl ihn, gerade Ihn, ergriffen habe — diese Frage kömmt mir nun eben so vor, als wenn Jemand fragen wollte, wie und warum Luthern gerade das Berufsgefühl ergriffen habe, Reformator des verfallenen Christenthums zu werden. Ein solcher Reformator war auch genug geweissagt worden, und konnte es mit Recht werden; denn am Ende mus doch aller Irthum der Wahrheit wieder weichen. Luthern waren diese Weissagungen bekannt, und waren im Grunde seine eigenen; wie deutete er sie aber auf sich, oder wie entstand in ihm das Berufsgefühl, der geweissagte Reformator zu werden? Er hatte Gelegenheit, die heiligen Urkunden des Christenthums zu lesen, studirte sie mit Eifer, und dachte mit höchster Anstrengung über sie nach. Da fand er den ungeheuern Unterschied zwischen Christenthum und Pabstthum, und ward schon hochgespannt. Augenzeuge ward er zugleich von dem immer mehr zunehmenden Elende der christlichen Kirche und von dem immer wach-

fenden Unwesen, das die Päbste in ihr trieben; so ward er noch höher gespannt. Er fühlte in sich Kraft, sich den Fortschritten dieses Unwesens zu widersetzen. Kraft erzeugt Trieb; so bekam er auch Widersetzungstrieb, und so bildete sich in ihm das Berufsgefühl, Reformator der christlichen Kirche zu werden, durch Kraft und Triebgefühl dazu. Ganz so war es mit Jesu.

In der Wüste, ja, in jener Wüste, in jener ländlichen Einsamkeit, in welche ihn sein Nachdenkenstrieb — dieser heilige, göttliche Geist — führte, um daselbst völlig ungestört und lange über sein Berufsgefühl sowohl überhaupt, als auch über die künftige Verwaltung seines Berufs, nachzudenken, brachte er auch sein Nachdenken auf das höchste. Er war eben Mann geworden, hatte also das Alter erreicht, welches er haben muste, wenn er öffentlich in Israel auftreten wollte, sah aber auch ein, daß sein öffentlicher Auftritt nun geschehen müsse, wenn er je geschehen solle; er wählte also offenbar die rechte Zeit, wie den rechten Ort, zu diesen höchsten Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft. Vierzig Tage lang trieb er sie, und diesen vierzig Tagen hat eigentlich die Welt all das unschätzbare Gute zu danken, welches er für sie gestiftet hat. Er genos in selbigen Offenbarung, Eingebung und Inspiration — Alles so, wie ich es meine — auch auf das höchste; mit andern Worten blos — diese höchsten und längsten Anstrengungen seiner Nach-

denkenskraft gaben auch die allerwichtigsten und allerheiligsten Resultate. Hier sind die ersten derselben — — Sein Berufsgefühl ward das allerinnigste, und sein Entschlus, diesen Beruf — welchen er, er möchte sich betrachten, von welcher Seite er wolle, als von der göttlichen Providenz an ihn ergangen anerkennen müsse — auch wirklich zu übernehmen, der allerherzlichste und allerfesteste... Die erzählte Versuchungsgeschichte in der Wüste — welche ich auf sich beruhen lasse — gereicht wenigstens seinem Herzen sehr zur Ehre. Teller sprach einst — „die Versuchung mag nun wirklich in äuserlichen Vorspiegelungen bestanden haben, oder blos durch Erregung dahin gehöriger Bilder in der Vorstellungskraft geschehen sein; so bleibt die Hauptsache immer dieselbe, daß nehmlich Jesus die unbeweglichste Treue gegen Gott bewiesen habe" — und dieses Urtheil eines der Ehrwürdigsten meiner gewesenen Zeitgenossen unterschreibe ich von ganzem Herzen... Daß übrigens die ersten Resultate der höchsten Anstrengungen der Nachdenkenskraft Jesu in der Wüste von mir richtig angegeben werden, beweise ich dadurch, daß Jesus unmittelbar aus der Wüste in die grosse Welt sich begab, sofort in seinen Beruf wirklich einging, und — öffentlich als Messias auftrat. In welchem Verstande aber?

Es liegt am Tage, daß die iüdische Nation im Ganzen an dem Messias, oder Christus, nach welchem sie

sich zu Jesu Zeiten so innigst sehnte, nur einen Heiland, Erlöser und Retter haben wollte, der sie vom Römerjoche befreie, und ihr eigenes altes Reich wiederherstelle. Wenn die Oberpriester unter Christus weiter nichts verstanden, als König von Israel — (Ist er Christus, Israels König, so steige er vom Kreuze u. s. w.) — welcher Meinung muste das Volk sein? Dabei bleibts doch aber immer auch wahr, daß es an einzelnen Hellerdenkenden nicht gefehlt habe, welche wenigstens mit der frohen Aussicht auf das künftige Messiasreich gewisse höhere Ideen verknüpften, und von ihrem Christus nicht blos eine wesentliche Staatsverbesserung, sondern auch eine noch wesentlichere Kirchen- und Sittenverbesserung erwarteten, auf die viele der alten Weissagungen, die man für messianische hielt, auch schon hingedeutet hatten. Wenn es Weiber in Samaria sogar gab, welche des Glaubens waren, daß der Messias, oder der verheissene König, wenn er käme, über Alles belehren werde — sollte es nicht auch Männer in Judäa gegeben haben, welche denselben Glauben hatten? Ich dächte, es kämen deren auch in der evangelischen Geschichte genug vor. So weit kam aber gewis kein einziger Jude, daß er sich das hochgepriesene Messiasreich blos als ein Reich der Wahrheit und Tugend, das mit gar keiner politischen Revolution verknüpft wäre, vorgestellt hätte. Man denke doch nur an die allerletzte Frage, welche sogar die Apostel an Jesum gethan haben sollen; so lautete sie — „Herr, wirst du nun das Königreich an unsere Na-

tion bringen?" . . . Hier haben wir dann also eine dreifache Art von Messias — einen blos weltlichen — einen halb weltlichen und halb geistlichen — und einen blos geistlichen. Von welcher Art wollte Jesus sein?

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß ihm das politische Wohl seiner Nation nicht am Herzen gelegen hätte. Jeder grosse Mann ist an sich schon Patriot; für seinen Patriotismus aber bürgen noch besonders die Thränen, welche er vor Jerusalem beim letzten Anblicke desselben weinte; ja, es bürgt dafür seine Verbittung fremder Thränen, welche auf dem Wege nach Golgatha für ihn geweint wurden. Wer kann seine Herzensausgüsse bei beiden Gelegenheiten hören, ohne sich fest davon zu überzeugen, daß er gern auch der Retter Israels in weltlicher Hinsicht, der Erlöser seines Volks vom Römerioche, geworden wäre? Nur sah er der Sache auf den Grund, und fand die Ursache des politischen Verfalls der Nation in ihrem sittlichen Verfalle, von dem wieder ihr falsches Gottesverehrungswesen die Ursache war. Er wollte also zwar iener Retter und Erlöser werden, aber nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Nicht an die Spitze des Volks wollte er gegen die Römer treten, sondern durch Aufklärung und Veredlung wollte er sein abergläubisches und sittlichverderbtes Volk so stark und tapfer machen, daß es sich, die dazu gehörigen Kräfte allmählig gewinnend, endlich selbst vom Römerioche befreiete. Darum drang er auf Annahme

und Befolgung seiner Belehrungen, erklärte sein Erscheinen für den letzten Versuch, welchen die Providenz mache, seine Nation zu retten, sagte ihr auf den Fall, daß sie ihn verwürfe, ihren gänzlichen Untergang vorher, und blickte dann über sie weg auf andere Nationen, welche seine Belehrungen erhalten, annehmen und befolgen, und dadurch weise, gut und glücklich werden würden. Nur in diesem Verstande trat Jesus öffentlich als Messias auf, und daß er sich hierzu bestimmte, war das dritte von den allerwichtigsten und allerheiligsten Resultaten der Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft in iener Wüste. Versteht man sich nur einigermassen recht auf die Versuchungsscene, welche bei seinem Aufenthalte daselbst auf einem sehr hohen Berge vorgefallen sein soll, von dem man in alle Provinzen des Landes hinsehen konnte, und denkt man sich dabei, wie er die Vorstellung „dis Alles könnte ich bekommen, wenn ich dem alle Laster erzeugenden Aberglauben huldigte," standhaft von sich abwies, so unterschreibt man gewis meine Meinung.

Also — nicht König von Israel wollte er werden. Er, der sich so wenig in weltliche Händel geradezu zu mischen pflegte, daß er einem Mitbürger, der ihn nur bat, seinem Bruder zuzureden, daß er die Erbschaft mit ihm theile, zur Antwort gab — „wer hat mich zum Richter oder zum Theiler zwischen euch gesetzt?" — schlug die Krone von Judäa edelmüthig aus, und sos

sich ganz allein auf eine Berghöhe zurück, als er merkte, daß das Volk ihn mit sich fortführen und zum Könige ausrufen wollte. Weit entfernt, eine Rebellion gegen die Römer einleiten zu wollen, rieth er vielmehr von aller Rebellionssucht, welche er unter der Nation in so hohem Maße antraf, ächtpatriotisch ab. Braucht man, um dis zu glauben, auch wohl weiter etwas von ihm zu hören, als den weisen und in der verfänglichsten Lage mit so vieler Geistesgegenwart gethanen Ausspruch — „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" —? Doch — um alle dieienigen, welche ihn so gern als lüstern nach dem Judenkönigthum ausschreien möchten, zum Schweigen zu bringen, darf man sie ja nur an seinen gehabten Vortritt vor seinem höchsten Richter erinnern, der ihm zugleich die schönste Gelegenheit gab, sich über die eigentliche Art seines Messiats auf das deutlichste zu erklären. (Ich halte, nebenbei gesagt, viel vom Pilatus. Er verdient dis durch die Mühe, welche er sich gab, das Leben Jesu zu retten; freilich aber, wem es als Richter am Ende so geht, wie ihm, daß man schreiet — „gibst du diesem Manne die Freiheit, so bist du selbst deinem Kaiser nicht treu" — besonders, wenn es der Fall ist, daß der Vorgänger im Amte als ein Opfer gleicher Beschuldigung gefallen ist — der ist wohl zu entschuldigen, wenn er zuletzt zum öffentlichen Händewäschen greift, dabei aber noch ausruft — „Ich habe keine Schuld an dem Tode dieses Unschuldigen; die Verantwortung dafür möget ihr

auf euch nehmen.") Hier ist die unschätzbare Erzählung von jenem erwähnten Vortritte Jesu vor dem Pilatus, für die ich dem Johannes, welcher sie lieferte, im Geiste in die Arme sinke.

„„Pilatus. Ists wahr, daß du dich zum König der Juden aufwirfst?

Jesus. Kommt diese Frage aus dir selbst, durch mein dir bekanntgewordenes öffentliches Betragen etwa veranlasst, oder haben meine Feinde sie dir in den Mund gelegt?

Pilatus. Das Letztere — wenn du willst; denn deine Nation und ihre Opferpriester haben mir dich als Kronprätendenten, als Streber nach ihrem Königthume, als seinwollenden Judenreichswiederaufrichter überliefert.

Jesus. Mein Reich ist nicht von der Art irdischer Regirungen. Wäre mein Reich von dieser Art, so hätte ich Soldaten, Leute, die für mich und mit mir kämpften, und, wenn ich nur wollte, sollt's mir an ihnen nicht fehlen. Nun ist aber mein Reich nicht von dieser Art.

Pilatus. So willst du also doch für einen König gehalten sein?

Jesus. Allerdings erkläre ich mich für einen König — nur nicht für den Judenkönig. Ich bin

nehmlich geboren worden, um Wahrheit zu lehren, und wer ein Freund der Wahrheit ist, der gibt mir Beifall, folgt mir, und — ist mithin gleichsam mein Unterthan.""

Wie ich sagte, für diese Erzählung sinke ich dem, der sie lieferte, im Geiste in die Arme . . . Hier hat dann also Jesus selbst die Art seines Messiats bestimmt genug angegeben; wozu mithin weitere Nachforschungen deshalb? Lässt man ihm den Königstitel, welchen er sich nie gab, oder von Andern auch nur annahm, ohne sich darüber gehörig zu erklären, so wollte er König in einem höheren Reiche sein, als das Judenreich, oder irgend ein anderes weltliches Reich, war. König im Gottesreiche, im Himmelreiche, (welches Einerlei ist, weil die späteren Juden, wie schon erwähnt, Gott Himmel nannten) im Reiche der Wahrheit und Tugend, wollte er sein. Dieses Reich sollte kein tausendiähriges sein, dergleichen sich nach dem Zeugnisse des Josephus die Pharisäer unter ihrem Messiasreiche dachten, sondern ein ewiges. Auch sollte dieses Reich sich zwar über die Weltvölker verbreiten, aber nicht in dem Verstande, wie es ebenfals die Pharisäer meinten, wenn sie behaupteten, daß der Messias, der neue König von Israel, den Davidsthron zum höchsten Weltthrone erheben, und sich alle Völker der Erde unterwerfen würde. Doch — es ist Zeit, vom Königstitel Jesu abzusehen, und die Sache zu fassen, welche

sein Königthum, als ein blosses Bild, andeuten sollte. Der grosse Glaubens- und Sittenverbesserer wollte er werden, nach dem sich die Besseren unter seiner Nation sehnten, iedoch, ohne eine politische Revolution zu bewirken, dergleichen sich diese von ihrem Messias immer noch versprachen. Erlöser, Retter, Befreier vom Joche der Priester und der Laster wollte er werden durch Einführung einer vernünftigeren, ia, der einzigwahren Gottesverehrung, der reingeistigen, bei der nicht nur alle Opfer und Gaben, sondern auch alle heilige blosse Aeuserlichkeiten, wegfallen, indem nur auf Erfüllung des ins Herz geschriebenen Sittengesetzes, des einzigen wahren Gottesgesetzes, bei ihr gehalten wird, und die man mit dem Verfasser des Briefs an die Hebräer das Melchisedeckische Priesterthum, oder die Gottesverehrung, welche schon Melchisedeck trieb, nennen kann. Licht wollte Jesus werden — zuförderst Licht seines Volks, und dann Licht der Welt — ganz nach Angabe der alten Weissagungen, die er auf sich deutete.

Daß er bei der Uebernahme des Messiats in diesem Verstande für seine eigene äuserliche Wohlfart schlecht sorge, konnte und muste er wohl vorhersehen. Ja, er konnte und muste es vorhersehen, daß er sogar als Opfer dafür fallen würde. Er nahm's ia offenbar auf mit seiner Priesterschaft, deren ganze Existenz auf dem alten iüdischen Kölerglauben beruhete. Man mus

zugleich hier wohl bedenken, daß der Stamm Levi bei Vertheilung des eroberten Landes ganz leer ausging, aber — warum? Er bekam, heißts Jos. 13, 14., kein Erbtheil, denn das Opfer des Herrn, des Gottes Israel, ist sein Erbtheil. „Wer mir an meinen Unterhalt greift, der greift mir ans Leben" — hies es also. Hatten nun die Vorgänger Jesu, die Propheten, die Lehrer in Israel, welche blos behaupteten, daß es mit Opfern nicht abgethan sei, sondern daß der Opferer sich auch bessern, und so erst wahrhaftig sich heiligen müsse, schon das traurigste Endschicksal gehabt, wie vielmehr mußte er es erwarten, er, dem man's gleich anhörte, daß er alle Opfer für unnöthig halte, und blos auf wahre Selbstheiligung, auf Besserung, dringe? Hat er denn nicht auch von seinem Märtirertode für das Gottesreich, für das Reich der Wahrheit und Tugend, ehe er ihn starb, genug gesprochen? Hier erscheint er mir dann aber auch warlich in seiner höchsten moralischen Größe. Ich denke mir ihn nehmlich als den Mann, der die Wahl hatte unter zwei Kronen — unter der Krone von Juda und unter der Dornenkrone. Jene schlug er aus; diese nahm er an. In iener Wüste, wo er sechs Wochen lang hausete, kam der Entschlus, diese anzunehmen, wie der Entschlus, iene auszuschlagen, zur Reife. Da stellte er sich den doppelten Ausgang, welchen er haben könnte — das Besteigen des Davidsthrones und das Besteigen des Missethäterkreutzes — deutlichst vor, und — bestimmte sich zum letzteren. Darum

sagte ich, daß diesen vierzig Tagen die Welt eigentlich alles das Gute zu danken habe, welches er ihr gestiftet hat. Aber nun auch — welch ein Mann dieser Mann! Paulus drückt dis gar herrlich aus, wenn er spricht — „er, der hätte können reich sein, ward arm, damit wir durch seine Armut reich würden." Ich weis nicht, wie ich es besser geben sollte, wenn ich über diesen Gegenstand nachdenke.

Jesus, indem er das Messiat so übernahm, wie er es übernahm, trat auf als Gottesgesandter, ia, als Erster unter allen Gottesgesandten. Seine Nation hielt ihren kommenden Messias dafür, und so muste er, wenn er es sein wollte, sich auch dafür erklären. Ich habe bereits oben meine Meinung zu erkennen gegeben, daß man alle hocherleuchtete Männer, deren sich die höhere Providenz als Hauptwerkzeuge bedient, um ihren weisen und liebenswürdigen für unser Geschlecht entworfenen Plan allmählig auszuführen, gleichsam als Gesendete von ihr zu betrachten habe; sollte man nun nicht den Höchsterleuchteten, dessen sich Gott als Werkzeugs bediente, um die Ausführung dieses Plans einmal schneller zu befördern, gleichsam als den Ersten unter allen Gottesgesandten betrachten? In dieser Qualität (in göttlicher Gestalt, wie Paulus sich ausdrückt, und dis bedeutet eben, wie Philo uns sagt, bei den Hebräern ein Bild Gottes, oder einen Repräsentanten

Gottes, so nehmlich, wie alle Gesandte grosser Herren die grossen Herren selbst repräsentiren) also wirklich auftretend, forderte er Glauben an sich, oder Glauben, daß er der geweissagte allergrösseste Lehrer, der Lehrer, von Gott gekommen, sei. Dis ist der ganze Glaube an Jesum, so, wie er ihn selbst nur verlangte, und weiter hätte man nie gehen sollen. Wer nun seiner wirklich seligmachenden Lehre sich ergibt, der hat allerdings den alleinseligmachenden Glauben. Sein Lehrgebäude selbst hatte er in iener Wüste zu Stande gebracht, und hierin besteht dann auch das letzte der allerheiligsten und allerwichtigsten Resultate der höchsten Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft daselbst. Wir hätten nun also alle diese Resultate beisammen — zuförderst ward sein Gefühl zum Berufe des Messiats das allerinnigste — dann entschlos er sich, diesen Beruf zu übernehmen, auf das allerherzlichste und allerfesteste — dann wählte er unter den beiden Messiaten, dem weltlichen und dem geistlichen, dem Weltbeherrscherthum und dem Weltbelehrerthum, das letztere, aller Leiden ungeachtet, welche ihn dafür erwarteten — und endlich entwarf er die Lehre selbst, welche er der Welt verkündigen wollte.

Den Glauben an sich, welchen er verlangte, durfte er nicht als blinden Glauben verlangen, und ver-

langte ihn auch nicht als einen solchen; fordern durfte er nicht, daß man auf sein blosses Wort und ohne alles Weitere ihn für den Ersten aller Lehrer, für den Lehrer von Gott gekommen, halten sölle, und forderte auch so etwas nicht; legitimiren muste er sich deshalb, ein Kreditif seiner höchsten Gottesgesandtschaft muste er aufzeigen, und zeigte es wirklich auf, legitimirte sich als Erster aller Lehrer wirklich.

Meine Meinung über Wunder überhaupt habe ich bereits abgegeben; ich habe mich also nur noch über die Wunder, welche Jesus gethan haben soll, zu erklären. Auch hier fange ich also an — „nennet die ausserordentlichen Thaten, welche ihm nacherzählt werden, wie ihr wollet — mir gilts gleich;“ — nur, sie als wirkliche Fakten in Zweifel zu ziehen — dazu kann ich mich nicht hergeben. Sie sind zu sehr, zu tief und zu fest in die ganze evangelische Geschichte eingewebt, so, daß oft das, was sogleich und zunächst auf sie erfolgt sein soll, gar nicht zu erklären sein würde, wenn sie nicht ihre Richtigkeit hätten. Mit dem Glauben an sie steht und fällt also der Glaube an die ganze uns gelieferte Geschichte Jesu. Ich setze nun aber auch die Frage hinzu, welche mir auch die Frivolsten meines Zeitalters nicht übelnehmen können — „sollte es unanständiger, oder anständiger für Gott gedacht sein, wenn er einen Menschen, dem er den ausserordentlichen Beruf gegeben, erster Belehrer über das Wahre und Gute zu

hat, und dem er deshalb die höchsten Geisteskräfte verliehen, auch höhere Kräfte anderer Art verliehen hätte — besonders, da er unter seiner Nation auftrat, unter einer Nation, die auf Wunder und Zeichen so sehr hielt?" Ueberhaupt — was wissen wir davon, wie Gott auf uns wirke, und durch uns wirke; wie mögen wir also darüber urtheilen, wie er auf und durch den Ersten unseres Geschlechts gewirkt habe? Reichet mir die Hand, ihr, die ihr hierüber von mir abstimmet! — wir sind ja doch Brüder, d. h. wir wissen über unsere eigene grosse Hauptsache, über unsere eigentliche Verbindung mit Gott, im Grunde Alle nichts. Dennoch füge ich diesem meinem Glaubensbekentnisse über die Wunder Jesu noch ein anderes Glaubensbekentnis bei — dieses nehmlich, daß ich mir aus den moralischen Wundern, welche er an sich selbst verrichtete, Mehr mache, als aus den phisischen, welche er um sich her verrichtet haben soll. Hatte er zu diesen einmal die Kräfte — was hatte er weiter nöthig, als sie zu gebrauchen? Stehts nicht um ieden Handarbeiter so, der seine Handkräfte gebraucht? Zu ienen Wundern aber, zu den moralischen, muste er sich selbst die Kraft geben — sein eigener freier Wille muste dazu einstimmen. Weit höher schätze ich also nicht nur seine Worte — „soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater reicht" — als die von ihm erzählte Wasser in Wein Verwandlung zu Kana, sondern auch sein Gebet für seine Mörder geht mir weit, weit über den ihm gelun-

genen Ausruf an einer Felsengruft — „Lazarus, komm heraus!“

Zu behaupten, daß sich Jesus, um seine höchste Gottessendung zu beweisen, und sich darüber zu legitimiren, daß er der Erste aller Lehrer sei, gar nicht auf seine ausserordentlichen Thaten (Wunder genannt) berufen habe; wäre Thorheit. Ich kenne wohl den zweideutigen Sinn, in welchem er von den Werken sprach, welche er in Gottes Nahmen thue; man darf aber nur Joh. 10. lesen, um sich zu überzeugen, daß ich Recht habe. Er kannte ia auch seine Nation, der ohne ausserordentliche sinnliche Beweise nicht beizukommen war, und so nahm er sie, wie sie war, und behandelte sie so, wie er sie behandeln muste. Durch ungewöhnliche und ihr unerklärliche Thaten muste er sie, sobald er die Kräfte dazu hatte, erst auf sich aufmerksam machen, damit seine Lehre bei ihr hernach desto besseren Eingang fände.

Wie nun aber das hier Gesagte Wahrheit ist, so ist auch das Folgende Wahrheit . . . „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht“ — dieser einzige Ausspruch müste Jeden schon davon überzeugen, daß Jesus, um seine höchste Gottessendung zu beweisen, und sich darüber zu legitimiren, daß er der Erste aller Lehrer sei, sich keineswegs vorzüglich, noch weniger einzig und allein, auf seine ausserordentlichen Thaten (Wunder genannt) berufen habe.

Er bestand aber auch selbst feierlich darauf, daß er ein höheres Zeugnis für sich habe, welches Gott, oder sein Vater, als Urheber der Menschenvernunft dadurch für ihn ablege, daß seine Lehre mit dieser auf das vollkommenste übereinstimme. Herrlich ist schon in dieser Hinsicht seine öffentliche Frage — „Wer unter euch kann mir eine Unwahrheit — einen Widerspruch mit der gesunden Vernunft — zur Last legen? Rede ich aber lauter Wahrheit — mus eure eigene Vernunft zu Allem, was ich lehre, Ja sagen — warum glaubet ihr mir nicht?" Noch herrlicher aber in derselben Hinsicht ist seine Aeuserung — „Die Lehre, welche ich vortrage, ist nicht Menschenerfindung, sondern des Vaters, dessen Gesandter ich bin. Wer gern dessen Willen thut, der wird über diese Lehre entscheiden können, ob sie göttlich sei, oder ob ich mir das Ansehen eines göttlichen Lehrers nur anmasse." Wer kennt nicht auch seinen Ausruf, den er, wenn er etwas Wichtiges gelehrt hatte, zu mehreren malen that — „wer Ohren hat, zu hören, der höre — wer Verstand hat, der denke nach, ob ich nicht Recht habe" —?

Ausgemachtwahr ists also, daß Jesus sich als höchster Gottesgesandter vorzüglich auf die vollkommenste Uebereinkunft seiner Lehre mit der gesunden Menschenvernunft berufen, und sich durch sie hauptsächlich als Erster aller Lehrer legitimirt habe. Muste es nicht auch so sein? Wer auch nur als besonderer Sprecher Gottes

auftritt, darf im Ganzen wenigstens nicht die allgemeine ureïste Sprecherin Gottes, die Vernunft, bei dem, was er spricht, wider sich haben; denn wie könnte Gott, wenn er erst durch einen allgemeinen, und dann durch einen besondern Sprecher, zum Menschen sprechen wollte, sich selbst widersprechen? Wer aber nun vollends als Erster unter allen besondern Sprechern Gottes, als der Logos, auftritt, der mus aus demselben Grunde so sprechen, daß iedes seiner Worte mit der urersten Sprecherin Gottes, der Vernunft, auf das höchste übereinstimme. Von dieser Art finde ich dann auch die gesamten Belehrungen Jesu, und eben darum glaube ich an ihn. Ich bestätige hiermit, was ich oben schon sagte, daß es im Grunde zwar keines besondern göttlichen Gesandten an uns bedürfe, der uns über unsere grosse Angelegenheit, Vergebung der Sünden bei Gott genannt — folglich noch weniger über alles Uebrige — erst belehren müsse, weil die Vernunft schon uns hinreichend belehre — — daß wir aber doch, wenn so ein Gottesgesandter erschienen wäre, vielleicht — um dem Unfuge, welchen vom Aberglauben sich nährende Priester mit dem Volke überall trieben, wie durch eine Stimme von Himmel gleichsam ein Ende zu machen, an ihn glauben müsten, weil er treu das bestätigt hätte, was sein allerhöchster Sender uns durch die Vernunft, sobald sie nur einigermassen sich ausbildet, schon lehrte.

Meine Meinung über die Auferstehung Jesu, ist dieselbe, wie über die Wunder Jesu. Wie es dabei bleibt, daß er sich als höchster Gottesgesandter vorzüglich auf die Uebereinkunft seiner Lehre mit der gesunden Menschenvernunft berufen, und sich durch sie hauptsächlich als Erster aller Lehrer legitimirt habe, daß es aber auch Thorheit sein würde, zu behaupten, daß er sich dieser seiner Qualität wegen gar nicht auf seine ausserordentlichen Thaten, Wunder genannt, berufen habe, so erkläre ichs auch für Thorheit, zu behaupten, daß er sich in dieser Hinsicht gar nicht auf das ausserordentliche Ereignis für ihn, Auferstehung genannt, berufen habe. Ich dächte, der Vergleich, welchen er zwischen sich und Jonas anstellte, und zwar bei der Gelegenheit, als er feierlich aufgerufen ward, sich zu legitimiren, wäre schon Bürge dafür. (Ich glaube nehmlich bei der gewöhnlichen Erklärung davon, wie Jonas nach Luc. 11. 30. der Behauptung Jesu gemäs den Niniviten ein Zeichen gewesen, bleiben zu müssen, wenn auch immerhin die ganze Jonasiade ein heiliges Mährchen sein möchte, und nach dem Urtheile des gesunden Menschenverstandes wirklich sein mus. Genug, zu den Zeiten Jesu galt sie in der jüdischen Kirche für Wahrheit, und so benutzte er sie zu seinem edlen Zweck als Weiser. Davon bin ich aber auch lebendig überzeugt, daß die Worte, welche er nach Matth. 12. 40 gesprochen haben soll, unächt und ein blosser Zusatz der Abschreiber sind. „Gleichwie Jonas

war drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauche, also wird des Menschensohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein." Nicht in der Erde, sondern über der Erde befand sich Jesus als Begrabener, und dis keinesweges drei Tage und drei Nächte hindurch.) Wie viele seiner übrigen Aeusserungen aber, welche er unaufgerufen, theils früher, theils später, that, zeugen ebenfals dafür, daß er sich als höchster Gottesgesandter auf seine Auferstehung berufen habe!... Wollte ich hier einen Seitenblick auf die Apostel thun, so fände ich zehen Beweise für einen davon, daß sie vollends seiner Legitimation wegen gar sehr auf seine geschehene Auferstehung bauten. Der einzige Ausspruch des Paulus werde iedoch nur von mir angeführt — „Ist Christus nicht auferstanden, (so ist euer Glaube eitel) so ist eure ganze Religion falsch." Wie Jesus selbst es mit seinen Wundern machte, so machten es seine Apostel hernach wenigstens auch mit seiner Auferstehung. Er bediente sich iener, um die Aufmerksamkeit seiner Volks- und Zeitgenossen auf sich zu erregen, damit seine Lehre bei ihnen desto bessern Eingang fände, und sie bedienten sich dieser, um durch die Predigt derselben, allenthalben, wohin sie kämen, die Herzen für die Lehre des grossen Auferstandenen, deren Verbreiter sie sein sollten, in voraus zu gewinnen, und thaten offenbar sehr weislich so; denn, wie man einst neugierig gefragt hatte — was lehrt dieser Wunderthuende Lehrer? so fragte man hernach noch neu-

gieriger — was hat dieser von den Todten wiederauferweckte Lehrer gelehrt? . .

Die Frage — wie Jesus darauf habe kommen können, selbst an seine Auferstehung, ehe sie wirklich geschah, zu glauben, und sie daher auch vorher zu verkündigen, ist bald beantwortet. Unter den alten Weissagungen, die man für messianische hielt, befanden sich nehmlich auch solche, welche, wie man glaubte, auf die Auferstehung des Messias hinzielten. Zum Belege hierüber sei es am sechszehnten Psalm genug, welchen nach Aussage der Apostelgeschichte Petrus und Paulus ausdrücklich so verstanden. Man glaubte sogar alte Schriftstellen zu finden, die die Auferstehung des Messias am dritten Tage enthielten. Es stehe nun aber um alle die messianischen Weissagungen, wie es wolle — genug, Jesus deutete sie, wie gesagt, auf sich, und daher dann auch sein Glaube an seine künftige Auferstehung und seine Vorherverkündigung derselben. Für ein Zeichen, für etwas Ausserordentliches, das Gott noch ganz besonders zu seiner Legitimation thun werde, hielt er sie selbst, und — so glaubte, hofte und harrte er fest auf sie.

Wie er sie sich aber vorgestellt haben möge — diese Frage gehört zwar allerdings unter die schwerer zu beantwortenden, ist iedoch keineswegs dem Nachdenkenden wirklich unbeantwortlich. Neben der Erzäh-

lung des Lukas nehmlich, daß Jesus dem Einen seiner Mitgekreuzigten versichert habe, heute noch mit ihm im Paradise zu sein, gibt es auch eine Erzählung des Johannes, daß er nach seiner Auferstehung zur Maria von Magdala gesagt, noch habe er sich nicht zu seinem Vater erhoben, nun bald aber werde er sich zu ihm erheben. Beide Erzählungen stehen im offenbaren Widerspruche mit einander; aber selbst aus diesem Widerspruche leuchtet am Ende — mir wenigstens — noch deutlicher hervor, wie er sich seine Auferstehung gedacht haben möge.

Ich nehme, den Grundsätzen meines Glaubens an die evangelische Geschichte gemäs, beide Erzählungen für richtig an. Wenigstens sehe ich nicht ein, warum neben den Aussagen des Matthäus und des Markus, daß sogar die mit Jesu zugleich gekreuzigten Missethäter ihm sein Erdschicksal höhnisch vorgeworfen hätten, nicht auch der Bericht des Lukas von dem Vorgange zwischen ihm und dem Einen von ihnen bestehen können solle. Jene drücken sich ja nicht bestimmt so aus, daß wirklich beide Missethäter ihn verhöhnt, sondern sagen blos, daß er auch sogar von den mit ihm gekreuzigten Missethätern verhöhnt worden sei; wie leicht ist da so eine Verwechselung des Duals mit dem Singular geschehen, welche dieser, nehmlich Lukas, nach dem, was er genauer erkundschaftet hatte, korrigirte! Diese Korrektion ist mir um so glaubwürdiger,

weil ich mir es kaum denken kann, daß es zwei Teufel in Menschengestalt unter solchen Umständen auf einmal geben könne; daß sie mir aber höchst willkommen sei, kann man mir aufs Wort glauben. Ich betrachte nun nehmlich die Schädelstäte als die Stäte, auf der sich die Menschheit in allen ihren drei grossen Abstufungen zeigt. Einen Heiligen sehe ich auf Golgatha, der Heiliger war und blieb — einen Sünder sehe ich, der Sünder war und blieb — und einen Sünder, der Sünder war, aber nicht Sünder blieb. Ist dis nicht ganz das verwirklichte Bild der Menschheit, wie man es sich nur entwerfen kann und entwerfen mus? . . . Uebrigens sage ich es noch blos beizu, und, um es nur gesagt zu haben, daß ich mit der vorgeschlagenen neuen Interpunktion der Worte „warlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradise sein", und die anrathet, das Komma nicht vor heute, sondern hinter heute, zu setzen, so, daß man nicht lesen müsse — ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradise sein — sondern — ich sage dir heute, du wirst mit mir im Paradise sein — gar nichts zu schaffen habe; sie ist auf ieden Fall zu widersinnig.

Da ich nun beide Erzählungen — die des Lukas von dem Vorgange mit dem Schächer auf Golgatha, wo Jesus gekreuzigt ward, und die des Johannes von dem Vorgange mit der Maria von Magdala in dem Garten, wo er begraben ward, für wahr und richtig

annehme, so dient mir auch der Widerspruch, in welchem sie mit einander stehen, dazu, der Sache recht auf den Grund zu kommen, wie sich Jesus seine gewis erwartete Auferstehung eigentlich vorgestellt haben möge. Nach der ersteren Erzählung glaubte er offenbar, daß er an seinem Hinrichtungstage noch ins zweite Leben übergehen würde; wie hätte er sonst sagen können — „heute wollen wir im Paradise sein“ —? Nach der letzteren Erzählung war er an seinem Auferstehungstage offenbar davon überzeugt, daß er noch nicht ins zweite Leben übergegangen sei; wie hätte er sonst sagen können — „ich habe mich noch nicht zu meinem Vater erhoben, sondern werde mich nun erst bald zu ihm erheben“ —? Ob die Worte „Rühre mich nicht an,“ welche er zur Maria von Magdala dabei vorausgesprochen, nicht ein zurückgekehrtes Schmerzengefühl seiner erhaltenen Wunden andeuten möchten — lasse ich hier ununtersucht. Genug, es leuchtet mir nun deutlich ein, daß er sich seine Auferstehung vorher so vorgestellt habe — „er verlasse am Kreutze seinen Körper wirklich, werde aber in denselben nachher wieder zurückkehren.“ Wie er seine Zurückkehr aus dem Paradise für möglich gehalten, gehört meines Erachtens hieher gar nicht. Kurz, er erwartete zu seiner völligen Legitimation als erster Gottesgesandter und als erster Weltbelehrer noch das Ausserordentlichste für sich ... So lautet meine Meinung darüber, wie sich Jesus seine erwartete und

erharrte Auferstehung gedacht haben möge. Wer sich besser auf diese grosse Sache zu verstehen meint, der sage es mir; ich will gern am Grabe noch von ihm lernen. Aufrichtig gestehe ich aber, daß ich kaum glaube, daß etwas Besseres über sie zu sagen sein möchte.

Das Bekentnis meines Glaubens an die geschehene Auferstehung Jesu lege ich hiermit feierlich ab; wie ich sie mir aber vorstelle, mus aus dem bisher Gesagten schon in voraus einleuchten. Ja, ich halte sie für ausgemachtwahr; denn was sollte ich sonst von den Männern denken, die sie zuerst erzählt und zuerst gepredigt haben? Wären sie Selbstgetäuschte, oder vorsätzliche Welttäuscher, gewesen? Das Letztere kann nicht sein; denn sie starben ia gröstentheils auf und für ihre Aussagen von ihr. Es müste also das Erstere sein. Aber auch dis kann nicht angenommen werden; denn ihre Aussagen sind zu ausfürlich und zu umständlich, als daß man sie für Selbstgetäuschte halten könnte. Ich will zum Beweise hiervon nur die Aussage des Petrus in dem Hause des Kornelius anführen — „Gott hat den getödteten Jesus am dritten Tage auferweckt, und ihn sich zeigen lassen, zwar nicht dem ganzen Volke, sondern blos uns, den dazu vorher erkornen Zeugen; wir haben aber sogar wieder mit ihm gegessen und getrunken, nachdem er auferstanden war von den Todten.“ Diese Aussage ist mit in ieder Hinsicht, wie sich bald ergeben wird, äusserst wichtig . . . Wie ich nun über die ausser-

ordentlichen Thaten Jesu (Wunder genannt) urtheile, so urtheile ich auch über das ausserordentliche Ereigniß für ihn (Auferstehung genannt). Mit dem Glauben an dieses, wie mit dem Glauben an iene, steht und fällt die Wahrheit der ganzen evangelischen Geschichte. Ich setze auch des Christenthums selbst wegen grossen Werth auf das Erstere — nur aber nicht den Werth, welchen Paulus darauf setzte, sondern blos den Werth, welchen der selbst, den es betraf, darauf setzte. Nie würde ich den Ausspruch unterschreiben, daß, wenn Jesus nicht auferstanden wäre, die ganze christliche Religion falsch wäre; kann denn die Wahrheit einer Religion auf einer Begebenheit beruhen, und noch dazu blos auf ihr? Nein, sie beruhet auf ihrer Uebereinkunft mit der gesunden Vernunft, und, hat sie diese offenbar für sich, so ist sie schon ohne alles Weitere wahr. Ganz so dachte ia auch wirklich Paulus selbst, wenn er ruhiger über die Sache nachdachte. Zum Beweise hiervon diene Röm. X. V. 6 = 8. Was er da spricht, unterschreibe ich von ganzem Herzen. Dabei bleibe ich aber doch der Meinung, daß die Auferstehung Jesu noch ein besonderes Siegel gewesen sei, welches Gott auf die Wahrheit seiner Lehre gedrückt habe. Dafür erklärte er sie selbst, und darum hofte und harrte er auf sie. Diesen Werth also, den er auf sie setzte, setze ich auch auf sie. Daß sie eine Veranstaltung Gottes gewesen, bedarf, sollt' ich denken, an sich gleich keines weiteren Beweises; daß aber der erste Prediger dersel-

ben; Petrus, sie dafür erklärt habe, ist aus seinem an-geführten Ausspruche im Hause des Kornelius auf der Stelle sichtbar. (Dis diene zuförderst zur näheren Verständigung meiner Aeuserung, daß mir dieser Ausspruch in ieder Hinsicht wichtig sei.) Uebrigens schliesse ich dann also — „Hat Gott veranstaltet, daß der begrabene Jesus wieder auferstand, so mus dieser Jesus der gewesen sein, für den er sich erklärte, nehmlich — der Erste unter allen Gottesgesandten, oder der Erste unter allen Lehrern, durch welche Gott neben der allgemeinen Sprecherin Vernunft noch besonders zum Menschengeschlechte sprach, der wahre Messias im höherem Verstande; denn wie könnte Gott eine so ausserordentliche Auszeichnung einem falschen Messias, und, wenn auch nicht gar einem Irrlehrer, doch einem blossen Prätendenten der ersten Gottesgesandtschaft und ersten besonderen Lehrerwürde, widerfahren lassen, und noch dazu, wenn sich dieser sogar in voraus auf sie berufen hätte?

Indem ich also am Grabe noch denselben Werth auf die wirklich geschehene Auferstehung Jesu in Hinsicht der Wahrheit seiner Lehre setze, welchen er selbst in dieser Hinsicht in voraus auf sie setzte, bekenne ich aber auch am Grabe noch, daß ich sie mir nicht so vorstelle, wie er sie sich dachte, ehe sie wirklich geschah, sondern so, wie er sie befand, als sie wirklich geschehen war. Ich glaube also nicht, daß Jesus am Kreutze seinen Körper verlassen habe, und

hernach im Grabe in ihn zurückgekehrt sei, sondern ich glaube, daß er in seinem Körper in die Felsengruft gelegt worden, und dann in demselben aus der Felsengruft wieder hervorgegangen sei; kurz, ich glaube, er habe sein Grab am dritten Tage — nach sechs und dreissig Stunden (Mehr kommt nicht heraus, wenn man den gelieferten Erzählungen nach zu rechnen anfängt) — ganz so wieder verlassen, wie er hineingebracht worden war. Ich glaube also auch, daß sein eigentlicher und wahrer Uebergang aus dem ersten Leben in das zweite erst später — aber so sanft — erfolgt sei, daß man ihn wohl unter dem Bilde einer Himmelfart sich vorstellen möge.

Indem ich hier der Himmelfart Jesu Erwähnung thue, will ich als ein vergreiseter Greis blos noch meinen mich überlebenden iüngeren Zeit- und Glaubensgenossen Folgendes wohl zu bedenken überlassen .... Johannes sagt von einer sogenannten Himmelfart, oder von einer Himmelfart im kirchlichen Verstande, gar nichts. Er sagt so wenig etwas von ihr, als er und die übrigen Evangelisten von einer zwischen Begräbnis und Auferstehung geschehenseinsollenen sogenannten Höllenfart, oder von einer Höllenfart im kirchlichen Verstande, etwas sagen. Höllenfart und Begräbnis ist nach alter Judendenkweise Einerlei. Nie würde man auch auf sie gekommen sein, wenn 1 Petr. 3, 19. nicht wäre — eine der obskursten Bibelstellen, deren Erklä-

rung Petrus selbst auf sich nehmen mag . . . Wie wäre es aber möglich, daß Johannes von iener sogenannten Himmelfart Jesu hätte schweigen können — er, dem sein Herr und Meister so lieb war, wie er ihm war, und der von der Hoheit (Herrlichkeit) desselben, wie sie nur eigen sei dem Unvergleichbaren, der vom Vater kam, (von einer Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater,) so gern zu sprechen pflegte? Hier hätte er doch wohl die schönste Gelegenheit gehabt, mit der Herrlichkeit Jesu seine Erzählungen von ihm ebenso zu beendigen, wie er sie mit ihr anhub; aber — wie gesagt — er spricht keine Silbe davon. (Er hälts also mit dem Abscheiden Jesu ganz so, wie mit seinem Ankommen . . Von einer wunderbaren Empfängnis, die ihm die Maria, welche er als seine eigene Mutter zu sich nahm, doch wohl erzählt haben würde, und auf die sich weder Jesus selbst iemals berief, noch von der iemals die Apostel in ihren Briefen Erwähnung thaten, weis er auch nichts. „Der Logos ward Mensch" (das Wort ward Fleisch) dabei läßt er's bewenden; so, daß also Jeder die Freiheit behält, sich die Sache vorzustellen, wie er will, und wie er als ein vernünftiger Mensch sie sich nur vorstellen kann.) Mit dem Matthäus, der auch, wie Johannes, bei einer sichtbaren Himmelfart Jesu zugegen gewesen sein müste, verhält sichs fast ebenso, und er erzählt blos, daß der Lehrer von den eilf Schülern auf dem galiläischen Berge, wohin er sie beschieden, Abschied genommen habe.

Es bleiben also blos übrig Markus und Lukas, die, wohlgemerkt, von Allem, was sie erzählen, keine Augenzeugen gewesen sein können; aber — auch sie gehen in ihrem Berichte von einander ab. Doch wären sie wohl noch zu vereinigen, wenn es nicht einen zweiten Bericht des Lukas gleich im Anfange der sogenannten Apostelgeschichte gäbe, der auch einzig und allein zu dem Glauben an eine solche Himmelfart Jesu, wie sie die Kirche hernach annahm, den Grund gelegt hat. Hierbei ist dann aber wohl zu erwägen, daß Chrisostomus gestehe, die Apostelgeschichte sei auch zu seiner Zeit noch (also im vierten Jahrhundert der Kirche noch) vielen christlichen Gemeinen ganz unbekannt gewesen.

Ich kehre von dieser Digression auf die Himmelfart Jesu zur Auferstehung Jesu zurück. Diese verliehrt dadurch keinesweges etwas von ihrem Werthe, den sie als ein von Gott noch besonders aufgedrücktes Siegel auf die Wahrheit der Lehre Jesu, oder als ein sogar sinnliches Gotteszeugnis dafür, daß Jesus der erste Gottesgesandte, für den er sich erklärte, gewesen sei, haben soll — wenn man sich ihr Geschehensein so vorstellt, wie ich es mir vorstelle. Am Ende gilt es ja doch wohl gleich, wie Gott, der sie veranstaltete, sie veranstaltet habe; genug — wenn sie wirklich geschehen ist. Zur Ungebür thue ich als ein eisgrauer Mann auch warlich die Frage nicht, ob es nicht der Weisheit Gottes ange-

messener sei, wenn er sie natürlich, und nicht übernatürlich, veranstaltet hat. Ganz natürlich aber konnte sie von ihm veranstaltet werden durch die Art, wie Jesus hingerichtet ward, und durch die Art, wie er begraben ward. Wäre Jesus, statt gekreuzigt zu werden, geköpft worden, oder wäre er als Gekreuzigter noch gerädert worden, wie die mit ihm Gekreuzigten, oder wäre er auch nur als ungerädert gebliebener Gekreuzigter so tief in der Erde begraben worden, wie wir unsere Leichen zu begraben pflegen — und wäre er dann doch auferstanden, so wäre die göttliche Veranstaltung seiner Auferstehung allerdings eine übernatürliche gewesen. Von allen den drei hier angenommenen Fällen passt aber kein einziger auf ihn. Er ward gekreuzigt, blieb, weil man ihn für schon todt erklärte, ungerädert, und ward in einer Felsengruft beigesetzt; folglich u. s. w. Bemerken will ich blos hier noch, daß die Füsse Jesu bei seiner Kreuzigung nicht, wie seine Hände, durchnagelt, sondern nur mit Strikken umbunden worden, so, daß dadurch keine Fusnägelmahle entstehen konnten. Nicht nur bürgen hiefür die Beschreibungen, welche wir von der Kreuzigungsstrafe überhaupt haben, sondern auch — wären dergleichen dagewesen, so würde der nicht ungläubige, sondern blos unleichtgläubige Thomas sie auch haben sehen wollen, und Jesus selbst würde ihm seine Füsse, wie seine Hände, zur Untersuchung dargeboten haben — wovon aber weder das Eine, noch das Andere, Johan-

nes uns berichtet hat. Diese Bemerkung ist in Betref der natürlich geschehenen Auferstehung Jesu von grosser Wichtigkeit; von noch grösserer Wichtigkeit in dieser Hinsicht aber ists, daß Johannes, wenn er eines Lanzenstichs gedenkt, der Jesu nachher noch, als man ihn schon für todt erklärt, beigebracht worden sei, diesen Stich nicht für einen Stich ins Herz, sondern nur für einen Stich in die Seite, ausgibt, und daß sowohl Thomas seine Hand blos an die Seite Jesu zu legen begehrt, als Jesus ihm blos seine Seite zur Untersuchung darstellt.

Hier bietet sich mir der Uebergang zum Beweise meines Glaubens, daß Jesus ganz so, wie er in die Felsengruft gelegt worden, aus ihr wieder hervorgegangen, und daß seine Auferstehung eine Zurückkehr in das erste Leben — ein eigentliches Wiederaufleben — gewesen sei, von selbst dar. Ich mag die sämtlichen Evangelistenberichte von seiner Auferstehung lesen, so oft ich will, und mag sie gegen einander halten, wie ich will — genug, ich mus bei meinem Glauben stehen bleiben und beharren . . . Gleich die erste Nachricht davon, daß Jesus auferstanden sei, und die noch bei seiner Gruft einige Freundinnen, welche blos kamen, um seinen Leichnam nach vornehmer Orientssitte zu balsamiren, empfingen — wie lautet sie? „Ihr suchet den gekreutzigten Jesus; wie könnet ihr aber den Lebenden bei den Todten suchen? Er ist nicht mehr hier; er lebt

wieder — sehet da den Ort, wo er gelegen hat.“ Dieser Ort war leer, und es lagen auf ihm blos Binden, und in einiger Entfernung lag das Tuch, welches über das Haupt Jesu gelegt worden, zusammengelegt. Von seinem Körper war in der Gruft nichts mehr zu sehen. Wie er also in sie gebracht worden war, so war er auch aus ihr wieder weggegangen. Noch war keine Verklärung mit seinem Körperwesen geschehen; er befand sich noch nicht im zweiten Leben, sondern im ersten wieder. Wie sehr leuchtet dis vollends aus dem schon erwähnten Vorgange zwischen ihm und dem Thomas hervor! Doch — um nicht zu weitläuftig zu werden, mache ich lieber gleich von jener ersten Nachricht, seine geschehene Auferstehung betreffend, einen Sprung auf die letzte Erzählung, die zu ihrer Bewahrheitung ganz besonders geliefert ward, und sich auch vorzüglich dazu eignet. Sie besteht darin, daß Jesus, nachdem er begraben worden, mit seinen Aposteln sogar wieder gegessen und getrunken habe. Nun dann hätte in der That alle gesunde Vernunft ein Ende, wenn man nun nicht glauben wollte, Jesus sei ganz so, wie er begraben worden, wieder auferstanden, und habe sich im ersten Leben nachher eben so wieder befunden, wie vorher. So meinte ichs hauptsächlich, wenn ich sagte, daß mir die Aussage des Petrus im Hause des Cornelius in jeder Hinsicht äuserst wichtig sei. Glaubte man etwa, mich hierüber durch meine eigene Anführung der Aeuserungen des Chrisostomus, die Apostelgeschichte — in

der allerdings die schöne Corneliade nur befindlich ist — betreffend, zum Schweigen bringen zu können, so berufe ich mich auf die reinen Evangelistenberichte selbst, welche Lukas und Johannes von den Mahlzeiten geliefert haben, die Jesus nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern gehalten.

Nun, dächt' ich, hätte man auch die allernatürlichste Erklärung davon, warum sich Jesus, als Auferstandener, nicht öffentlich, sondern nur seinen Freunden, gezeigt habe. Da er ganz so, wie er begraben worden, wieder auferstanden war, was würde geschehen sein, wenn er sich öffentlich gezeigt hätte? Man würde sich seiner nochmals bemächtigt, und ihn nun erst auf so eine Weise getödtet haben, daß kein Wiederaufleben für ihn weiter möglich gewesen wäre. Er hätte das warnendste Beispiel am Lazarus vor sich, der sich nach seiner Auferweckung öffentlich sehen lies. Wird uns nicht ausdrücklich berichtet, daß die Oberpriester den Entschlus gefasst hatten, diesen aus dem Wege räumen zu lassen? Nun — so würde es ihm auch gegangen sein. O wie weise handelte also der grosse Auferstandene, daß er sich im Ganzen verborgen hielt, und nur dann und wann seinen Lieben und Vertrauten sich zeigte, die ihn gewis nicht verriethen! Den Aposteln aber muste er sich zeigen, damit sie ihn als wirklich Auferstandenen der Welt verkündigten, und so, wie er, für seine Lehre sich aufzuopfern völlig geneigt

würden; so zeigte er sich dann ihnen auch, und zwar auf eine solche Weise, daß ihre Einbildungskraft sie schlechterdings nicht etwa täuschen konnte.

Bei Allem, was ich nun über die Auferstehung Jesu — als natürlich geschehen — gesagt habe, bleibt der grosse Werth, welchen ich so, wie Jesus selbst, auf sie setze — — (wie könnte ich auch nur den Anschein bekommen, mich über so einen wichtigen Gegenstand unnöthigerweise zu wiederholen?) — — doch ausgemachtwahr. Sie ist das von ihm geforderte Zeichen für sich, wofür er sie selbst erklärte. Gott hat dadurch, daß er ihn, wie er vorher gesagt, von den Todten auferweckte, auch noch ein besonderes äusserliches Siegel auf seine ausserordentliche Sendung gedrückt, und ihn auch noch sinnlich als den Ersten unter allen Lehrern, welche es noch ausser der Urlehrerin — Vernunft — gibt, legitimirt. Wie sollte er ihn sonst von den Todten auferweckt haben? (Die Auferweckung selbst sei übrigens geschehen, wie sie wolle.) Ich füge diesen letzteren Worten nur noch den wichtigen Gedanken hinzu, daß es zu den Rechten des Protestantismus gehöre, daß man, sobald man nur an die Hauptfakten der evangelischen Geschichte glaubt, sich jede Ansicht derselben wählen könne, sobald man sie für die richtigere hält.

Es ist Einerlei, ob man sagt, Jesus sei als erster Gottesgesandter aufgetreten, oder ob man spricht, er sei als Gottessohn aufgetreten. Wie seine Nation ihren kommenden Missias für den Ersteren hielt, so hielt sie ihn auch für den Letzteren; wenn er also der Messias sein wollte, so muste er sich ebenso für den Letzteren erklären, wie für den Ersteren. Daß er es wirklich auch gethan, darüber hebe ich von den vielen Beweisen den allerfeierlichsten aus, welchen sein Verhör vor dem Oberpriester Kaiphas liefert. Aus eben diesem Verhöre leuchtet aber auch deutlich hervor, daß die Benennungen, Messias (Christus) und Gottessohn bei den Juden gleichbedeutend waren. Wer dis hierauf noch nicht glauben will, der überzeuge sich davon dadurch, daß sogar der Busenfreund Jesu beide mit einander verwechselt. „Wer glaubt, daß Jesus der Christus sei" — "wer glaubt, daß Jesus Gottes Sohn sei" — so lautets 1 Joh. 5.

Man braucht mich daran nicht zu erinnern, daß ich gesagt habe, gleich nach der Gottesidee entspringe aus der Vernunft auch die Gottessohnsidee; ich erinnere mich selbst daran. Ob sich aber Jesus seine Gottessohnsschaft so gedacht habe, wie ich mir eine Gottessohnsschaft überhaupt denke, darüber könnte noch die Frage entstehen. Ich für mein Theil glaub's. Daß er sie sich aber nicht so gedacht habe, wie sie sich seine Kirche hernach dachte und wohl

gar noch immer denkt, davon bin ich auch auf das allerlebendigste überzeugt. Dazu war er nicht nur zu weise — (ist dis etwa zu profan über ihn gesprochen? nun, so höret lieber ganz auf, von ihm zu sprechen) — sondern auch seine eigenen hieher gehörenden Aeuserungen bürgen dafür. Wo hat er sich für Gott Num. 2., oder für einen zweiten Gott, erklärt? Wann hat er iemals gesagt, er sei Gott der Sohn? Sprach er nicht blos davon, daß er Gottes Sohn sei? Ist nicht unter beiden Ausdrücken ein noch mehr, als himmelweiter, Unterschied? Man höre doch auch nur folgende Aussprüche von ihm, die sich leicht vermehren liessen — „Du sollst Gott nur anbeten, und ihm allein nur huldigen" — „Was nennst du mich vollkommen? Niemand ist vollkommen, als nur ein Einziger, nehmlich Gott" — „Der Vater ist grösser, als ich" — „Ich erhebe mich nun bald zu eurem Vater und zu meinem Vater, zu eurem Gott und zu meinem Gott" — muß man alsdann nicht das Urtheil des Paulus unterschreiben, daß er, obgleich in göttlicher Gestalt, sich doch nicht Gotte an die Seite gesetzt, sich nicht Gleichheit Gottes angemaßt, sondern als sein Gesandter auch nur habe sein Repräsentant sein wollen? Wie unschätzbar wird mir seine Bescheidenheit, wenn ich ihn kurz vor seinem Tode beten höre — „Ewige Wonne gibts, wenn man dich als den allein wahren Gott, und Jesum als den Messias, als deinen Gesandten (als in göttlicher Gestalt erschienen) anerkennt" —! Hier hat er selbst den grossen

Unterschied zwischen Gott und sich klar und deutlich angegeben und festgesetzt; er selbst wollte nur erster Gottesgesandter, erster von Gott feierlich eingeführter Menschheitsbelehrer, sein. Was würde er also dazu sagen, wenn er hörte, daß ihn die von ihm gestiftete Kirche hernach angebetet habe, wie Gott — ihn, der selbst so ein herzlicher Anbeter Gottes war, und unter allen Gottesanbetern nur der Erste, der Vorgänger in der wahren Gottesverehrung, wie der Anweiser zu ihr, sein wollte? Was würde er sagen, wenn er hörte, daß noch in unsern Zeiten ein christlicher König einen grossen Preis auf eine Schrift gesetzt, welche seine Gottheit vollständig bewiese? Unstreitig würde es ihm gefallen, wenn er zugleich hörte, daß von allen deshalb eingeschickten Schriften keine für des ausgesetzten Preises würdig erklärt worden sei. Unstreitig aber auch ebenso würde es ihm misfallen, wenn er hörte, daß auch noch in unseren Zeiten seine Mutter, die er blos für ein Weib (doch sanftgemeint) erklärte, darum, weil sie seine Mutter war, als eine Mutter Gottes von Millionen seiner Gläubigen angebetet, und so angebetet werde, daß man des Sohnes, und des Vaters darüber vergesse.

Ich kann nicht umhin, Joh. 10. nochmals ganz besonders zur Lektüre zu empfehlen, wenn man recht wissen will, wie Jesus selbst über die sich zugeeignete Gottessohnschaft gedacht habe, und auch von Andern nur gedacht wissen wollte. Hier wird nehmlich folgender Wortwech-

fiel angeführt, der zwischen ihm und den Juden vorfiel, als sie seiner einzigen Aeuserung wegen — „ich und der Vater sind Eins“ — ihn steinigen wollten.

Jesus. Ich habe viel heilsame Machtthaten unter euch verrichtet, die ich nur durch in mir wohnende Gotteskraft verrichten konnte; (viel gute Werke habe ich euch erzeigt von meinem Vater) um welcher von diesen Thaten willen wollet ihr mich steinigen?

Die Juden. Wir wollen dich keiner Wohlthat wegen steinigen, sondern wegen der Gotteslästerung, daß du, ein Mensch, dich selbst Gott an die Seite setzst. (Daß du ein Mensch bist, und machst dich selbst einen Gott.)

Jesus. Heisst es nicht in euren heiligen Schriften — ich sprach, ihr seid Götter —? Wenn nun die Schrift (Ps. 82, 6.) — und bei dem, was die Schrift sagt, mus es doch wohl bleiben (die Schrift kann doch nicht gebrochen werden) — sogar Menschen Götter nennt, gegen die ein drohender Gottesausspruch gerichtet ist, (ihr werdet sterben, wie Menschen, und als Tirannen zu Grunde gehen) wie könnet ihr behaupten, ich lästere Gott, weil ich blos für Gottes Sohn mich erklärt habe — ich mich, den Gott doch offenbar durch die ihm ertheilten Machtthatenkräfte für seinen ersten Gesandten erklärt (der Vater geheiligt und in die Welt gesendet) hat? Verrichte ich nicht solche Thaten, die nur Gott durch mich verrichten kann, (die Werke mei-

nes Vaters) so erkennet meine Gottessohnsschaft nicht an (glaubet mir nicht); müsset ihr aber zugestehen, daß ich die Thaten, welche ich doch, wie ihr selbst zugebet, wirklich verrichte, nur dadurch verrichten könne, daß Gott, der Allmächtige, mit mir in einer ganz besondern Verbindung stehe, so erkennet meine Gottessohnsschaft an, (glaubet mir wenigstens ihrentwegen, wenn ihr auch meinen eigenen Versicherungen, sie betreffend, nicht Glauben beimessen — mir nicht glauben — wollet) und überzeuget euch durch sie, daß Gott und ich mit einander in der engsten Verbindung stehen. (Daß der Vater in mir sei, und ich im Vater — daß ich und der Vater, wie ich gesagt habe, Eins sind.)

Braucht man nun wohl ausser diesem Wortwechsel, welchen Jesus mit den Stumpfdenkenden und Uebelgesinnten seiner Nation geführt hat, weiter noch etwas darüber zu lesen, wie er selbst über seine Gottessohnsschaft gedacht habe, und wie er gewollt, daß auch ieder Andere — besonders seine eigene Kirche — wenn sie vollends die Zeiten der Ruhe und Reife erst geniessen würde — über sie denken sollte? . . Ganz zuletzt will ich iedoch nur noch erwähnen, daß Jesus selbst, um allem Verdachte auszuweichen und vorzubeugen, daß er über seine Gottessohnsschaft wie über eine wirkliche zweite Gottes-schaft denke, oder sich vorstelle, er sei der zweite Jehova, Gott Num. 2., weit, weit öfter Menschensohn, als Gottessohn, sich genannt

habe. (Also — es bleibt bei 1 Timoth. 2, 5. „der Mensch, Jesus Christus"). Mit Recht komme ich bei dieser Gelegenheit noch einmal auf sein Verhör vor dem Oberpriester Kaiphas. Auch hier sogar, wo er seine Gottessohnsschaft so feierlich betheuerte, verwechselte er sie sogleich wieder mit seiner Menschensohnsschaft — obgleich allerdings in so pompösen Ausdrücken, daß Kaiphas, der ihren eigentlichen Sinn nicht verstand, zur Bezeigung seines Entsetzens über sie sein Gewand zerris. Als Jesus dis sah, mochte er wohl bei sich selbst nach Joels Weise sprechen — „Liessest du doch dein Kleid ganz, und zerreissest lieber dein Herz!"

Von dieser Nebenbetrachtung über die Gottessohnsschaft Jesu eile ich nun zu meinem Hauptsatze zurück, daß sich Jesus, als er Glauben an sich forderte, zum Beweise, daß er selbigen verdiene, und daß man ihn für den Messias in höherem Verstande, für den Ersten unter allen Gottesgesandten zur Belehrung der Menschheit — als für den er sich erklärte — zu halten habe, vorzüglich auf die Uebereinstimmung seiner Lehre mit der gesunden Vernunft berufen. Diese sei es also auch, an der ich mich zur Stärkung meines Glaubens an ihn in einigen der heitersten Stunden meines hohen Alters noch einmal recht ergötze! . .

Ich fange doch wohl mit Recht bei der Gottesverehrungsweise, welche er einführen wollte, oder bei dem Kultus, der der seinige war, und den er zum allgemeinen zu erheben wünschte, an. Man hat in den neuesten Zeiten unter Kultus zwar in ganz besonderer Hinsicht die äuserliche Gottesverehrung, vorzüglich den sogenannten öffentlichen Gottesdienst, verstehen wollen; dis ist aber ganz gegen die Abstammung und ursprüngliche Bedeutung des Worts. Kultus bedeutet nehmlich, sobald es Gott betrift, Gottesverehrung überhaupt; es bietet sich also gleich die Vorstellung dar, daß es mehr, als eine Art des Kultus, oder mehr als eine Gottesverehrungsweise, geben könne, und so entsteht die grosse Frage, welche Jesus eigentlich habe in die Welt einführen wollen, und dieser würde dann doch wohl die Benennung Kultus — wenn dieses Wort einmal in einem ausgezeichneten Sinne genommen und verstanden werden soll — in einem sochen Sinne einzig und allein gebüren, blos darum schon, weil Er, der erste Gottesgesandte, sie habe einführen wollen. Es war aber, wie schon gesagt, die reingeistige, bei der nicht nur alle Opfer und Gaben, sondern auch alle heilige blosse Aeuserlichkeiten, wegfallen, indem nur auf Erfüllung des ins Herz geschriebenen Sittengesetzes, des einzigen wahren Gottesgesetzes, bei ihr gehalten wird. [(Daß man als Beter, wie Jesus selbst, gen Himmel blicken und auf die Erde nidersinken könne, gehört hieher nicht;

denn dis sind keine blossen heiligen Aeuserlichkeiten, sondern nur körperliche Ausdrücke der innigsten geistigen Verehrung Gottes. Es ist nehmlich mit der Andacht (mit dem heiligen Affekt, könnte man sagen) wie mit allen Affekten; sie äusert sich nicht nur und mus sich äusern, wie diese, sondern hat auch ihre eigenen Arten, sich zu äusern, wie diese. Nur mus man solche nicht studiren, und dann nachäffen und blos zur Schau tragen; sonst wird das ganze Beterwesen zu einem wahren Theaterwesen.)]

Jener reingeistige Kultus, welchen Jesus lehrte, war keineswegs ein an sich ganz neuer, sondern im Grunde ein uralter, und ich habe ihn schon das Melchisedecksche Priesterthum genannt. Man kennt die graue Erzählung von dem Vorgange zwischen Abraham und Melchisedeck, und den schönen Kommentar, welchen der Brief an die Hebräer zu ihr liefert. Offenbar war Abraham, wenn er auch der Vater aller Gläubigen (in der Israelitischen Kirche nehmlich) genannt wird, in der geistigen Gottesverehrung noch nicht so weit gekommen, wie Melchisedeck; denn er hatte noch zu viel mit der äuserlichen Beschneidung, mit Altarbau und mit Opfern zu thun, und ging in Hinsicht der letzteren so weit, daß er einst sogar seinen eigenen einzigen Sohn opfern wollte. So besagt nehmlich die heilige Sage; doch besagt sie auch zu seiner Ehre, daß er zuletzt noch davon abgestanden. In der That,

sonst wäre er auch ein sehr frühes Seitenstück zum Gileaditer Jephthah gewesen, der nach Richt. 11. seine einzige Tochter wirklich zum Brandopfer opferte. Ist diese Geschichte wahr, so ist sie das schändlichste Denkmal, welches sich der Aberglaube nur setzen konnte. Sehr lebhaft erinnere ich mich noch daran, wie sie, als ich sie, Knabe kaum, unter den biblischen Erzählungen zum ersten male hörte, den heftigen Eindruck auf mich machte, daß ich ausrief — welch ein Engel diese Tochter, und welch ein Teufel dieser Vater! Nachher erfur ich zwar, daß Jephthah, da er einmal sein Gelübde gethan, als ein ächter Israelit und Mosesjünger gehandelt habe, und so habe handeln müssen, und zwar besonders vermöge der Vorschrift 3 Mos. 27. V. 28 : 29.; aber wie freuete ich mich da, Jünger eines besseren Lehrers zu sein, und in einer Kirche und in einem Zeitalter zu leben, wo man von dergleichen — man kann wohl sagen, doppeltem und dreifachen — heiligen Unsinne nichts weis.

Melchisedeck diene iedoch nur als ein Bibelbeleg zur Wahrheit der Behauptung, daß es auch in den frühesten Zeiten schon einzelne Weise gab, welche die einzigwahre — die reingeistige — Gottesverehrung betrieben. Diese nun zur Gottesverehrungsweise einer ganzen grossen Geselschaft (Kirche genannt), die sich auf dem Erdboden immer mehr verbreitete, zu machen, war der erhabene Zweck Jesu. Haupt dieser Kirche, oder Gemeine, ihr Stifter nicht nur, sondern auch ihr

Regirer (durch seine Lehre nehmlich) wollte er sein; so verstand er sein Königthum, und so erklärte er sich darüber in seinem ewig denkwürdigen Verhöre vor dem Pilatus. Die Wahrheit, von der er da sprach, daß er sie zu lehren gekommen sei, betraf eben die wahre Gottesverehrungsweise vorzüglich. Daß er gemeint, diese solle durch ihn die allgemeine Gottesverehrungsweise der ganzen Menschheit werden, glaube ich nicht; denn er sprach ja selbst nur von einer besondern Kirche, und war auch zu weise, als daß er hoffen konnte, die Menschheit werde iemals unter allen Himmelsstrichen den Grad von Kultur erreichen, welcher durchaus zu einem solchen Kultus erforderlich ist.

Gott, sprach er also, ist ein geistiges Wesen, nichts, als Geist; wahrhaftig und seiner würdig kann er also auch nur auf eine geistige Weise — durch Gesinnungen, mit welchen man ihm allenthalben und in allen Dingen ergeben ist — verehrt werden. Gott, setzte er hinzu, ist Vater, ganz Vater; seine wahre Verehrung kann also auch blos im Thun seines Willens bestehen, der von ihm seinen Kindern ins Herz geschrieben ward. Muß nun nicht zu diesen beiden Hinstellungen und zu den aus ihnen gemachten Folgerungen die gesunde Vernunft Ja und Amen sagen? Kann sie sich Gott an sich anders, wie als blos Geist, denken? Sonst wäre er ia nicht das allerhöchste Wesen, welches durchaus durch keine körperliche Schranken eingegrenzt sein kann.

(Des Glaubens an seine Allgegenwart nicht einmal zu gedenken, der sonst ganz und gar kontradiktorisch wäre.) Wenn sie sich aber ihn so denken mus, so kann sie sich seine wahre Verehrung nicht anders, als auch rein geistig, denken. Kann sie sich Gott in seinem Verhältnisse zu uns Menschen anders, wie als ganz Vater, denken? Wäre er sonst das Urbild aller Weisheit und Güte? Wenn sie sich ihn aber so denken mus, so kann sie sich seine wahre Verehrung nicht anders, als auch reinkindlich, denken, bei der blos Gehorsam erfordert wird, oder herzliche Geneigtheit, immer so zu thun und zu leiden, wie Gott will. Wie verletzt doch also Jeder alle eigentliche Ehrfurcht für Gott, der ihn für verehrbar durch Aeuserlichkeiten hält! Zu einem Götzen macht er ihn, und es fehlt weiter nichts hierzu, als daß er ihm auch Essen und Trinken hinsetzte — welches die Bonzen sich wohl schmecken lassen würden. Ja, wie verletzt er sogar alle Ehrerbietung für sich selbst! Hat er denn nichts Besseres, als sein Sinnliches? warum tritt er also mit seinem Sittlichen nicht hervor? Dis ist nun aber eben der allerwichtigste Uebelstand, welchen die Gottesverehrungsweise, die es mit dem Aeuserlichen zu thun hat, anrichtet. Wer ihr ergeben ist, der glaubt, er habe es als Gottesverehrer mit ihr abgethan, und — so denkt er an nichts weiter. „Ich opfere, ich gabe, ich räuchere, ich wasche mich" — oder auch — „ich bete meinen Rosenkranz ab, ich gehe in die Messe, ich falle vor der Mon-

kranz nieder, ich wallfarte" — hiermit ist sein Kultus angefangen und vollendet. Priester im gewöhnlichen Verstande — erst Götzenpriester, und dann falsche Gottespriester — hatten aus Eigennuz diesen alle Moralität verwüstenden Kultus eingeführt, oder doch befördert. Bei Opfern und Gaben befanden sie sich wohl, so kümmerte es sie nicht, wie sehr auch die Bringer der Opfer und Gaben — so, wie späterhin die Messebesucher und Wallfarter — dabei verwilderten. Angegriffen muste es also bei der Einführung der einzigwahren Gottesverehrung werden, wenn die Menschen ihr Sittliches — ihr grosses und heiliges Menschenthum — schützen und auszubilden suchen sollten. Wie als eine Stimme von Himmel muste der Zuruf an sie erschallen — nur „durch Erfüllung des euch ins Herz geschriebenen Gottesgesetzes, nur durch Thun des Willens Gottes, nur durch Tugend, könnet ihr Gott wahrhaftig verehren." Diesen Zuruf unternahm Jesus, und unternahm ihn auf das feierlichste — ja, so feierlich, daß er sich für ihn kreuzigen lies. Was für eine Tugend er nun gelehrt, darüber hernach noch ganz besonders. Jezt blos die Bemerkung — indem er Sittenverbesserer werden wollte, muste er erst Glaubensverbesserer, Belehrer über die wahre, einzigwahre Gottesverehrungsweise, werden; Beides ist ia auch in der That nur Eins. — —

Von der Gottesverehrungsweise, welche er lehrte, gehe ich zur Gottesversöhnungsweise über, die er

lehrte . . . Ich habe meine Meinung über das ganze Gottesversöhnungswesen im Nahmen der gesunden Vernunft oben schon ausfürlich genug gesagt, und so kann ich ohne Weiteres nun geradezu behaupten, daß die Vernunft ebenso Ja und Amen zu der Belehrung Jesu über die wahre Gottesversöhnung, wie zu seiner Belehrung über die wahre Gottesverehrung, sagen müsse, weil solche — im Grunde ganz dieselbe ist, welche sie selbst schon gab. Blos der Beweis hiervon ist mir also noch übrig . . . Ich könnte mit Recht hier viel darauf stellen, daß es schon sehr Zweierlei sei, ob von einer Versöhnung Gottes mit dem Menschen, oder von einer Versöhnung des Menschen mit Gott, die Rede sein solle, und ebenso könnte ich auch leicht darthun, daß Jesus es nur mit der letzteren zu thun gehabt habe; (ganz so, wie Paulus, wenn er sprach — als Botschafter an Christus Statt bitten wir auch an Christus Statt — lasst euch versöhnen mit Gott) doch — es bleibe bei dem Ausdruck — Gottesversöhnung überhaupt! Wie lautet nun da die Belehrung Jesu über die wahre Weise derselben? Sie ist ganz harmonisch mit seiner Belehrung über die wahre Weise der Gottesverehrung, und muste es auch sein. Gottesverehrung, hatte er gesagt, ist nur Tugend, Thun des Willens des Vaters im Himmel; so sprach er dann auch, Gottesversöhnung ist nur neue Tugend, Wiederthun des Willens des Vaters im Himmel. Wie er bei der Gottesverehrung mit gar keinen Opfern zu

thun hatte, so hatte er es auch bei der Gottesversöhnung am allerwenigsten mit Sünd- und Sühnopfern zu thun. Auf Besserung blos drang er, und lies deshalb predigen Busse und Vergebung der Sünden, oder Vergebung der Sünden auf blosse erfolgte Busse, allen Völkern. Wer hieran noch nicht genug hat, der lese seine eigene Erzählung vom verlohrnen Sohne, in der er so weit geht, daß er den Vater nicht nur an der Zurückkehr desselben genug haben, sondern ihm, sobald er ihn von weitem erblickt, auch entgegengehen, ja, am Ende auch sogar ein Mastkalb schlachten läßt. Tiefer, als so, konnte er doch wohl die in Israel eingeführten Sünd- und Sühnopfer nicht erniedrigen. Trat er denn aber nicht auch recht eigentlich dazu auf, um dem gesamten Opferwesen, es habe Nahmen, wie es wolle, ein Ende zu machen?

„Wie aber? wird sein Tod nicht als das Sünd- und Sühnopfer aller Sünd- und Sühnopfer ausdrücklich hingestellt???"

Hierauf antworte ich ganz kurz, aber doch völlig hinreichend — von ihm selbst doch wohl nicht? und so fällt der ganze Einwurf in sich zurück — denn was kann Er dafür, wenn's Andere nach ihm thaten? Daß diese Hinstellung seines Todes mit der Zeit der Glaube seiner ganzen Kirche geworden sei, davon rede ich hier noch nicht; nur dieses meine ich, daß so ein allgemeiner Christenglaube nie würde entstanden sein,

wenn nicht einige seiner Apostel den Ton dazu angegeben hätten. Daß dis wirklich geschehen sei, liegt am Tage, so, wie es sonnenklar ist, daß der Verfasser des Briefs an die Hebräer in der Sache am allerweitesten gegangen — welches aber, wie sich gleich zeigen wird, auch sehr leicht zu erklären ist.

Man würde sehr irren, wenn man diese Art der Hinstellung des Todes Jesu, welcher sie sich bedienten, und die späterhin deshalb die ganze Kirche wider den Willen ihres Stifters annahm, zu den geheimen Aufträgen etwa zählen wollte, welche sie von ihm für die Zukunft ihrer Amtsführung erhalten hätten; zu diesen gehörte vielmehr der Auftrag, dem ganzen jüdischen Kirchenwesen, das er selbst, als ein weiser Reformator, vor der Hand noch stehen lies, mit der Zeit ein Ende zu machen, und, wie die Beschneidung und den Sabbat, so auch alle Opfer — vom täglichen Morgenopfer an bis zum jährlichen grossen Versöhnungsopfer — abzuschaffen. Nein, man sieht deutlich genug, daß die Apostel sich iener Art der Hinstellung des Todes Jesu eigenmächtig bedient haben, aber doch — auf das gutgemeinteste. Sie wollten sich nehmlich dadurch offenbar die Ueberführung der Juden, denen ihr Opferdienst so sehr am Herzen lag, zum Christenthum erleichtern, und so stellten sie selbigen zu ihrer Beruhigung als ein Opfer, das Jesus auf einmal und für alle vollendet habe, als ein Sünd- und Sühnopfer aller Sünd- und Sühnopfer, hin.

Mit der herzlichsten Offenheit gesteht dis Paulus — (1 Kor. 9, 20.) „den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne." (Liesct man diese Stelle in ihrem ganzen Kontext, so, wie sie sich anfängt, und wie sie sich schliesst, so mus man allerdings auf die Frage kommen, ob es für die christliche Kirche nicht besser gewesen sein würde, wenn sie lieber erst klein, als gleich gros, begonnen hätte. Das Princip, nur auf der Stelle gleich recht viele zu gewinnen, hat der Kirche, wie ihre Dogmengeschichte sonnenklar lehrt, mehr geschadet, als genützt.) Paulus sei nun also der Verfasser des Briefs an die Hebräer, oder nicht, so ists doch nun auch auf der Stelle erklärt, warum gerade in diesem Briefe die Sache am Weitesten getrieben worden sei. Ist er denn nicht ganz ausdrücklich ein Brief an die Judenchristen? Und hier nun komme ich eben auf die grosse Frage, welche ich vorhin blos noch unterdrückte — „was geht uns die von den Aposteln für Judenchristen als nöthig erachtete Hinstellung des Todes Jesu weiter an, die wir weder Hebräer sind, noch gewesen sind, aus einer langen Reihe von christlichen Vorfaren abstammen, und mit dem ganzen Opferdienste und Opferwesen nie etwas zu schaffen hatten?"

Inzwischen sei es doch auch zum Ruhme der Apostel gesagt, daß sie bei aller ihrer Herablassung zu den Judenchristen den Hauptzweck des Christenthums weder

selbst aus den Augen verlohren, noch ihnen aus den Augen rückten. Was den Paulus anbelangt, so verweise ich deshalb blos auf Röm. 12. 1. (Bei der Barmherzigkeit Gottes ermahne ich euch, Brüder, daß ihr euch selbst als ein heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darstellen möget. Euer Geist, (Sinn) sei der Gottheit geweiht!) Den Petrus betreffend ist es auch deshalb an 1. Petr. 2. 5. genug. (Ihr wurdet zu Priestern geweiht, die nach der Vorschrift Jesu Christi geistige Opfer darbrächten, welche Gott wohlgefielen.) Ueberhaupt mus man, wie Teller sprach, die Vergebung der Sünden, welche den Juden und Heiden in den ersten Tagen des Christenthums besonders angekündigt ward, nicht mit der Vergebung der Sünden im Ganzen verwechseln, von der im neuen Testament die Rede ist, und unter der man sich blos das göttliche Wohlgefallen an iedem Zurückkehrenden und sich bessernden Sünder zu denken hat — wie die schon angeführte Erzählung vom verlohrnen Sohne auf das deutlichste besagt.

Wenn ich aber vorhin behauptete, daß Jesus selbst seinen Tod nie als ein Allsünd- und Allsühnopfer hingestellt habe, so erwarte ich ganz ruhig den Beweis vom Gegentheile. In seinen Aeuserungen, die von der Art, wie etwa folgende, sind, kann er doch in der That nicht liegen. —

„Ich lasse mein Leben für meine Schafe." „Ich gebe mein Leben zum Lösegelde für Viele."

Wer wird es leugnen, daß sich Jesus für seine Kirche aufgeopfert habe? Allerdings lies er sein Leben für die Schafe, d. h. zunächst für sein Häuflein von auserkornen Verbreitern seiner Lehre, damit diese durch seinen Tod von ihren weltlichen Erwartungen zurückgebracht und also amtstüchtiger würden — und dann auch für alle seine Bekenner nach ihnen (für die, welche durch ihr Wort, durch ihre Predigt, an ihn glauben würden) damit auch an diesen das grosse Gotteswerk, die Einführung der wahren Gottesverehrung, des höheren Priesterthums, befördert würde. Im seinem schönen Gebete vor seinem Tode, welches Johannes aufbewahrte, hat er sich ia selbst deutlich genug so über die grosse Sache, welche es hier betrift, geäusert.

Ebenso nun aber auch —. wer wird sein durch seinen Tod bezahltes Lösegeld so verstehen wollen, als wenn es Gottes wegen, und nicht der Priesterschaft wegen, hätte bezahlt werden müssen, deren eingeführte falsche, und blos auf ihren eigenen Vortheil berechnete Gottesverehrungs- und Gottesversöhnungsweise durch seine Lehre abgebracht werden sollten, durch diese aber nicht anders abgebracht werden konnten, als wenn er auf sie sich kreutzigen liesse? Ganz kurz, aber sehr darstellend, kann man dis also ausdrücken — er ist freiwillig

Opfer geworden für das Abbringen aller Opfer ...

Das Einzige also, was noch gegen mich gesagt werden könnte, würde darin bestehen, daß Jesus bei Einsetzung des Abendmahls ausdrücklich gesprochen, sein Blut werde vergossen zur Vergebung der Sünden; allein nach seinen anderweitigen Aeuserungen über die freie Gnade Gottes ohne alle Versöhnopfer, und blos auf erfolgte Besserung, kann er auch hiermit nichts Anderes gemeint haben, als daß er für die Einführung seiner Lehre, oder der neuen Religion, sterbe, durch die alle Sündopfer, welche die alte Religion vorgeschrieben, aufgehoben werden sollten, und die zur Erlangung der wirklichen Sündenvergebung (durch iene Sündopfer sollte nehmlich sogar nur Aufschub der verdienten Sündenstrafe bewirkt werden) weiter nichts, als Busse (Besserung), vorschreibe. Nennt er denn nicht auch ausdrücklich selbst sein Blut das Blut des neuen Testaments, oder das Blut, welches für die neue Religion und für ihre Einführung in die Welt vergossen würde? Bemerkenswürdig ists dann aber doch auch, daß Matthäus allein ienen Zusatz — zur Vergebung der Sünden — habe; Markus und Lukas wissen nichts davon. Ersterer lässt Jesum blos sagen — mein Blut, das für Viele vergossen wird — (dis hiesse also, für meine künftige Kirche) und Letzterer lässt ihn gar nur sagen — mein Blut, das für Euch vergossen wird — (dis

hiesse also, für die Apostel zunächst, und damit stimmt sehr überein das Wort, welches er bei seiner Gefangennehmung sprach — „Suchet ihr mich, so lasset diese gehen.“) Darüber sind aber Matthäus, Markus und Lukas ganz einig, daß er sein Blut das Blut des neuen Testaments genannt, oder das Blut, welches zur Stiftung der neuen Religion und seiner Kirche vergossen werde. Johannes schweigt ganz von der Einsetzung des Abendmahls, und erzählt lieber ein feierliches Fuswaschen, welches Jesus zu derselben Zeit an ihm und seinen Mitaposteln verrichtet habe. Auffallend genug — mir aber doch sehr erklärbar. Paulus endlich, der die Einsetzungsgeschichte des Abendmahls auch liefert, drückt sich nur etwas anders aus, schliesst sich aber übrigens blos an die Vorstellung des Markus und Lukas an, daß Jesus sein Blut zur Stiftung der neuen Religion zu vergiessen, und das heisst dann wieder — zu sterben — gemeint habe. (Man mus nehmlich den Ausdruck „Blut“ nicht sehr urgiren und beengen; Blutvergiessen bedeutet blos Sterben, weil Jesus den Kreutzigungstod, bei welchem er sein Blut vergiessen muste, starb.)

Hierbei mus es dann aber auch bleiben; und so behält der freiwillige Tod Jesu einen unaussprechlichen Werth, ohne ein Allsünd- und Allsühnopfer zu sein. Ja, es bleibt dabei, daß Jesus zum Ende aller Opfer habe werden wollen, oder daß er sich aufgeopfert habe, das gesamte Opferwesen aus der Welt zu schaffen, und die wahre Gottesverehrung dafür in die Welt einzufüh-

ren, wenigstens eine Kirche zu stiften, welche ihr erge-
ben, und dadurch weise, gut und selig sei. Es bleib
dabei, daß er sich selbst gegeben zur Erlösung vom Joch
des Aberglaubens und der Sünde, und daß er sich seine
Gemeine, die grosse Gesellschaft der Gottesverehrer nach
seiner Anweisung, durch sein eigenes Blut theuer er-
kauft habe, u. s. w. u. s. w. Für solch beispielloses und
in seiner Art einziges Märtirerthum erhielt er dann auch
die Herrlichkeit, von der er sagte, daß Gott sie ihm schon
vor Weltbeginn bestimmt habe. Seine Gemeine ent-
stand nicht nur, sondern bestand auch, vergrösserte sich
immer mehr, und würde sich nun schon noch weit mehr
vergrössert haben, wenn's darnach angefangen worden
wäre, besteht aber doch noch in schöner Glorie und wird
so bestehen, so lange es gesunde Vernunft gibt, und er
regirt sie durch sein kräftiges Wort — durch seine mit
iener vollkommen übereinstimmende und daher zum Glau-
ben an ihn hinzwingende Lehre. Wer ihm aber nach-
sagen kann, daß er die eingeführten Sündopfer durch
seinen Tod dergestalt habe aufheben wollen, daß er
sich selbst als das Sündopfer aller Sündopfer ein- für
allemal hingestellt — oder wer ihm nachsagen kann, daß
er Büsser, Genugthuer und Stellvertreter für And-
habe sein wollen, auf dessen Verdienst man sich vor G-
berufen könne, der versündigt sich schwer an ihm —
ihm, der, wie schon oben erwähnt, statt als ein solch
stellvertretender Mittler erscheinen und ange-
hen sein zu wollen, vielmehr darauf drang, daß Je-

seine grosse moralische Angelegenheit (seine Sündenschuld) selbst und durch eigene Besserung mit Gott abzumachen habe — an ihm, der geradezu erklärte, daß er nur vorthue und vorleide, damit Jeder ihm nachthue und nachleide, so thue und leide, wie er. Hat denn auch wohl irgend etwas die Unsittlichkeit mehr befördert, als iene Lehre von vikarischer Satisfaktion? Wie könnte man sie also dem Heiligen zutrauen, der gern die ganze Welt heilig gemacht hätte, und der hauptsächlich darauf ausging, der Sittlichkeit aufzuhelfen? In der That, so hätte er ia selbst wieder nidergerissen, was er erst durch seine Anweisungen zur wahren Gottesverehrung gebauet hatte . . .

[(Man hat in den neuesten Zeiten das sogenannte Mittlerthum Jesu wieder zur Hauptlehre des Christenthums zu machen gesucht, und ich habe nichts dagegen, sobald man blos das dabei denkt, was ich mir dabei denke, und was Er, wenn er davon hörte, seinen übrigen Aeuserungen nach und gemäs nur dabei würde gedacht wissen wollen. Jesus selbst nehmlich hat sich nie Mittler genannt. Auch hat ihn Keiner seiner eigentlichen Apostel so genannt. Nur Paulus und der Verfasser des Briefs an die Hebräer benennen ihn so; wären also Beide gar nur eine Person, so wäre die ganze Sache blos paulinische Idee, Vergleichung, Hinstellung Jesu — wie man es nennen will. Die Hauptstelle bleibt immer 1 Tim. 2, 4.; sie bekommt aber auch sogleich ihr gehöriges Licht, wenn man Gal. 3,

19. zur Hülfe nimmt. Hier nennt Paulus auch den Moses einen Mittler; aber — in welchem Verstande? Unterhändler, sagt er, war Moses zwischen Gott und den Israeliten, Ueberbringer des Gesetzes, des göttlichen Willens an dieses einzelne Volk. Nun hält sich iene Stelle an den Timotheus gar herrlich also — „da aber Gott wollte, daß der Menschheit überhaupt geholfen, dadurch nehmlich geholfen würde, daß sie die Wahrheit kennen lernte, so erschien Jesus als Mittler zwischen Gott und ihr, als Unterhändler zwischen Gott und allen Völkern ohne Unterschied, als Ueberbringer des Gesetzes, des göttlichen Willens — und zwar in weit grösserer Vollkommenheit — an das Menschengeschlecht im Ganzen, und übernahm, um es zu werden, den Märtirertod.“ Hiermit harmoniren nun auch die drei Stellen im Briefe an die Hebräer; denn wenn auch in selbigen nicht auf die Allgemeinheit des sogenannten Mittlerthums Jesu Rücksicht genommen worden wäre, so herrscht doch darin offenbar die Idee einer Vorzüglichkeit desselben an sich selbst. Als Vermittler eines neuen und besseren Testaments, oder einer vollkommeneren religiösen und moralischen Verfassung steht er weit über den Moses erhaben da. So wollte er aber auch da stehen; darum erklärte er sich für den ersten Gottesgesandten — als Menschensohn für Gottessohn — für den von Gott feierlichst beauftragten Belehrer über die einzigwahre Gottesverehrung. Ich bin nun solchergestalt aber auch wieder da, wo ich vorhin war, als ich

sagte, daß ich nichts dagegen hätte, wenn man das Mittlerthum Jesu zur Hauptlehre des Christenthums machte, sobald man blos das dabei dächte, was er, wenn er davon hörte, dabei würde gedacht wissen wollen. Freilich kommt Alles darauf an, daß man — wie er sich auszudrücken pflegte — an ihn glaube, oder ihn für den wahren Messias in höherem Verstande, für den Lehrer aller Lehrer, für den ersten aller Sprecher Gottes nach der Ursprecherin Gottes, Vernunft, kurz, wie Johannes, der auch wieder seine eigene Sprache hatte, sich ausdrückt — für den Logos — halte; denn wie sollte man sonst auch nur ernstlich darnach fragen, was er gelehrt, geschweige glauben und thun, wie er gelehrt? So weit muß dann aber auch nur der paulinische Vergleich Jesu mit einem Mittler getrieben werden; alles Uebrige, wenn man es auch für noch so grund- und erzchristlich ausgäbe, ist doch offenbar after- und widerchristlich.)]

Ein schöner Bestandtheil der Belehrungen Jesu war auch der grosse, dem durch seinen Nationalegoismus stumpfsinnigen Israeliten ganz fremde Gedanke, daß Gott als der Gott und Vater aller Völker zu betrachten sei. Auch in dieser Hinsicht stand, wie in Ansehung der wahren Gottesverehrung, sogar Abraham noch tief unter Melchisedeck. Sein Gott war zwar der Höchste, wie Melchisedecks, aber er dachte ihn sich nicht so, wie Melchisedeck, der ihn als den allgemeinen Men-

schenvater und Menschensegner betrachtete, und deshalb den Abraham so liebreich empfing, ob er gleich nicht zu seinem Volke gehörte. Nur dem Christenthum war es vorbehalten, wie die wahre Gottesverehrung, so auch — wie soll ich mich hier ausdrücken? — den Glauben an die allgemeine Gottesschaft Gottes, an das allgemeine Vaterthum Gottes, in die Welt einzuführen... Mag es auch immerhin wahr sein, daß der Erste unter den Aposteln noch bei seiner bereits angetretenen Amtsführung schwer daran ging, diesem Gedanken zu huldigen; so ists doch auch nicht weniger wahr, daß ihn Petrus, wenn er ihn auch nicht, so lange er noch in der Schule Jesu war, in vielen Aeuserungen seines Meisters schon hätte finden können, doch in dem Befehle des scheidenden Meisters, mit seiner Lehre unter alle Völker ohne Unterschied zu gehen, hätte finden müssen. In welch einer herrlichen und völligen Harmonie steht nun aber nicht auch dieser Gedanke mit der gesunden Vernunft! Wie? Gott sollte von allen Völkern der Erde nur ein Volk sich ausgewählt haben, dem er gnädig sein wolle, und noch dazu ein Volk, das ihm durch seine so öftere Zurückkehr zum Götzendienste die Auswahl schlecht verdankte, so, daß er also auch sogar einen Fehlgrif dabei gethan! Das Letztere nicht einmal mit in Anschlag gebracht — was würde man von einem Menschen halten, der ein einzelnes von seinen vielen leiblichen Kindern zum Gegenstande seiner Liebe blos willkührlich erköre, und die

übrigen alle zurücksetzte, oder gar verstösse? Ist denn Gott nicht schon im gewöhnlichen Verstande aller Völker Gott? Ist er nicht ihr allerseitiger Schöpfer? Nun, so mus er auch in höherem Verstande ihr Gott und Vater sein, und auch ihr allerseitiges Heil wollen. Mit Recht fragte daher Paulus — ist Gott nur der Juden Gott, oder ist er auch der Heiden Gott? und antwortete im Nahmen der gesunden Vernunft darauf — gewis ist er auch der Heiden Gott, da ia nur ein einziger Gott ist. Dieser Mann betrachtete sich nehmlich als einen besonders an die Heiden berufenen Christenthumslehrer, (als Apostel der Heiden) und daher dann auch sein köstlicher Ausspruch — Gott will, daß allen Menschen geholfen, dadurch geholfen werde, daß sie zur Erkentnis der Wahrheit kommen. Daher dann ebenfals seine Benennung Jesu als des Mittlers zwischen Gott und der Menschheit überhaupt, von der vorhin die Rede war. Mag nun auch Petrus nicht gleich beim Antritte seines Lehramts über diesen grossen Gegenstand des Christenthums ächtchristlich gedacht haben, so lernte er doch nachher in dem Corneliusschen Hause so denken, und rief daselbst aus — „So werde ich dann auch durch die Erfarung belehrt, daß Gott keinen Unterschied zwischen Völkern und Völkern mache, sondern daß in ieder Nation, wer die Religion des Rechtthuns übt, seine Gnade habe.“ Ich übersetze die letzteren Worte absichtlich so, weil ich vermöge der erhabenen Vorstellungen, welche

ich mir von Gott, sobald ich im eigentlichen Verstande an ihn glauben will, zu machen habe, den Satz — daß er die Person nicht ansehe — auch dahin ausdehnen und deuten mus, daß er auch Jedem, der etwas anderes Göttliches, als ihn, verehrt, es aber durch Rechtthun verehrt, ja sogar dem Atheisten, dem, der gar nichts Göttliches verehrt, aber doch das Rechtthun liebt, gnädig sein werde — weil Rechtthun bei Gott die Hauptsache ist, und weil Jeder, der recht thut, oder das ihm ins Gewissen geschriebene Sittengesetz befolgt, im Grunde ihn doch verehrt, indem er, der einzigwahre Gott, es ist, der dieses Gesetz in alle Gewissen schrieb . . .

Jetzt will ich den Providenzglauben — diesen so heiligen Glauben — in Betracht darauf nehmen, wie ihn Jesus gelehrt habe. Wie die gesunde Vernunft ihn lehre, habe ich oben schon weitläuftig erörtert; es liegt mir also ebenfals, wie bei der von Jesu gelehrten Gottesversöhnungsweise, blos der Beweis ob, daß er ihn ganz auch so gelehrt . . . Er nannte Gott nicht nur den Vater Himmels und der Erde, sondern auch den Herrn Himmels und der Erde, und stellte ihn also nicht blos als Urheber des Universums, sondern auch als perennirenden obersten Aufseher, Vorsteher, Verweser, Beschicker des Universums — nicht blos als Welteinrichter, sondern auch als Weltregirer — hin. Mein Vater, sprach er deshalb auch, wirkt im-

mer (bisher), und, wenn auch hieraus, wie schon zugestanden, nicht die Ewigkeit der Welt folgt, so folgt doch wenigstens die immerwährend fortdauernde thätige Fürsorge Gottes für die von ihm geschaffene oder gewirkte Welt daraus, welche auch durch den Sabbat nicht unterbrochen würde. Lies sich Jesus vom Himmel zur Erde herab, kam er vom Universum auf unsern Sonne und Regen bedürfenden winzigen Planeten, so beschrieb er Gott als den, der seine Sonne aufgehen lasse (über Gute und Böse) und der regnen lasse (über Rechtschaffene und Lasterhafte). Durch seine eigenen ausserordentlichen Thaten, welche er nur unter allerhöchstem Beistande verrichten konnte, bewies er zugleich, daß Gott in die Natur allmächtig eingreifen könne, wie er wolle. (Von diesem Glauben lasse ich nehmlich nun nicht wieder ab, und wenn ich noch so viel Widerspruch dabei bekäme. Es ist besser, denke ich, irgend eine Erklärung gewisser Vorgänge, die blos ins Naturfach einschlagen, als gar keine. Wie übrigens Gott durch Jesum in die Natur allmächtig eingegriffen haben möge, gehört nicht hieher.) So belehrte Jesus über das göttliche Erdenregiment in physischer Hinsicht, wie belehrte er nun darüber in moralischer Hinsicht? Hier sei es an dem einzigen Ausspruche genug, welchen er bei Gelegenheit seiner Vorausfagungen der Zerstörung Jerusalems that — „dis werden die Straftage (die Tage der Rache) sein, wo Alles, was längst geschrieben stand, in Erfüllung gehen wird." Kam er

auf die Geschichte der Menschheit — wie benutzte er sie, um nicht nur zu beweisen, daß sich die Menschheit habe aus dem Staube hervorarbeiten müssen, sondern auch, um zu beweisen, daß ihr dis nicht ohne einen höheren Beistand gelungen sein würde! Freilich war seine Hauptsache das Religionswesen — wie dieses auch die Hauptsache aller Menschen sein sollte — und so nannte er dann die Kirche, zu deren Stiftung er sich von Gott bestimmt hielt, das Reich, das bereitet wäre seit Anbeginn der Welt. Wer müste auch nicht hierin seiner Meinung sein, sobald er erwägt, wie sich die Menschen erst von der Ohngötterei zur Abgötterei, dann von der Abgötterei zur Verehrung des einzigwahren Gottes, und dann wieder von der falschen Verehrung des einzigwahren Gottes zu seiner wahren Verehrung erhoben haben, wie diese lange Zeiten hindurch blos von einzelnen Weisen getrieben worden, und wie sie Jesus im eigentlichen Verstande erst in die Welt eingeführt, und sie wenigstens zum Kultus eines grossen, grossen Theils des Menschheitsvolks gemacht habe? ... Ueber den Satz aller Sätze bei der Providenzlehre, daß sich Gott auch um iedes menschliche Individuum besonders bekümmere, lies sich Jesus also aus — „Selbst die Haare eures Haupts sind gezählt" — „kein Haar von eurem Haupte kann ohne Gottes Willen verlohren gehen." Um diesen ebenso unerhörten, als hochtröstlichen Gedanken einzuleiten, warf er unmittelbar vorher die Frage auf — ob man nicht um

einen Pfennig zwei Sperlinge kaufe, da er doch theuer versichern könne, daß auch nicht ein Sperling umkomme, ohne daß Gott davon wüßte, und rief unmittelbar nachher aus — „ihr seid Mehr werth, als viel Sperlinge." Daß dieser Ausruf nicht blos die Apostel, sondern ieden Menschen, angehe, versteht sich ia wohl von selbst; so ist dann aber auch ienen Gedanke — der Haargedanke — nicht blos auf die Apostel, sondern auch auf alle Menschen, zu deuten. Er soll iedoch blos besagen, daß sich Gott auch um die geringste Kleinigkeit, welche den Menschen betreffe, bekümmere, u. s. w. Ueber ausserordentliche Menschen urtheilte Jesus auch ganz so, wie ihre Erscheinungen belehren — daß nehmlich ihr Leben äuserstbesondere Providenzbeweise enthalte, und, da er sich für den Ersten unter ihnen, für den allerausserordentlichsten Menschen, hielt und feierlich erklärte, so lebte und webte er auch in dem Glauben an eine allerspeciellste über ihn waltende Providenz. Von seiner Behauptung an, daß Gott ihn nie allein lasse, bis zu dem Verweise, welchen der zur seiner Nothwehr sich aufmachende Petrus erhielt — „Sollte ich den Kelch nicht trinken, welchen der Vater mir darreicht?" und von diesem Verweise wieder an bis zu der höchstherzhaften Zurückweisung, welche der seine Macht über ihn in Erwähnung bringende Pilatus von ihm sich gefallen lassen muste — „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben eingeräumt (gegeben) wäre!" —

wie häuft sich Beweis auf Beweis dafür! Den allen... ...flecksten Beweis aber für seinen gehegten Glaube... ... einen allerspeciellsten über ihn waltende Providenz enth... sein freilich die Worte, welche Nathanael von ihm zu hö... ren bekam — „von nun an werdet ihr den Himmel geöfnet, und die Engel Gottes bei mir ab- und zugehen sehen." Wer sich auf Vorstellungs- und Ausdrucksweise der Hebräer versteht, erklärt diese Worte gewis so, wie ich sie hiermit erkläre . . .

Nun will ich auch noch einiger Aeuserungen Jesu, den Menschen in den allerwichtigsten moralischen Hinsichten betreffend, Erwähnung thun, um auch an ihrer herrlichen Uebereinkunft mit der gesunden Vernunft mich zu ergötzen . . . Wie feierlich hat er die menschliche Willensfreiheit anerkannt, welche sich auf der menschlichen Vernunft selbst begründet! Kündigte er nicht Jedem Vergeltung nach seinen Werken an? Wo Vergeltung sein soll, da mus Zurechnung sein, und wo Zurechnung sein soll, da mus freies Thun und Lassen sein. Er dehnte dis von den Werken bis auf die Worte aus — „Deine Reden werden dich am Gerichtstage freisprechen, und deine Reden werden dich verdammen." In dieser dem Menschen angeschaffenen Willensfreiheit, oder in der dem Menschen durch die Vernunft ertheilten Macht, sich selbst zu seinem Thun und Lassen zu bestimmen, fand er die natürliche Aehnlichkeit des Menschen mit Gott — hatte er nicht Recht? So ...

und er dann aber auch auf noch höhere Aehnlichkeit des Menschen mit Gott, auf die Aehnlichkeit mit Gott, welche der Mensch selbst sich dadurch verschaffen müsse, daß er, der, wie Gott, sich selbst bestimmen kann, sich auch nur, wie Gott, immer zum Guten bestimme. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". — kann dis etwas Anderes sagen sollen, als — bestimmet euch stets nur zum Guten, wie Gott —? Hatte er nicht auch hierin Recht? Je schwerer nun das Gute sei, zu dem man sich selbst bestimme, meinte er, desto mehr steige man an Gott hinan. „Liebet eure Feinde — (was ist schwerer, als Feindesliebe?) so seid ihr wirkliche Kinder des Vaters im Himmel" . . Ich komme nun auf den hohen Werth, welchen er auf die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur setzte. Kann eine Lehre unvernünftiger sein, als die, daß der Mensch schon als Sünder geboren werde? Wenigstens ist sie ebenso unvernünftig, wie die Lehre, daß der sogenannte Satan gleich als Satan ins Dasein eingetreten sei. In beiden Fällen wäre der Schöpfer anzuklagen, keineswegs aber der Satan, oder auch nur der Sünder.) Wer hat nicht auch, sobald er nur will, täglich Gelegenheit, sich an der Herzensgüte gesunder und noch unverzogner Kinder zu erfreuen? Was geht wohl über die Mitfreude und über das Mitleid derselben? Gewis, sie sind das verwirklichte Bild ächter Humanität, die die Grundlage zu allem Guten ist. Wie herrlich harmonirt hiermit der Ausspruch Jesu — „Wehret den Kindern

den Zutritt zu mir nicht — sie sind noch gut — (solcher ist das Himmelreich.) „Wie noch herrlicher harmonirt damit die Weisung, welche er seinen nach dem höchsten Range im Gottesreiche wettstreitenden Schülern gab, indem er einen Knaben herbeirief und ihn mitten unter sie stellte — wenn ihr nicht wieder werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht einmal in das Gottesreich aufgenommen werden“ —! . . Wer so über die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur denkt, der eignet gewis auch dem Menschen Kräfte, ja grosse Kräfte zum Guten, zu. Ganz so Jesus. Er lehrte nicht blos, daß man streben (trachten) zuerst solle nach Gottes Reiche, und nach der Tugend, die Gott wohlgefällt; er lehrte auch, daß man ringen solle, durch die enge Pforte zu gehen. Zum blossen Streben aber gehört schon Kraft, und zum Ringen gar noch weit mehr Kraft; wie hätte er also dergleichen Anforderungen an den Menschen thun können, wenn er den Menschen nicht für stark genug gehalten hätte, ihnen Genüge zu leisten? Ueberhaupt hätten ja auch in der That alle seine so dringenden Ermahnungen, den Willen Gottes zu thun, gar keinen Sinn gehabt, wenn der Mensch den Willen Gottes zu thun, und immer besser zu thun, nicht vermöchte . . . Dabei wuste er aber doch auch das nachherige Böse im unbösegebornen Menschen so vernunftmässig zu erklären, daß auch die ersten Pädagogen der Welt ihm dabei Beifall geben müssen. Im voraus muß ich hier bitten, wohl zu bemerken, daß

er keineswegs über alle und jede Erwachsene den Stab gebrochen habe. Er theilte die Menschen ausdrücklich in gute und böse ein, und, wie er von rechtschaffenen Knechten und von schlechten Knechten sprach, so sprach er auch nicht nur von Busse thuenden Sündern, sondern auch von Gerechten, die der Busse nicht bedürften. Hier folgt nun jene Erklärung, derentwegen ich ihn als den grössesten Menschenkenner verehre — „ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatze seines Herzens, und ein böser Mensch bringt Böses hervor aus dem bösen Schatze seines Herzens." Offenbar stellte er hierdurch auf Erziehung Alles; denn der Herzensschatz, oder der Vorrath von Gesinnungen, welche in der Folge herrschend werden, wird in der Jugend gesammelt. Bauen also die Erzieher auf den guten Anlagen der menschlichen Natur, besonders auf den Anlagen zur Humanität, wohl fort, so nimmt der Zögling gewis gute Gesinnungen an, und macht sie sich so eigen, daß er sie als Erwachsener immer zu Tage legt; überlassen sie ihn aber auf gut Glück sich selbst, oder lassen sie ihn gar durch Verführung verwildern, so ists um seine guten natürlichen Anlagen geschehen, und er nimmt schlechte Gesinnungen an, die er hernach auch immer offenbart. Ist denn in der That nicht Alles so, wie es Jesus hier beschreibt? . .

Ich schliesse mit den Belehrungen Jesu über die menschliche Fortdauer, deren Glaube, meinem schon ab-

gelegten Bekenntnisse nach, jetzt das Alles in Allem mir ist. Die Vernunf lehrt diesen Glauben — wie ich hinlänglich dargethan habe — und Jesus lehrte ihn auch. Hierüber bedarf es doch doch wohl keines Beweises weiter. Trat er denn nicht — wie Alles, was wir von ihm lesen, unwiderleglich besagt — als öffentlicher Lehrer desselben auf? Lag es nicht offenbar in seinem ganzen für sich entworfenen Messiasplane, ihn, der frühzeitig schon in seiner ganzen Reinheit das blosse Eigenthum einzelner Weisen gewesen war, ebenso allgemeiner zu machen, wie die wahre Gottesverehrungsweise, welcher auch sehr früh schon einzelne Weise ergeben gewesen waren? ... Sehr freue ich mich, ehe ich zur Hauptsache komme, noch bemerklich machen zu können, daß ich Jesum zum hochehrwürdigen Vorgänger bei meiner geäuserten Meinung habe, daß der Providenzglaube und der Fortdauerglaube ein und derselbe Glaube wären. „Eine solche höhere Providenz, sprach ich, wie die über den Menschen waltende ist, kann nicht anders, als ewig, über ihn walten;" und — wie sprach Jesus? Er, der den Ausspruch gethan — „Sogar eure Haupthaare sind sämtlich gezählt" — setzte auch den Ausspruch hinzu — „Niemand kann euch aus meines Vaters Hand reissen." Ist dis nicht ganz Dasselbe? ... Doch — nun zur Hauptsache zurück! Jesus lehrte nicht blos den Fortdauerglauben, welchen die Vernunft lehrt, sondern er lehrte ihn auch ganz so, wie die Vernunft ihn lehrte. Er lehrte

auch, daß unser künftiges Leben als durch die höchste Kontinuität mit dem gegenwärtigen verbunden gedacht werden müsse; als wofür seine einzige Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus — auf die ich hernach nochmals sehr zurückkommen werde — Bürgschaft genug leistet. So lehrte er auch nicht nur die innigste physische, sondern auch die innigste moralische Verbindung beider Leben. Vergeltungswelt war ihm die künftige Welt. Ausser der eben gedachten Erzählung, in der diese Vorstellung gleichfalls enthalten ist, will ich nur noch seine Worte anführen — „Die Bösen werden einst die verdiente Strafe, die Guten hingegen die zukünftige Belohnung empfangen.“ (Matth. 25, 46.) Ebenso lehrte er auch den Progres des Menschen in der künftigen Welt. Wie er sprach — „Wir werden zu dem Vater kommen, und unsere Wohnung bei ihm nehmen“ — so sprach er auch — „In ienem Leben werden die Menschen den Engeln Gottes im Himmel gleich sein.“ Mag immerhin der eine dieser Aussprüche immer dunkler sein, als der andere, so leuchtet doch aus ihnen, wie in schönem, sanftem Morgenlichte, die Behauptung hervor, daß der Mensch einst auf der grossen Schöpfungsleiter nicht etwa auf derselben Stufe, auf der er iezt steht, stehen bleiben, oder gar eine Stufe abwärts treten, sondern vielmehr eine Stufe aufwärts steigen werde, und daß (die Sache in moralischem Verstande genommen) der Tod ihn nicht von Gott weiter abführen, sondern ihn zu Gott weiter

hin führen, ihn nicht unvollkommener, sondern vollkommener, als er iezt ist, machen werde. Ganz nun eben so, wie die Vernunft, lehrte Jesus endlich auch noch das, was mir bei dem Fortdauerglauben das Reizendste ist — Wiedervereinigung ienseits des Grabes mit denen, welche uns disseits des Grabes so unendlich theuer und werth waren, und zwar einen noch schöneren Wiederverein, als der gegenwärtige erste Verein war. Beides erhellt schon aus den vorhin angeführten Stellen — „wir werden zu dem Vater kommen“ — und — „dort werden die Menschen Engel sein.“ Wie pflegte sich aber auch sein eigenes Herz auf das freudigste zu heben, wenn er an jenen Wiederverein mit seinen Lieben und Freunden dachte! Nicht nur seine lezten Unterhaltungen mit ihnen, sondern auch sein Gebet, womit er sich zu seinen Leiden einweihete, beweisen bis auf das liebenswürdigste. Dis wars ia eben auch, weshalb ich meinen allerherzlichsten Anschlus an ihn versicherte . . . O wie berief er sich doch also mit Recht zum Beweise, daß er den Glauben an sich, welchen er fordere, auch wahrhaftig verdiene, vorzüglich auf die Uebereinstimmung aller seiner Belehrungen mit der gesunden Vernunft, und wie habe ich mich an dieser nun zu guter Lezt noch einmal so hoch ergözt!

Bis iezt gedachte ich nur einmal gelegentlich der Weisheit, mit welcher Jesus als auftretender Ref-

ses in höherem Verstande, als erscheinendes Licht der Welt, als seinwollender Reformator in Glaubenssachen — Alles dieses ist Eins — zu Werke gegangen sei; nun aber wird es Zeit, daß ich sie recht ausdrücklich erwäge, und ihn in ihr ebenso, wie in der freiwilligen Uebernahme seines Märtirerthums für seinen der Menschheit so heilsamen Zweck, bewundere . . .

Allmählich — so lautete das Motto, welches er sich bei Um- oder Neuschaffung der moralischen Erdenwesenwelt, der Menschenwelt, vorschrieb und wählte, und um so mehr mit vollem Rechte wählen konnte, weil die allerälteste heilige Urkunde seines Volks besagte, daß auch der Allmächtige bei Urschaffung des Universums allmählich zu Werke gegangen sei, und sechs Tagewerke daraus gemacht habe . . .

Wer den Plan für sich entwirft, das Heil vieler Völker, und, wenns möglich wäre, der ganzen Welt, zu stiften, der mus auch diesen Plan unter irgend einem einzelnen Volke erst betreiben, von dem sich das gestiftete Heil hernach allmählich und mit der Zeit weiter, andere und mehrere Völker verbreiten könnte. Mit einem Theile mus angefangen werden, was vielen Theilen, oder gar dem Ganzen, nützlich werden soll. Diesem unbestreitbaren Grundsatze gemäs, trat Jesus mit seiner Weltheilsstiftung, als ächter Patriot, unter seinem Volke auf. Dieses sollte zuerst durch ihn erleuchtet werden, und dann sollte das Licht von selbigem in alle Welt ausgehen. Da er nur auf einige Jahre

seiner Lehramtsführung rechnen durfte, so beschränkte er sich damit auch blos auf seine Nation. Seine von ihm gebildeten Nachlehrer musten seinem Beispiele hierin, so lange er lebte, folgen. Ganz zuletzt erst gab er ihnen den Befehl, mit seiner Lehre unter die Weltvölker zu gehen; jedoch befohl er ihnen auch da noch ausdrücklich, zu Jerusalem mit ihrer Predigt den Anfang zu machen. So blieb er Patriot bis zum Augenblick seines Verschwindens von der Erde, und liebte, wie die Seinen, so auch sein Vaterland, bis an sein wirkliches zeitliches Ende.

Ob er nun gleich darauf ausging, den ganzen Mosaismus selbst unter seinem Volke abzuschaffen, so war er doch auch hierbei weise eingedenk des sehr bewährten Erfarungssatzes, daß, wer zu viel auf einmal leisten wolle, gemeiniglich gar nichts leiste. Er griff also für seine Person erst blos den Pharisäismus, oder die Zusätze, an, welche die Volkslehrer von der pharisäischen Sekte zu den eigentlichen mosaischen kirchlichen Geboten, die an sich schon drückend genug waren, in neueren Zeiten noch willkürlich gemacht hatten. Hierbei hatte er dadurch schon Viel für sich, daß er, so oft er auf einen derselben kam, dreust fragen konnte — wo hat das Moses, euer Moses, dessen Ansehen doch nur bei euch gelten darf, geboten? Es kam dann aber auch dazu, daß das ganze pharisäische Heuchlerwesen schon die Volkslehrer von der sadducäischen Sekte gegen

sich aufgebracht hatte, (die Verschiedenheit der Sekten, könnte man hier beizu sagen, ist doch also zu etwas gut) und daß es Jeden aufbringen muste, der vernünftig darüber nachzudenken angeleitet ward. Den Pharisäismus grif er also ohne Weiteres an; den Mosaismus selbst aber lies er noch weislich stehen, und gab für seine Person blos Winke davon, daß auch ihm seine Endschaft bevorstehe.

So z. B. äuserte er, der selbst beschnitten worden war, über die Beschneidung sich nicht weiter, als daß sie eigentlich nicht vom Moses erst eingeführt worden sei . . . So lies er ferner den Sabbat in seiner Heiligkeit, feierte ihn selbst, und beseitigte blos das hämische Vorurtheil, als wenn der Mensch für den Sabbat, und nicht der Sabbat für den Menschen, da sei, durch freimüthige Hülfleistungen an selbigem. . . . So gestand er dem Tempel sein Gotteshausansehen zu, besuchte ihn selbst, wenn er sich in seiner Nähe befand, fleissig, lehrte oft in selbigem, reinigte ihn von den ihm zugefügten Entweihungen mit thätlichem Eifer, bezahlte auch sogar die jährliche Kopfsteuer an ihn, und weissagte blos eine Zeit, wo man weder auf dem Berge Zion, noch auf dem Berge Garizin, den gewöhnlichen äuserlichen Kultus mehr betreiben würde . . . So schafte er, für den seine Mutter selbst ihr Opfer gebracht hatte, auch die Opfer nicht ab, sondern gebot sie unter gewissen Umständen sogar zu bringen, lehrte blos, daß das

Opfer nicht den Opferer heilige, sondern daß der Opferer das Opfer heiligen müsse, (Matth. 5, 23.) und daß Menschenliebe überhaupt Gotte besser gefalle, als ein Opfer, und erwiederte dem Gesetzgelehrten, welcher dis in Ansehung aller Brandopfer und Schlachtopfer zugestand, daß er nicht fern vom Gottesreiche sei ... So hub er auch den Unterschied der Speisen nicht förmlich auf, sondern that im Allgemeinen nur den Ausspruch, daß den Menschen nichts, was in den Mund komme, wohl aber, was aus dem Munde komme, verunreinigen könne, und gab die Gründe davon allgemeinverständlich genug an ... So lies er auch die drei hohen Feste der Juden einstweilig stehen, feierte sie nach allen Vorschriften mit, besonders das lezte Passah noch, und benuzte erst den Schlus der Mahlzeit desselben dazu, daß er seinen Vertrautesten andeutete, die ganze mosaische Kirchen- und Religionsverfassung (das alte Testament) solle nun einer neuen Religion Plaz machen, für deren Stiftung und Einführung sich aufzuopfern (sein Blut zu vergiessen) er sofort hingehen wolle ...

Daß dergleichen Winke, welche Jesus blos über die dem Mosaismus durch ihn bevorstehende Endschaft gab, nicht ganz unverstanden blieben, ist aus der evangelischen Geschichte klar, so, wie es vorzüglich klar ist, daß die Volkspriester und die pharisäischen Volkslehrer sie am besten verstanden, weil blos ihrentwegen seine Hinrichtung durch diese bewirkt ward. Man denke doch nur

an den einzigen Vorgang, da ihn Einer der Letzteren einsmals — um ihn auf die Probe zu stellen — befragte, welches Gebot im Gesetzbuche er für das vornehmste halte, und wie er diese Frage beantwortete. Er gedachte da weder des Gebots der Beschneidung, noch des Gebots des Sabbats, noch des Gebots des Opferns, noch des Gebots des grossen Versöhnungstages, oder des Passah. Ueberhaupt war ja sein ganzer Religionsvortrag offenbar blos auf eine moralische Religion angelegt; wie konnten Priester und pharisäische Lehrer dabei ruhig bleiben, daß diese iemals Platz finden sollte? Hätte er sich aber nicht an blossen Winken von vorhabender Abschaffung des Mosaismus begnügt, so würde man ihm nicht drei Jahre, sondern keine drei Wochen, Zeit gelassen haben, öffentlich zu lehren. Das einzige laute Wort — „ich will die vom Moses vorgeschriebene Gebräuche aufheben (ändern die Sitten, welche uns Moses gegeben hat)" — würde ihn ebenso auf der Stelle vor das Sinedrium gebracht und zum Tode reif gemacht haben, wie den Stephanus, der doch nur beschuldigt ward, von ihm behauptet zu haben, daß er so etwas leisten würde.

Doch — zurück zur Sache! Jesus gab also blos Winke von bevorstehender Abschaffung des Mosaismus, und überlies es seinen Nachlehrern, den Aposteln, die Abschaffung desselben selbst zu besorgen. Allmählich — von dieser Idee, welche alle Kirchen- und Glaubens-

reformatoren wohl beherzigen sollten, ging er überall weiseſt aus. (Diese Idee mus iedoch auch nicht gemisbraucht werden; denn sonst würde des Aberglaubens nimmermehr ein Ende.) Fortgehen sollten seine Apostel da, wo er stillgestanden und hatte stillstehen müssen. Daß sie dis auch wirklich gethan, soll gleich gezeigt werden; vorher nur erst noch die Bemerkung, daß Iesus auch bei ihrer Instruktion, Bereitung und Bevollmächtigung dazu allmählich zu Werke gegangen sei. Ich habe zwar seinen Ausspruch sehr lieb — „Was ich euch im Finstern sage, das lehret am hellen Tage, und was ich euch ins Ohr raune, das prediget auf den Dächern" — auf die Abschaffung des Mosaismus aber kann ich diese Worte nicht deuten; denn die Apostel hätten sie schon bei ihrer ersteren Aussendung von ihm, bei der sie doch wohl, als während seines Lebens, so wenig davon hätten laut sprechen dürfen, als er selbst, wenn nicht sein ganzer geheimer Plan vereitelt werden sollte, und bei der sie auch ausdrücklich den Befehl von ihm erhielten, überall ihrer Nation blos bekannt zu machen, daß das Messiasreich bald anheben werde. Ich glaube also vielmehr, daß sie damals selbst noch nichts von bevorstehender Abschaffung des Mosaismus gewust; zu deren Begreifung sie bei ihrer Anhänglichkeit an die Idee des tausendiährigen Reichs auch noch gar nicht reif waren. Hierdurch werde ich meiner Behauptung keineswegs ungetreu, daß es zu den geheimen Aufträgen, welche sie für die Zukunft ihrer Amtsfüh-

rung von Jesu erhalten, gehöre, dem ganzen jüdischen Kirchenwesen, welches er noch stehen lassen müsse, ein Ende zu machen; mein Glaube aber ist, und mus es sein, daß sie diesen Auftrag von ihm erst ganz zuletzt, nach seiner Auferstehung und bei ihrer letzteren Versendung an die Völker ohne Unterschied, erhalten haben. Nicht nur waren sie in der That da erst reif dazu, weil sein Tod ihre falschen Ideen von der Beschaffenheit seines Messiats vernichtete, und seine Auferstehung sie zu den wahren Ideen davon stimmte; sondern — es wird auch vom Lukas gleich im Anfange der Apostelgeschichte erzählt, er habe als Auferstandener vierzig Tage lang mit ihnen vom Reiche Gottes gesprochen. Da also, und da erst, wäre der Auftrag, den Mosaismus, welchen er als ein weiser Reformator noch stehen lassen müssen, abzuschaffen, an sie erfolgt. Verhielte es sich nun wirklich so, wie Lukas berichtet, so müste es doch wohl Jedem auffallen, daß Jesus in den letzten vierzig Tagen seines Lebens ebenso die Apostel zu wahren Aposteln gebildet habe, wie er sich selbst in den letzten vierzig Tagen seines Privatlebens (in der Wüste) zum wahren Messias bildete. Wollte man aber auch auf den Bericht des Lukas nichts bauen, so bliebe es doch dabei, daß die Apostel zum Empfange ienes erwähnten Auftrags nicht eher, als zu der von ihm angegebenen Zeit, reif waren. Wie herrlich harmonirt hiermit Alles, was Jesus nach dem Berichte des Johannes ganz zuletzt noch, um sie über seinen Weggang zu beruhigen, zu ihnen

gesprochen. Hier nur Folgendes davon — „Es ist euch gut, daß ich euch verlasse. Verliesse ich euch nicht, so käme der Wahrheitsgeist — der Geist des Nachdenkens — nicht zu euch. Noch Vieles hätte ich euch zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht fassen. Wenn euch aber der Wahrheitsgeist werden wird, dann wird euch dieser in die ganze Wahrheit führen. Er wird euch die künftige Verfassung meines Reichs aufschliessen. (Was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.) Er wird meine Lehre bestätigen (wird mich verklären). Er wird nur aus dem Meinigen nehmen, was er euch mittheilen wird." Diese letzten Worte deuten offenbar darauf hin, daß die Apostel die blossen Winke, welche Jesus von der gänzlichen Abschaffung des Mosaismus gegeben, nach seiner Trennung von ihnen mehr beherzigen, besser verstehen lernen, und sich dadurch bewogen fühlen würden, sich wirklich zu derselben aufzumachen, und so seinen grossen Erleuchtungsplan, den er nur einleiten konnte, völlig ins Werk zu setzen. Ein solcher Hauptwink war es z. B., wenn er ihnen ganz zuletzt noch es zur Pflicht machte, an seiner Statt (in seinem Nahmen) überall, wohin sie kommen würden, (unter allen Völkern) den sich Bessernden Vergebung der Sünden zu verkündigen. Also ohne Opfer — musten sie doch wohl da hinzudenken, und ebenso musten sie hernach auch denken, daß er in dem Augenblick, in welchem er so zu ihnen gesprochen, das ganze Opferwesen, — dieses Allerwichtigste im Mosaismus — gleichsam feierlich abgeschaft habe.

Daß die Apostel die schönen Erwartungen, welche ihr Meister von ihnen gehegt, auch in der That erfüllt, habe ich nun freilich noch zu beweisen; aber — wie leicht wird mir der Beweis davon! Mögen sie immerhin dabei gewissermassen auch noch allmählich zu Werke gegangen sein; genug, sie haben doch endlich den Mosaismus gänzlich abgeschaft. Wie herrlich klingt schon hierüber der einzige Ausspruch des Paulus, der sich selbst für den Geringsten aller Apostel, ja, für unwerth, den Apostelnahmen zu führen, erklärte, weil er ehemals die christliche Gemeine verfolgt hätte — „Niemand behellige euch weiter mit Vorschriften, welche Speisen und Getränke, oder die Feier von jährlichen und monatlichen Festen, oder die Feier des Sabbats, betreffen! Dis alles war nur Schattenbild von etwas Vollkommeneren, das nachkommen sollte; die Sache selbst mus bei Christo gesucht werden" —! Diese schöne und ächthochchristliche Stelle müsse Jeden mit dem Paulus aussöhnen können, der unzufriden mit ihm darüber war, daß er selbst gestanden, den Juden sei er geworden als ein Jude. Wenn einstweilige Kondescendenz mit blosser Akkommodation verbunden zur wirklichen Reform führt, so —... „Lasst ihr als Christen euch noch beschneiden, sprach eben dieser Mann, wozu hat euch Christus gedient?" Wie er über die Opfer geurtheilt, habe ich nach Röm. 12, 1. schon erwähnt, und wie er über den wahren Tempel gedacht, ist zu lesen Ephes. 2, 20. Wenn nun der nachletzte und

für den Geringsten sich ausgebende Apostel so an völliger Abschaffung des Mosaismus arbeitete, was hat man nicht gleich in voraus von dem ersten und von Jesu selbst für den vornehmsten erklärten Apostel in dieser Hinsicht zu erwarten? Und so ists dann auch. Wie Petrus über Tempel, Priesterthum und Opfer gelehrt habe, besagt sein erster Brief Kap. 2. ebenso schön, als deutlich genug. Vom Jakobus braucht man, um sich zu überzeugen, daß er vom mosaischen äuserlichen Kultus nichts mehr wissen wollen, weiter nichts zu hören, als seine ächtchristliche Erklärung — „Das ist reine, unverfälschte Gottesverehrung vor Gott, unserem Vater, wenn man sich der Wittwen und Waisen in ihrem Elende annimmt, und sich von allen sittlichen Verderbnissen rein erhält.“ Was endlich den Johannes betrift, so kannte er ja, wie seine Briefe durchgängig beweisen, gar keinen andern Kultus, als den Kultus der Liebe ....

Hätte es also diesen hocherleuchteten Männern, diesen ächten Amtsnachfolgern Jesu, wohl einfallen können, zu ahnen, daß an die Stelle des von ihnen abgeschaften wirklichen Mosaismus in der Folgezeit ein Quasimosaismus in der Kirche Jesu wiederaufgebracht, und statt der jüdischen Werkheiligkeit und Satzungsgerechtigkeit eine afterchristliche eingeführt werden würde? Hätte besonders Petrus es ahnen sollen, daß die Nachsitzer auf seinem vermeinten Stuhle (eigentlich müste

dieser Stuhl zu Rom dem Paulus gehören, welcher die Gemeine zu Rom gestiftet hat) ganz vorzüglich hierzu den Ton angeben, und mit der Zeit in immer grösseren Basse angeben würden? In der That, die Lektüre der christlichen Kirchengeschichte ist in dieser Hinsicht eine der häslichsten, und kann nicht anders, als den wahren Verehrer Jesu äuserst empören. Aus einer Religion, die gar nichts mit dem Cerimonienwesen zu schaffen haben sollte, ward bald eine Religion, die aus blossem Cerimonienwesen bestand. Je mehr dieses Unwesen Ueberhand nahm, desto verfälschter ward der Glaube, desto verdorbener und zügelloser wurden die Sitten. Man kann hierüber von Jahrhundert zu Jahrhundert aus der Kirchengeschichte selbst die unwidersprechlichsten Zeugnisse liefern. Dieser heillose Unfug dauerte, was die Allgemeinheit der Christen betrift, bis in das sechszehnte Sekulum. Fragt man — warum so lange? — wer vermag darauf zu antworten? Wenigstens könnte man ebenso fragen — warum dauerte der Mosaismus so lange? Genug, daß endlich auch dem Papismus, oder dem neuen Mosaismus, wie dem alten, in einem grossen Theile der christlichen Kirche das Ende bereitet ward. Die edlen Reformatoren des Christenthums — wie schön traten sie wieder ein in die verlassenen Fusstapfen der ersten Ausbreiter desselben! Daß es ihnen nur aber nicht auch wieder gehe, wie diesen! Daß nicht etwa auch wieder an die Stelle des von ihnen abgeschaften Papismus ein Quasipapismus trete, und der Gott, den obersten

allerreinsten Geist, entehrende Cerimonienkultus aufs neue sein unchristliches Unwesen beginne! Protestanten! sträubet euch hiergegen, wenn es iemals dazu den Anschein bekommen sollte, aus allen Kräften! Luther winkt euch aus der Oberwelt seinen Beifall dabei zu, und — Calvin noch mehr . . .

Ich gehe weiter. — — Wie Jesus die Abschaffung des Mosaismus selbst allmählich betrieb, so betrieb er auch nur allmählich die Abschaffung solcher irrigen Glaubensmeinungen, welche zwar eigentlich nicht mosaischen Ursprungs waren, die er aber doch unter seiner Nation als herrschende fand, und zeigte sich auch hierdurch als ein wahrhaftigweiser Reformator in Glaubenssachen . . .

Wo hat z. B. Moses ie einen Satan gelehrt? Mag auch immerhin der Apostel Judas in dem Briefe, welcher ihm zugeschrieben wird, der Volkssage Erwähnung thun, daß der Engelfürst Michael mit ihm um Moses Leichnam gestritten, oder, welches Einerlei ist, daß dem Michael, als er den Moses begraben wollen, vom Satan Händel deshalb, und zwar aus der Ursache, gemacht worden, daß einem Mörder, wenns auch nur der Mörder eines Egipters wäre, kein so stattliches Begräbnis gebühre — genug, Moses selbst lehrte, wie gesagt, vom Satan nichts! Dennoch herrschte zu Jesu Zeiten der Satansglaube unter den Juden. Aus der babilonischen Ge-

fangenschaft hatten sie ihn mitgebracht, und ihn hernach noch überbabilonisch ausstaffirt. Der heilige Roman nehmlich, Hiobs Leiden genannt, in dem der Satan schon erscheint, und der unstreitig viel früher geschrieben ward, ist auf keinen Fall eine Pflanze auf palästinischen, sondern zuverlässig auch auf fremden Boden, gewachsen. Doch, dis nur beizu; genug, zu Jesu Zeiten war Satan, d. h. der geträumte allgemeine Menschenfeind, in den Augen der Juden der Urheber alles Bösen in der Welt, und sie schrieben ihm nicht nur das ganze Sittenverderben der Menschen, sondern auch alle leibliche Uebel und Krankheiten, zu. Hätte es Jesus da wohl wagen dürfen, den ganzen Satansglauben für unsinnig, für so unsinnig, als er in der That ist, zu erklären? Wer herrschende Volksirthümer — besonders, wenn sie von religiöser Art sind — gleich mit Stumpf und Stiel ausrotten will, der befördert sie vielmehr noch; dis beweiset die ganze Geschichte des Irthums. Wie weise benahm sich also Jesus, wenn er, der auf Ausrottung des Satansglaubens ausging, und — weil es so ein greller und gotteslästerlicher Glaube ist — ausgehen muste, in dieser Sache nicht weiter vorschritte, als er wirklich nur geschritten ist, und das Uebrige dem Wahrheitsgeiste, dem Nachdenkensgeiste, den er einmal gar herrlich geweckt hatte, bei der Nachwelt überlies! Hier folge nun der authentische Bericht davon, was er für seine Person in der Sache eigentlich gethan. — In seinen wirklichen Volksunterweisungen überging er den Satan

ganz. Die ausführlichste derselben finden wir beim Matthäus in drei ganzen Kapiteln, und da — auch nicht ein Wort vom Teufel. Dadurch gab er doch wohl deutlich genug zu erkennen, daß er den gesamten Satans- oder Teufelsglauben nicht zur wahren Religion rechne. So bestürmte er auch zwar die alte feste Satansburg nicht; aber er untergrub sie doch, und untergrub sie so, daß sie mit der Zeit von selbst einstürzen muste. Ganz vorzüglich untergrub er sie durch den Providenzglauben, so, wie er ihn lehrte. „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache" — wie kann bei und mit dieser Belehrung zugleich der furchtbare Teufelsglaube bestehen? Wo also iener Glaube nur erst Platz gewinnt, da mus dieser Glaube auch bald das Feld räumen. Ebenso verhält es sich mit den Aufschlüssen, welche Jesus über den Ursprung des Bösen im Menschen gab. „Aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken, und durch eine schlechte Erziehung kommen sie ins Herz, so, daß sie mit der Zeit ein böser Herzensvorrath werden, aus dem hernach lauter Böses hervorgebracht wird." Kann hiermit auch wohl der Glaube bestehen, daß der Teufel es sei, der den Menschen das Böse eingebe, und ihr gesamtes Sittenverderben stifte? Jesus heilte ferner auch Krankheiten, welche man dem Satan vorzüglich zuschrieb; dis hies in der thörichten Judensprache — er trieb die Dämone aus. (Nicht die Teufel, denn, wie die Juden nur einen Gott glaubten, so glaubten sie auch nur einen

Teufel, oder Satan, dem aber, als ihren Obersten, ganze Schaaren von andern bösen Geistern, Dämonen, untergeordnet wären, durch die er die Menschen in Besitz nehmen und plagen lasse. Luther hat diesen Unterschied, der doch im grichischen Text sehr genau beobachtet ist, in seiner Uebersetzung häufig übersehen; ob er gleich finden muste, daß Jesus selbst vom eigentlichen Teufel nur immer in der Einzahl sprach.) Seinen Aposteln lehrte Jesus ebenfals die Heilungsweise iener erwähnten Krankheiten, oder die Austreibung der Dämone; auch ienen Siebenzig, welche er einst vor sich her sendete, lehrte er sie, und als diese freudenvoll hernach ihm berichteten, daß auch die Dämone sich ihnen unterwürfen, erwiederte er in einer Art von Entzükken — „Schon sehe ich Satan wie einen Bliz vom Himmel fallen“ — — Dis ists ungefär, was Jesus selbst und für seine Person gegen den vernunftwidrigen und gotteslästerlichen Satansglauben gethan; es war aber auch daran zuförderst genug. Besonders sind mir seine so eben angeführten Worte sehr köstlich; denn ich übersetze sie also — „Schon sehe ich im Geiste nun einen Zeitpunkt voraus, in welchem der gesamte Satansglaube auf das schnellste verschwinden wird.“ Mag auch immerhin dieser Zeitpunkt sich länger verzögert haben, als Jesus vielleicht selbst dachte; so trat er doch endlich ein, und Phisiologie und Psichologie — von denen die Juden nichts wusten, und die überhaupt erst spät bearbeitet worden sind — haben

uns die sogenannten leiblichen und geistlichen satanischen Besitzungen so natürlich erklären gelehrt, daß iezt jeder wahrhaftigvernünftige Mensch über den Teufel und seine Engel lacht . . . Bei Allem, was ich nun gesagt habe, will ich keineswegs in Abrede sein, daß Jesus ausser seinen wirklichen Religionsvorträgen gelegentlich Kondescendenz gegen den unter seiner Nation herrschenden Satansglauben bewiesen zu haben scheine; aber auch dis gereicht seiner Weisheit zur Ehre. Wozu sollte er sich z. B. erst damit abgeben, den Juden, wenn er einen Kranken, den sie für dämonisch hielten, wiederherstellte und heilte, zu demonstriren, daß er keinen Dämon aus ihm vertreibe? Sie hätten's ihm doch nicht geglaubt; genug also, daß er ihn wieder gesund machte. So möchten sie sich davon vorstellen, was sie wollten, und, blieben sie bei ihrer albernen Vorstellung, so hatte er noch den Vortheil davon, daß sie auch seine Uebergewalt über die Dämone anerkennen musten. Warum sollte er ferner die wirklichen Bösen unter den Juden nicht Satanskinder nennen dürfen, da er sie nach ihrer eigenen Art zu denken, und sich auszudrücken, nicht stärker für dergleichen Böse erklären konnte, als so? Warum sollte er nicht den Satan gegen diese einen Mörder und Lügner von Anfang auch genannt haben, wie sie selbst, da er es ihnen recht verständlichen wollte, daß das, woran ihrer eigenen Meinung nach selbiger — den er für ihren Vater deshalb erklären müsse — seine Freude habe, auch ihre Freude

sei? Gesetzt also auch, er hätte hiermit auf die Geschichte vom Falle wirklich angespielt, so hätte er es doch nur gethan, um einen guten Gebrauch von der Meinung der jüdischen Lehrer seiner Zeit zu machen, welche den Satan in der Schlange im Paradise gehauset, und aus ihr zur Eva gesprochen haben liessen — als wovon die eigentliche Urerzählung aus Eden her keine Silbe besagt . . . Kaum brauche ich endlich auch wohl noch zu erwähnen, daß der Ausdruck „Satan oder Teufel,“ nicht immer, wenn er aus Jesu Munde kam, den eigentlich sogenannten Satan, oder den Judenteufel, bedeutete. „Einer von euch ist ein Teufel“ — soll dis etwas Anderes besagen, als — Einer von euch ist ein Bösewicht —? Nennen wir nicht auf den heutigen Tag noch Bösewichtsstreiche Teufeleien, ohne an einen wirklichen Teufel zu glauben, und blos darum, weil wir uns dem Herkommen nach über ruchlose Uebelthaten nicht stärker ausdrücken zu können meinen? Ebenso — „Geh von mir, Satan, du bist mir anstössig!“ Hier wird nicht Judas etwa, sondern sogar Petrus, Satan genannt, und, was kann es dem ganzen Zusammenhange nach weiter andeuten sollen, als daß er dadurch für einen seinwollenden Verführer erklärt werde? Also auch ganz so, wie wir noch zu sprechen pflegen, daß ein Mensch dem andern durch Verführung zum Satan werden könne. Daß Jesus bei seinen Worten — „weg mit dir, Verführer!“ — auch nicht einmal daran gedacht habe, daß dem Petrus sein falscher

Rath, welchen er ihm gab, vom eigentlichen Satan ein gegeben worden sei, wird dadurch klar, daß er ausdrücklich die zu menschliche Denkungsart des Apostels für die Ursache seines Unwillens über ihn angibt . . . In wie fern die Apostel Jesu in Ausrottung des ganzen Satansglaubens — der eigentlich nicht zum Mosaismus gehörte — weiter, als ihr Meister, der sie nur begann, und nur beginnen konnte, gegangen sind, will ich nicht weitläuftig untersuchen; weil die Ausbeute davon nicht ganz genugthuend für mich sein würde. Ich gestehe also vielmehr frei, daß ich mit ihrer weiteren Behandlung jenes kohlschwarzen Glaubens nicht zufriden bin; mag auch Teller, dem ich meine hohe exegetische Verehrung noch nach ienseits hin nicht oft genug versichern kann, in seinem Wörterbuche unter der Rubrik Satan, sie zu vertheidigen suchen, wie er will. Am besten gefällt mir unter ihnen noch Jakobus, der offen und bider sprach — „Jeder reitzt sich selbst zur Sünde, indem seine eigene Lust ihn lockt und hinreißt" — denn auch sogar bei allen Versicherungen des Johannes, daß Jesus ausdrücklich gekommen sei, um die Werke des Teufels zu zerstören, bleibt, wenn man recht den Zusammenhang, in welchem er sie gibt, lieset, der Teufelsglaube selbst immer noch unzerstört. „Jesus kam, damit wir nicht mehr, wie der Teufel, handeln sollten" — so wollte er offenbar nur verstanden sein; bleibts daher aber nicht immer noch bei dem Teufelsglauben? Ich für mein Theil bin daher auch lebendig überzeugt, daß

Jesus die wirkliche Ausrottung desselben weder seinen Aposteln wirklich übertragen, noch sie ihnen auch nur überlassen, sondern sie blos von der späteren philosophischeren Nachwelt erwartet habe. In wie weit diese seine Erwartungen nun bis heute erfüllt worden sein mögen — diese Frage beantwortet sich der Zeitgeschichte nach selbst ... Ueberhaupt fehlt es uns noch an einer eigentlichen Teufelshistorie von Anbeginn an bis auf iezt; wer sie ausarbeitete, dem gehörte ein goldenes, mit Diamanten besetztes, ein von Himmelsgolde verfertigtes und mit Himmelsdiamanten besetztes Kreuz.. Man kann mit Recht sagen, daß der Satans- oder Teufelsaberglaube, statt daß er erst in der späteren jüdischen Kirche zu wüten anfing, schon in der früheren christlichen Kirche gewütet, und dann in der späteren christlichen Kirche noch ärger gewütet habe, als iemals in der jüdischen, ia, sogar als in der ächtheidnischen chaldäischen Kirche. Der Exorcismus bei der Kindertaufe — hilf Gott, was würde Jesus zu ihm sagen, er, der der Güte der Kinder so das Wort redete, und statt ihnen das Reich des Teufels anzuweisen, ihnen vielmehr das Reich Gottes anwies? Was würde er vollends zum heiligen Augustin sagen, welcher kras behauptete, daß ein Kind, welches, indem es schon zur Taufe gebracht würde, unterwegs dahin noch stürbe, eine Beute des Teufels wäre? Vom Segen, welchen die Kirchenreformation des sechszehnten Jahrhunderts in Hinsicht des Teufelsaberglaubens ge-

stiftet, wünschte ich alter, aber ächter Protestant, mehr Rühmens machen zu können; aber leider — — —. Daß Luther selbst noch zu Wittenberg nach dem Teufel mit dem Dintenfasse geworfen, ist weltbekannt; zu seiner Entschuldigung diene blos, daß er, als gewesener Augustinermönch, ein grosser Verehrer Augustins und seiner Meinungen, zu welchen vorzüglich die Teufelsmeinung gehörte, war und blieb. Gehts nicht fast allen Schülern so, daß sie bei allen Vor- und Fortschritten, welche sie machen, am Ende doch noch immer hier und da zu ihrem alten Lehrer zurückhinken? Daß aber nach zwei Jahrhunderten und drüber ein lutherischer Probst unweit Wittenberg noch an ein vom Teufel sogar leiblich besessenes Mägdgen geglaubt — darüber lässt sich kaum zur Entschuldigung etwas sagen. Ich habe diesen Vorgang als Knabe erlebt, und weis noch, daß ich ebenso damals über ihn lachte, wie er sich hernach zum allgemeinen Gelächter er[illegible]be ich auch als Mann schon noch in einer Kirche zu Leipzig als Pathe den Teufel austreiben helfen müssen, und durfte weiter nichts dazu sagen, als — woher kommt es, daß ihr Sachsen, bei denen die Reformation anging, nun hinter den Brandenburgern zurückbleibet? Der Täufer w[illegible] ein ehrlicher Mann, und antwortete blos durch Achselzucken. Der eigentliche Pfaffe, der blosse Meßpfaffe, wie ihn Luther nannte, hälts mit dem Teufel; denn das Exorcisiren, das Verbannen und Austreiben des Teufels bringt ihm gelegentlich gut ein, wie das Messelesen. Ich kenne

aber auch protestantische Geistliche, welche glauben, daß sie des Teufels, um ihre Gemeinen bei Gott zu erhalten, ebenso wenig entbehren könnten, als die Gerichtshalter des Vogts, um ihre Bauern bei ihrem Gerichtsherrn zu erhalten. – Ich bin auch — gar lange ists nicht her — bei einer gerichtlichen Admonition, als ein wichtiger Eid geleistet werden sollte, gegenwärtig gewesen; erst hielt sie der Richter, der wohlgeborne Herr, und dann der dazu berufene Geistliche, der wohlehrwürdige Herr, und dann iener, weil es ihm dieser nicht zu Danke gemacht zu haben schien, noch einmal. Die Summe von Allem, was ich vernahm, lief daraus hinaus — „Sprich die Wahrheit, oder der Teufel holt dich" — und das noch dazu fügte der wohlgeborne Herr im Strohbastone bei — „schon bei lebendigem Leibe." In der That, ich zweifle daher auf lange hin noch an völliger wirklicher Ausrottung des Teufelsglaubens, so gewis ich auch, wie vorhin gesagt, überzeugt davon bin, daß iezt schon ieder wahrhaftigvernünftige Mensch über ihn lache; denn — er ist auf allen Seiten zu einträglich. — —

Ganz so, und überall so, wie es um den Satansglauben steht, steht es auch um den Glauben an Auferstehung der Todten. . . Moses hatte diesen so wenig gelehrt, wie ienen; denn sein Ausspruch, Gott könne tödten und wieder lebendig machen, wie er Wunden schlagen und wieder heilen könne, war weiter nichts, als Versinnlichung der Allmacht Gottes. Den-

noch fand Jesus den Auferstehungsglauben unter seiner Nation nicht weniger herrschend, als den Satansglauben. Auch ihn hatten die Juden aus der babilonischen Gefangenschaft erst mitgebracht, und die Pharisäer hatten ihn hernach ebenfals noch überbabilonisch ausstaffirt. Die Sadducäer sind also eigentlich nicht deshalb zu tadeln, daß sie von ihm nichts wissen wollten, sondern darum, daß sie mit ihm zugleich den Glauben an ein künftiges Leben aufgaben. Wie weise handelte mithin Jesus auch dadurch, daß er ihn nicht nur nicht geradezu verwarf, sondern sich vielmehr, so viel es nöthig war, an ihn anschmiegte. Er wollte der öffentliche Prediger des künftigen Lebens sein; würde seine rohe und ungebildete Nation auch wohl nur verstanden haben, was er damit meine, wenn er sich nicht der Todtenauferstehung, deren Glauben er unter ihr fand, als eines Bildes davon, bediente? Weggeworfen würde sie vielmehr sogar allen Glauben an ein künftiges Leben haben, wenn er geradezu gesagt hätte, daß an eine eigentliche Todtenauferstehung gar nicht zu denken sei. Ihm wars nur darum zu thun, daß geglaubt werde, mit dem Tode sei es nicht für den Menschen aus, und so ging er bei der Sache so zu Werke, und muste so zu Werke gehen, wie er wirklich bei ihr zu Werke ging. Wie er selbst über sie gedacht habe, und über sie auch nur gedacht habe wissen wollen, liegt in seiner Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus, auf die ich noch einmal sehr zurückzukommen

versprach, hell und klar am Tage. In ihr wird aus=drücklich besagt, daß Lazarus sogleich, als er gestorben, im Abrahamsschosse, und der verworfene Reiche eben=fals gleich nach seinem Tode in der Hölle gewesen sei. Ueber die hierbei gebrauchte iüdische Bildersprache her=nach ein Mehreres. Genug — es war weder für den Lazarus, um in Abrahams Schos zu kommen, noch für den reichen Mann, um in die Hölle zu kommen, eine Todtenauferstehung erst noch nöthig, sondern Beide kamen durch den Tod gleich dahin, wohin sie gehörten. Ja, was noch Mehr ist, Beide werden auch als sofort mit neuen Sinnen und Organen, folglich mit einem Körper, begabt beschrieben, und füren also ein wah=res und vollkommenes Leben auf der Stelle fort, wie vorher. Lässt es sich mit dieser Erzählung auch wohl vereinigen, daß Jesus gewollt, daß die Todtenauferste=hung — wenn man auch nur die Auferstehung des Fleisches darunter verstände — einst Glaubensartickel seiner Kirche, der Christenheit, würde? So ists dann aber auch an sich gleich klar, daß er, so oft er wirklich von Auferstehung gesprochen, sie entweder blos als Bild und Versinnlichung eines künftigen Lebens gebraucht, oder gar nur allegorisch von ihr gesprochen habe. Was das Erstere anbetrift, so beschlos er ia seine berühmte Belehrung über die Auferstehung der Todten, welche die Sadducäer ihm abnöthigten, nach Luc. 20. aus=drücklich mit den Worten — „Gott ist nicht ein Gott der Todten; sondern der Lebenden; Abraham, Isaak

und Jakob — sie alle — müssen also bei ihm fortleben.“ Hat man nun wohl ie von einer geschehenen Auferstehung dieser drei Erzväter gelesen? So liegts ia also am Tage, daß Jesus das Auferstehungsbild, da es noch dazu gerade vor ihn hingestellt ward, nur zur Versinnlichung der Lehre von einem künftigen Leben, oder vielmehr gar von ununterbrochener menschlicher Fortdauer im Tode, gebrauchte. Was das Letztere, oder sein blosses Allegorisiren, anbelangt, so macht auch selbst die Stelle Joh. 5., auf die man so sehr das Gegentheil zu bauen pflegt, keine Ausnahme davon; vielmehr beweiset sie es eben am meisten. Wie hätte er sonst nach V. 25 sagen können — „Ich betheure es euch: die Zeit ist nicht mehr fern, ia, sie ist schon da, wo Todte (also doch wohl nur Moralischtodte?) den Ruf des Gottessohns vernehmen, und die ihn vernehmen, zum Leben gelangen werden“ —? Ich schliesse, um Jesum ganz zu verstehen, wenn er von Auferstehung sprach, mit seinen Worten Joh. 11, 25. Luther übersetzt — „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.“ Ich übersetze also — „Ich bin der von Gott verordnete Lehrer eines künftigen Lebens. Wer meine Belehrungen annimmt, der weis, daß er sterbend fortlebe, und wer sie recht lebendig annimmt, in ihren wahren Sinn recht eindringt, der weis, daß er selbst im eigentlichen Verstande gar nicht sterbe.“ . . .

Die Fortschritte, welche die Apostel in Abschaffung des Auferstehungsglaubens, den Jesus noch zärtlich behandeln muste, und zur Einführung des reinen Unsterblichkeitsglaubens, der eigentlich seine Sache war, gemacht, mag ich ebenfals nicht weitläuftig untersuchen; weil der Austrag davon mir auch keineswe & genugthuend sein würde. Im Grunde haben wir auch darüber keinen eigentlichen nachrichtlichen Nachlas weiter, als den, der den Paulus betrift; ich gestehe aber offenherzig, daß ich nicht weis, was ich auch hieraus machen solle, Paulus schwankt offenbar in seinen Meinungen über den grossen Gegenstand, von dem die Rede ist. Bald lässts, als hätte er geglaubt, es bedürfe, um bei Christo zu sein, keiner Auferstehung, sondern blos des Abscheidens, bald sagt er geradezu, die gestorbenen Christen, welche er Entschlafene nennt, müsten erst auferstehen, um zum Herrn emporgehoben zu werden. Wie ich sage — ich kann mit ihm nicht zufriden sein. Besser gefällt mir doch noch Petrus, wenn er blos sagt, den Märtirern (den Todten) sei die frohe Lehre verkündigt worden, daß, wenn Menschen ihren Leib tödteten, Gott ihren Geist lebendig erhielte. Doch — dis möchte noch sein; aber höchst unzufriden mus man doch wohl mit dem Paulus werden, wenn er sogar die Auferstehung der Todten auf die Auferstehung Jesu gründete. Jesus ist auferstanden — heisst dis etwas Anderes, als daß er am dritten Tage wieder aufgelebt und in das erste Leben zurückgekehrt sei? Wer also aus seiner ge-

schehenen Auferstehung unsere künftige Auferstehung folgert — was sagt er damit? Diß, daß wir, wie er, in das erste Leben zurückkehren würden; ist denn aber nicht von unserem Uebergange ins zweite Leben die Rede? Ich mag nicht einmal erwähnen, daß wir alsdann nicht am jüngsten Tage, sondern auch am dritten Tage schon, wie Jesus, auferstehen müsten, weil eine solche Auferstehung sonst nicht möglich wäre. Hätte aber Paulus die Auferstehung Jesu, statt auf sie die Auferstehung der Todten zu gründen, als einen Beweis für die Gewisheit eines künftigen Lebens hingestellt, so müste man ihm Beifall geben; denn Gott, der sie veranstaltete, drückte dadurch noch ein besonderes Siegel auf die Wahrheit seiner Lehre, zu deren Hauptbestandtheilen der Glaube an ein künftiges Leben gehört. So meinte es auch Petrus 1 Br. 3. Gern will ich mir's gefallen lassen, daß man den Paulus über seine Anhänglichkeit an Auferstehung der Todten mit den pharisäischen Lehrsätzen, denen er frühzeitig eingeweiht ward, entschuldige; wie er aber habe die Auferstehung der Todten aus der Auferstehung Jesu beweisen, und jene auf diese sogar gründen können, ist und bleibt mir unbegreiflich . . . Da die Sachen in Ansehung der Abschaffung des Auferstehungsglaubens mit den Aposteln so stehen, daß sie damit keine wirklichen Fortschritte gemacht, so gehts mir, wie bei Betrachtung des Satansglaubens, und ich mus der Meinung sein, daß Jesus sie ihnen weder wirklich übertragen, noch auch nur über-

lassen, sondern sie ebenfals blos von einer späteren philosophischeren Nachwelt erwartet habe. Der Ertrag dieser seiner Erwartungen ist gleichsam derselbe, wie beim Satansglauben. Jeder wahrhaftigvernünftige Mensch zuckt jetzt die Achseln zur gewöhnlichen Lehre von Auferstehung der Todten; der Pöbel aber bleibt bei ihr. Nun, so bleibe er dabei! wenn er nur dadurch dabei bleibt, daß mit dem Tode nicht Alles für ihn aus sei, sondern nachher noch eine vergeltendere Welt ihm bevorstehe.

Jetzt also etwas über die Lehre von Vergeltung in dem künftigen Leben . . . Natürlicherweise konnte Moses, da er kein künftiges Leben lehrte, auch keine Vergeltung darin lehren. Alle seine Verheissungen und Drohungen — wie lauteten sie also? Hier folgen sie so, wie er sie selbst für sein Volk nach 5 B. M. zusammengedrängt haben soll — — (die Verheissungen auf den Fall des Gehorsams gegen Gott). „Ich will dein Brodt und dein Wasser segnen. Regen soll kommen zu rechter Zeit, daß das Land sein Gewächs gebe, und die Bäume im Lande ihre Früchte bringen. Ich will dir reichlich schaffen Oel und Most. Du sollst haben grosse Rindvieh- und Schafheerden. Deiner Kinder sollen viel sein. Nichts untüchtiges und unfruchtbares soll unter dir sein. Alle Seuchen und Krankheiten will ich von dir wenden. Alle schädliche Thiere sollen aus deinen Grenzen verbannt sein. Sieg sollst du über deine Feinde davontragen, und, wenn du ins Feld

ziehst zum Streite, soll das Schrecken vor dir herge-hen. Sicher und in Frieden sollst du in deinem schönen Lande wohnen und ein hohes Alter erreichen." (Die Drohungen auf den Fall des Ungehorsams gegen Gott.) „Ich will den Himmel zu Eisen und die Erde zu Erz machen. Alle eure Mühe und Arbeit soll ver-lohren sein. Das Land soll sein Gewächs nicht geben, die Bäume ihre Frucht nicht. Umsonst sollet ihr säen, und eure Feinde sollen erndten. Geschlagen sollet ihr werden, so oft ihr streitet, und fliehen, ohne daß euch Jemand iagt. Wilde Thiere sollen eure Kinder fressen, und euer Vieh zerreissen. Mit bösartigen Fiebern sollt ihr gequält, durch die Pest sollt ihr aufgerieben werden. Schreckliche Hungersnoth soll sich dazu gesellen, und euch zwingen, eure Söhne und Töchter zu schlachten. Was am Ende von euch übrig bleibt, soll unter alle Völker zerstreuet werden." So lauteten die mosai-schen Verheissungen und Drohungen, oder die Beleh-rungen des Moses über Vergelt für Tugend und Laster, und konnten nicht anders lauten; weil er über ein wei-teres Leben über den Tod hin völlig schwieg. (Wa-rum er dis gethan — er, der am egiptischen Hofe erzo-gen worden war, und also davon wohl wissen mußte, gehört nicht hieher.) Da nun aber die Juden den Auf-erstehungsglauben aus Chaldäa mit zurückgebracht hat-ten, so hatten sie auch entweder ihn als Vergeltungs-glauben zugleich mit zurückgebracht, oder ihn doch nach-her dazu ausgebildet. Man könnte mit Fug und Recht

das Erstere hiervon annehmen, weil alle Völker, die an ein Weiteres für den Menschen glaubten, auch an Vergeltung darin geglaubt haben, und vermöge der gesunden Vernunft an sie glauben musten. Doch — es sei, wie es sei — welche Vorstellung machten sich die Juden von Vergeltung in dem künftigen Leben? Die Antwort hierauf ist — eine blos sinnliche. So also fand Jesus den Vergeltungsglauben unter seiner Nation; was sollte er thun? Hätte er ihre sinnlichen Begriffe von künftiger Vergeltung ganz auf die Seite geschoben, und dafür die reineren höheren Begriffe aufgestellt, so würde man ihn entweder gar nicht verstanden haben, oder doch mit seiner Vorstellungsweise nichts zu schaffen gehabt haben wollen. Was machte sich der gewöhnliche Jude aus Geist und Herz? der Magen war ihm lieber. „Selig, wer einst in dem göttlichen Reiche wird zur Tafel gezogen werden“ (wer das Brodt isst im Reiche Gottes —) so erklärte sich sogar ein vornehmer Jude gegen ihn. Wohlgefühl, Schmerzgefühl — ohne ienes konnte man sich das künftige Heil, und ohne dieses das künftige Unheil nicht denken. Wie weise handelte Jesus also auch dadurch, daß er, der den Fortdauerglauben besonders als Vergeltungsglauben zu lehren hatte, sich an seine Volks- und Zeitbegriffe von künftiger Vergeltung, so viel es nöthig war, ebenso anschmiegte, wie an den Auferstehungsglauben. Daß er dis wirklich gethan, darüber bedarf es doch wohl für Jeden, der iemals das Evangelienbuch als wirklicher

Leser in die Hand nahm, keines weiteren Beweises? Ich aber hätte freilich nun zu beweisen, das die Sprache, welche er von dieser Art gelegentlich führte, blos Bildersprache und weise Kondescendenz zu seinem Volks- und Zeitgeiste gewesen sei. Eigentlich wäre die Erzählung, welche er ienem vornehmen Juden, der sein Mitgast war, statt aller Erwiederung auf sein „Selig, wer das Brodt isst im Reiche Gottes" lieferte, schon Beweises genug dafür. Ich kann aber doch die wunderschönen und den von ihm selbst gegebenen völligen Aufschlus über seine bezeigte Akkommodation und Anschliessung an Volks- und Zeitbegriffe enthaltenden Worte, welche Matthäus (Kap. 13, 32.) anführt, nicht übergehen. „Jeder wahre Lehrer des göttlichen Reichs mus es, wie ein Hausvater, machen, der aus seiner Vorrathskammer Altes und Neues hervorgibt." Der ganze Zusammenhang, in welchem er diese Worte sprach, müste, dächt' ich, Jeden vollkommen davon überzeugen, daß er darüber so verstanden sein wollte, wie ich ihn darüber verstehe. Er hatte nehmlich unmittelbar vorher davon gesprochen, daß die Lasterhaften einst von den Rechtschaffenen geschieden, und in den glühenden Ofen geworfen werden, und da heulen und mit den Zähnen knirschen würden. Dis war also das Alte, welches er über den Vergeltungsglauben aus seiner Vorraths- oder Lehrkammer hergab. So ists dann folglich auch nur zu verstehen, wenn er in der Erzählung vom rei-

chen Manne und vom Lazarus von dem peinlichen Dur- ste des Ersteren in den Flammen der Hölle, und von den Erquickungen, welche der Letztere im Abrahams- schosse geniesse, sprach. Wer diese Erzählung recht wohlbedächtig lieset, der findet in ihr auch schon das Neue, welches der grosse Lehrer aus seiner Lehrkam- mer dabei zugleich hervorgab. Die Gewissensvorwürfe und Gewissensbisse, welche der schlechte Reiche empfand, und die für moralische Wesen das eigentliche höllische Feuer sind, sind wenigstens darin nicht zu verkennen, und man sieht es der ganzen Erzählung auf den ersten Blick an, daß Jesus in ihr das künftige Leben als einen vollkommeneren Schauplatz der göttlichen Ge- rechtigkeit, sowohl der belohnenden, als der bestrafen- den, hinstellen wollte. Wie es ihm aber hierum vor- züglich zu thun sein muste, so brauchte er auch in sei- ner Lage nichts weiter deshalb zu thun, als was er wirklich deshalb that; — dreimal für einmal will ich dis gern sagen. Als unzubezweifelnd trug er den künftigen Vergeltungszustand vor, und trug ihn so vor, daß sein Zeitalter begreife, daß er von ihm spreche, überlies es aber der klügeren Nachwelt, die da- bei gebrauchten sinnlichen Bilder auf die Seite zu schie- ben, und sich mehr zur moralischen Vergeltung zu erheben. Kann Jemand auch wohl nur den einzigen Ausspruch von ihm lesen — „in ienem Leben wird man wie die Engel Gottes im Himmel leben“ — ohne so- gleich einzusehen, wie er es mit allen ienen Bildern ge-

meint haben möge? Paulus — man sieht hieraus, wie ich seinen Verdiensten um die Aufklärung, welche das Christenthum allmählich stiften sollte, alles das dankbar zolle, was ihnen gebürt — war es unter den ersten Nachlehrern Jesu vorzüglich, der sich zu ienen höheren Vergeltungsbegriffen erhub. Nicht nur leuchtet dis schon daraus hervor, daß er, so ein eifriger Vertheidiger des Auferstehungsglaubens er auch war, doch auch von einer solchen herrlichen Umwandlung des gewesenen Erdenkörpers bei der Auferstehung sprach, mit der sich weder Tafelerquickungen, noch Feuerpein, vereinigen lassen; sondern — die Stelle aller seiner Stellen hierüber (Röm. 2.) bestätigt es auf so eine Weise, daß man sich über sie recht philosophischhoch freuen muß. „Gott wird zur Zeit der völligen Beweisung seiner Gerechtigkeitspflege als Richter in der moralischen Welt einem Jeden vergelten nach seinen Werken. Jammer und Angst alsdann über Alle ohne Unterschied, die lasterhaft waren; Preis aber, Ehre und Heil wird alsdann auch iedem Rechtschaffenen zu Theile werden." Wir sind hier nicht die sinnlichen, ia, ich darf wohl sagen, grobsinnlichen Bilder, deren sich Jesus, wenn er vom seligen und unseligen Zustande in iener Welt sprach, bedienen muste, schon ganz auf die Seite geschoben! Bei Jammer und Angst, bei Preis, Ehre und Heil, kann sich ia doch wohl Jeder denken, was er will? Je vernünftiger er aber selbst ist, desto vernünftiger wird auch das ausfallen, was er sich dabei denkt. Vom Speisen

an einer himmlischen Tafel und vom Durstleiden in den Flammen der Hölle ist wenigstens offenbar hier nicht die Rede. Nimmt man endlich noch die schöne Stelle 1 Kor. 13. dazu — „unser Wissen ist iezt Stückwerk u. s. w." — o wie liebenswürdig wird Paulus mit seinen Vorstellungen von der künftigen Seligkeit! Gleichliebenswürdig ist Johannes mit seinen Begriffen davon (1 Br. Kap. 3. V. 2.) — „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, u. s. w." Traurig genug also, daß die sowohl früheren, als späteren Nachlehrer der Apostel nicht in die Fusstapfen des Paulus und des Johannes bei der Sache eintraten, sondern an den blossen Vergeltungsbildern hangen blieben; noch trauriger aber also auch, daß es sich auch sogar nach anderthalb Jahrtausenden mit den protestantischen Kirchenlehrern noch, und zwar auch noch lange genug, so verhielt. Jedoch — auch auf dieser Seite ist endlich die Hofnung Jesu auf volles Licht, das durch ihn aufgehen würde, wenn auch nur zum Theile wenigstens ebenfalls bis iezt, erfüllt worden; denn, wer nur erst die Lehre von Auferstehung des Fleisches aufgibt, der gibt auch gewis die Tafel im Himmel und das Feuer in der Hölle, kurz, alle sowohl grobsinnliche, als auch blossinnliche Vorstellungen von Himmel und Hölle, oder von Seligkeit und Unseligkeit in dem künftigen Vergeltungszustande, auf. Gesezt also auch, daß es auf den heutigen Tag noch sogar protestantische Kirchenlehrer gäbe, welche nicht nur an dergleichen Vorstellungen selbst noch

klebten, sondern sie auch ihren Gemeinen öffentlich vortrügen, so würde doch auch die Erfarung lehren, daß sie dadurch der guten Sache der künftigen Vergeltung mehr schadeten, als nützten. Sie wären offenbar in einem ganz entgegen gesetzten Falle, als in welchem Jesus war, und, wie Jesus, wenn er über künftige Vergeltung sprach, von seinen Zeitgenossen allzumal gar nicht angehört worden sein würde, wenn er nicht in jüdischen Bildern davon gesprochen hätte, so würden sie, wenn sie von künftiger Vergeltung sprächen, von dem aufgeklärtern Theile ihrer Zeitgenossen nicht mehr angehört werden, wenn sie in dergleichen Bildern davon sprächen. Gottlob, daß ich noch diese Zeiten erlebt habe! Die Philosophie, als eine treue Schwester der Religion, hat sie bewirkt; Dank ihr dafür! ... Eben diese hat dann auch während meines Lebens dem Glauben an die Ewigkeit der sogenannten Höllenstrafen ein Ende gemacht, und — wo ist ein Menschenfreund, der ihr nicht auch hiefür dankte? Dieser Glaube war, von allen Seiten betrachtet, zu kras, als daß er sich auch gleichsam ewig behaupten konnte. Jesus fand ihn unter seiner Nation; denn das höllische Feuer war nach Angabe der Pharisäer, welche die Meinung des Volks in Religionssachen leiteten, auch ein ewiges, d. h. (nach der Umschreibung des Josephus) nimmermehr aufhörendes Feuer. Hätte er ihn also wirklich auch noch stehen lassen müssen, so konnte er doch sich auf die Nachwelt verlassen, daß sie, wenn sie erst den Glauben an ein höllisches Feuer

aufgegeben hätte, auch den Glauben an ein ewiges Feuer aufgeben würde. Er, der die Freude im Himmel über einen Sünder, der auf Erden schon Busse thäte, so gros beschrieb, scheint auch damit haben andeuten zu wollen, daß noch weit grössere Freude im Himmel über Sünder sein werde, die endlich auch in der Hölle noch sich bessern würden. Der Kirchenvater Laktantius mag ihn wohl in seinem Jahrhundert (es war das Vierte erst) schon darüber verstanden haben. „Gottes Zorn, sprach er nehmlich, dauert ewig fort gegen die, welche ewig sündigen; diejenigen aber, welche zu sündigen aufhören, machen Gottes Zorn sterblich." Abgerechnet das Zornsbild — wo ist iezt ein Mann von Kopf und Herz, der nicht diesen Ausspruch, welcher schon vor anderthalbtausend Jahren geschah, unterschriebe? Gottes allervollkommenste Gerechtigkeit wird wenigstens doch gewis nicht damit gelehrt, wenn eine unendliche Dauer der Strafen ienseits des Grabes gelehrt wird; — der allerhöchste Grad von göttlicher Ungerechtigkeit vielmehr. Wie käme denn dis heraus, wenn Gott sittliches Unwesen, Sünderwesen, welches in einem Leben getrieben ward, das bald ein Ende hatte — gesezt auch, daß es bis an den lezten Augenblick desselben getrieben worden wäre — nach wirklicher Beendigung desselben mit Strafen belegte, die gar kein Ende hätten? Nur dann liesse sich so etwas noch hören, wenn solch Sünderwesen in ienem Leben auch ohne Ende fort-

gesezt würde. (Ganz so dachte Laktantius.) Dis ist ia aber bei der künftigen neuen Körper- und Welteinrichtung nicht einmal möglich. Wollte man hierauf erwiedern, daß dennoch der ewigfortdauernde Sündersinn am Sünder ewig bestraft werden müsse, so läßt sich auch eine solche ewige Fortdauer des Sündersinnes gar nicht denken. Was sollte ein Mensch auch nur davon haben, daß er seinen bösen Sinn, den er nicht mehr befridigen könnte, ia, der nicht einmal mehr gereizt würde, ewig fortsezte? Aus blosser Klugheit schon müste er ia seiner bald überdrüssig werden. Es liegt aber auch an sich gleich in der Natur eines Vernunftwesens, daß es endlich nach allen sittlichen Verirrungen zur Sittlichkeit zurückkommen müsse. Wenn dis nun wirklich geschieht, oder — ich will mich einmal recht ächttheologisch ausdrücken — wenn der Sünder zu Gott zurückkehrt, mus nicht Gott auch zum Sünder zurückkehren? — mus nicht alsdann so, wie die Strafwürdigkeit des Sünders, auch seine Bestrafung, ein Ende haben? Ich empfehle Allen, die hierüber nicht mit mir einstimmig sein wollen, die ernstliche Lektüre des Ezechiel, Kap. 18. — dieses Kapitel ist ein Kapitel aller Prophetenkapitel von V. 21. an bis zu V. 28. Schweigen möchte doch lieber ia Jeder, der hiergegen einwenden könnte, daß hier nur von diesem Leben die Rede sei. Wenn das künftige Leben ein vollkommenerer Schauplaz der Gerechtigkeit Gottes sein soll, und wenn der aufgeklärte Moses schüler über Gottes

Gerechtigkeit hier schon so dachte, wie vielmehr mus der aufgeklärte Christusschüler über sie dort einst so denken! „Wenn der Sünder sich bekehrt, soll er leben“ (soll's gut haben) — bei diesem Grundsatze mus es bleiben; weil Gott gerecht ist. Bekehrt sich der Sünder nun erst in iener Welt, so mus er auch in ihr hernach es gut haben (leben), und zwar um so mehr, weil die künftige Welt ein vollkommenerer Schauplatz der Gerechtigkeit Gottes sein soll, als die gegenwärtige. Dis diene zugleich zur Auskunft darüber, warum der Grundsatz, daß nach erfolgter Besserung die Bestrafung des Sünders ein Ende haben müsse, iezt keineswegs immer vom Weltrichter befolgt werde. Man unterscheide dabei auch nur moralische und phisische Strafen! Jene verliehren sich gewis immer mehr, ie mehr die Besserung fortgesezt wird; ist dis aber nicht stets der Fall mit den phisischen, so liegt der Grund davon in ihrer Beschaffenheit. Ist diese von der Art, daß sie, wie z. B. bei völlig durch Liederlichkeit zerstörter Gesundheit, bis an den Tod fortdauern müssen, so dauern sie freilich bis an den Tod fort, und können nur in ienem Leben ein Ende haben; da werden sie's dann aber auch durch Beihülfe der neuen Körpereinrichtung gewis haben. Möchte also immerhin sogar auch Paulus noch von einem ewigen Verderben gesprochen haben, (2 Theß. 1, 10.) so hätte er doch die nachdenkende Vernunft dabei gegen sich, und nur das, was diese ausspricht, und was

mit ihr übereinkommt, ist glaubwürdige Wahrheit. Dis gilt nicht nur von den Sprüchen der Schüler, sondern auch von den Sprüchen des Meisters selbst; darum appellirte dieser auch, wie schon erwiesen ist, so gern und so oft an sie, als an die oberste Richterin in Glaubenssachen, und verlies sich auf sie, daß sie überall, wo er hatte stillstehen müssen, weiter gehen, und mit der Zeit so weit gehen werde, als sichs gehöre. Ganz so eingetroffen das Letztere, wie er dachte — auch in Ansehung der Lehre von der Dauer der zukünftigen Strafen. Zwar ward ich selbst noch als Knabe nach einem christlichen Glaubensbuche unterrichtet, worin auf die Frage — „wie würde dir zu Muthe sein, wenn du etwa auch deine Angehörigen ewig in der Hölle brennen sähest? würdest du darüber traurig sein?" — die Antwort gegeben ward — „Nein! weil mein Wille mit dem Willen Gottes übereinstimmen wird" — — wer verabscheuet aber nicht jetzt solchen Unsinn, gesetzt auch, daß es noch so gut mit ihm gemeint gewesen sein sollte? Was diesen Punkt, den ich, wenn ich gegen die Vorwelt nicht ungerecht sein will, nicht ganz unberührt lassen darf, anbetrift, so glaubte man allerdings fast durchgehends, daß die Furcht vor ewigen Höllenstrafen das rechte Mittel sei, böse Menschen von ihrer Bosheit zurückzubringen; ich aber kann mich zu diesem Glauben nicht bekennen — weil die Erfarung lehrt, daß an solchen Menschen die Furcht vor einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe, die

sie doch auf ieden Fall als weit gewisser ihnen bevorstehend betrachten müssen, dergleichen Wirkung nicht zeige. Wohl aber mus ich vielmehr auf der andern Seite dem biederen Naturmanne Rousseau beistimmen, wenn er behauptet, daß die Furcht vor ewigen Höllenstrafen schon oft die Ursache davon gewesen sei, daß auch gute Menschen, die aber freilich sich nicht als heilige Engel gefühlt hätten, in Verzweiflung an ihrer künftigen Seligkeit gerathen wären. Dis sei genug über den Punkt des Gutmeinens mit der Predigt von zukünftigen ewigen Strafen.

Jetzt, da ich von der Behandlungsweise des vorgefundenen Vergeltungsglaubens, welcher sich Jesus bediente, geredet habe, bietet sich mir auch eine besondere Gelegenheit dar, meine Bewunderung über die Weisheit, mit der er als auftretender Messias in höherem Verstande zu Werke ging, zu vollenden. Er traf nehmlich auch unter seiner Nation die Erwartung eines allgemeinen Weltgerichts, ia, sogar eines gewissen Tags desselben, an, mit welchem die künftige Vergeltung anheben würde. Wenn Moses, da er kein künftiges Leben gelehrt hatte, auch keine Vergeltung darin hatte lehren können: so hatte er auch, da er keine künftige Vergeltung gelehrt, keines Weltgerichts, mit dem sie anhübe, gedenken können. Sucht man also den Ursprung des besondern Glaubens an ein solches Gericht auf, so findet man ihn erst bei den späteren Propheten

der Hebräer, welche gegen das Ende der babilonischen Gefangenschaft lebten. Diese weissagten nehmlich einen schrecklichen Tag des Jehova, an welchem er die Heiden, welche sein Volk so iämmerlich geplagt hätten, auf das härteste bestrafen würde. Hieraus entstand, wie ich wenigstens (iedoch in Geselschaft vieler Männer, deren Stimme mehr gilt, als die meinige) meine, an der Hand des Glaubens an Vergeltung ienseits des Grabes, sobald dieser wirklich da war, auch der Glaube an ein allgemeines Weltgericht, und an einen bestimmten Tag desselben. Man findet wenigstens schon die Spuren davon im Buche der Weisheit, welches etwa ein Jahrhundert vor Jesu geschrieben worden sein mag. Die Lehrer von der pharisäischen Sekte hatten weiterhin diesen Glauben — wenn auch freilich nur in Bezug auf ihr erträumtes tausendiähriges Messiasreich — befestigt, und so fand Jesus ihn unter seiner Nation herrschend; wie benahm er sich dabei? die Antwort hierauf ist — mit derselben Lehrerweisheit, wie immer. Ihm wars hauptsächlich um den Glauben an Vergeltung in dem künftigen Leben zu thun; so lies er ienen Glauben einstweilig stehen, sprach auch, wenn er von künftiger Vergeltung sprach — um sich volksverständlich darüber zu machen — von einem allgemeinen Weltgerichte, und bediente sich sogar des Bildes von einem gewissen Tage desselben, oder von einem iüngsten Tage, wie man ihn damals nannte. Wie er aber hierüber habe eigentlich verstanden

sein wollen, und daß er damit ebenfals blos Kon descendenz zu seinen Volks- und Zeitvorstellungen bezeigt habe, ist doch wohl aus seiner schon oft erwähnten Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus ersichtlich genug. Offenbar lehrte er nehmlich durch selbige, daß sowohl gute, als böse Menschen, durch den Tod gleich dahin versetzt werden, wohin sie gehören. So entsteht dann also die Frage, ob dis ohne vorhergegangene Richtersentenz Gottes geschehe, oder nicht. Man nehme das Eine, oder das Andere, an — es gilt (in Betref eines Weltgerichts) gleich. Wer sich keiner Inkonsequenz bei seinem Glauben schuldig machen will, mus das Letztere annehmen. So nimmt er dann aber auch zugleich an, daß über Jeden, so, wie er aus der Sterblichkeit abgeht, eine specielle göttliche Richtersentenz erfolge; mus man nun nicht aber auch mit Recht fragen — wozu, wenn diese geschehen ist, nachher noch, und, wer weis, wann, eine universelle? Wenn ieder Einzelne schon da ist, wohin er gehört, wie können Alle zusammen — es sei nach zehntausend Jahrhunderten, oder auch nur nach zwanzigtausend Jahren, erst dahin gewiesen und verwiesen werden, wohin sie gehören, und — wo sie schon wirklich sind? Hiermit, dächt' ich, müste dem Glauben an ein zu erwartendes Weltgericht — keinesweges will ich sagen, Hohn gesprochen, sondern blos auf Befehl der gesunden Vernunft ein Ende gemacht sein; so, wie es nun auch erwiesen genug ist, daß Jesus, wenn er

sich an ihn anschmiegte, blos so that, um mit seiner allerhöchsten Predigt von Vergeltung ienseits des Grabes bei seinen Volks- und Zeitgenossen das gewünschte Gehör zu finden. Ja, er that zu diesem Behufe noch Mehr, und seine Kondescendenz zu den gangbaren Vorstellungen ging noch viel weiter. Wie er nehmlich den Glauben an ein bevorstehendes Weltgericht unter seiner Nation antraf, so traf er auch den Nebenglauben unter ihr an, daß ihr erwarteter Messias dasselbe halten würde. Da er nun als Messias auftrat, so kündigte er sich auch als den künftigen Weltrichter an. Daß er dieses wirklich gethan, dafür bürgt schon einzig und allein Matth. 25, 31. Wie er aber dabei eigentlich habe gedeutet sein wollen, kann dem nachdenkenden Leser des Evangelienbuchs in unserem Zeitalter nicht entgehen. Er korrigirte nicht nur offenbar gelegentlich den gesamten Volksglauben an ein bevorstehendes Weltgericht, und suchte ihn in einen blossen reinen Glauben an gewis bevorstehende Vergeltung ienseits des Grabes zu verwandeln; sondern er sprach auch ebenso offenbar, wenn er von seiner messianischen Wiederkunft zum Gerichte sprach, auf eine sehr verschiedene Weise davon. Wer wird nehmlich z. B. glauben, daß Jesus, wenn er nach Matth. 16, 27. versicherte, daß er einst in seines Vaters Maiestät, von seinen Engeln begleitet, erscheinen werde, um Jeden nach seinen Thaten zu lohnen, und dann auf der Stelle ebenfals versicherte, daß Einige, die dis mitanhörten, nicht

sterben würden, bis sie ihn in seiner königlichen Hoheit gesehen hätten — wer wird, frage ich nochmals, glauben, daß er hier von seiner Wiederkunft zum Weltgerichte gesprochen habe? Offenbar sprach er hier nur von seiner Wiederkunft zum Gerichte über die Judenwelt. Er hatte nehmlich seiner Nation auf den Fall, daß sie ihn verwerfen würde, den ganzen Untergang ihrer Staatsverfassung angekündigt; da er nun diesen Fall vorhersehen konnte, so stellte er als von ihr verworfener Messias sich auch als ihren Richter und Verurtheiler hin. Mit dem völligen Verwelken des jüdischen Staats war das Aufblühen seiner Kirche verbunden; denn auf den Trümmern des Judenthums hat sich das Christenthum aufgebaut. Durch sein Kommen in seinem Reiche und in aller seiner Königsglorie deutete er also auf den Flor seiner Kirche hin, der eine natürliche Folge der Zerstörung Jerusalems werden muste. Da er nun aber, wie gesagt, sobald er sich als Messias hinstellte, sich auch als allgemeiner Weltrichter hinstellen muste, so geschah's, daß er von seinem Specialgerichte über Judäa und von seinem Universalgerichte zuweilen zugleich sprach. Da entstand Misverstand, und muste Misverstand entstehen. Von ganzem Herzen entschuldige ich daher die Apostel, welche in diesen Misverstand geriethen; Jesum selbst aber entschuldige ich deshalb, daß er dazu Veranlassung gab, mit Recht auch dadurch, daß er nach dem Hauptgrundsatze der wahren Lehrerweisheit, der da heisst allmählich,

überall zu Werke ging. Er verlies sich auf die spätere Nachwelt auch hierbei, und konnte hierbei sich am sichersten auf sie verlassen; denn, wenn doch kein Weltgericht gehalten ward, und das Gericht über die Judenwelt ohne sein persönliches Beisein vor sich ging, so muste man am Ende wohl einsehen, daß er es mit seinem wirklichen Wiederkommen überhaupt nur bildlich gemeint haben müsse. Die Apostel nahmen Alles, was er darüber gesprochen, im eigentlichen Sinne, und dachten sich nicht nur das Ende des jüdischen Staats und das Ende der Welt, das Gericht über Judäa und das jüngste Gericht, zugleich, sondern glaubten auch an seine baldige wirkliche Wiederkunft dazu. Paulus scheint sogar gehoft zu haben, diese selbst noch zu erleben. Wie die Apostel dachten und glaubten, so dachte und glaubte auch die ganze erste christliche Kirche, und daher, wie oben gesagt, geschah's, daß man sich so spät erst mit Sammlung und sorgfältiger Aufbewahrung der Schriften über ihn, oder seiner Biographieen, welche in einzelnen christlichen Gemeinen umherliefen, befasste. Alles gut so — denn es kam so, wie es kommen muste —; wir aber müssen nun endlich, nach zwei Jahrtausenden beinahe, Jesum doch wohl ganz richtig verstehen, und den Zeitpunkt, in welchem das Christenthum durch Zertrümmerung des Judenthums herrschende Religion ward, als das von ihm angekündigte und geleistete Wiederkommen in seiner Herrlichkeit betrachten, an sein weiteres Wiederkommen zum

sogenannten jüngsten Gerichte aber nicht ferner denken. Ich für mein Theil trete mit folgender Ueberzeugung aus der Welt des Glaubens ab — — „So wenig sich Jesus im eigentlichen Verstande für den Zerstörer Jerusalems gehalten haben wird, für den er sich doch hinstellte, so wenig hat er sich gewis auch für den eigentlichen Weltrichter gehalten, sondern sich, als er sich auch als denselben hinstellte, blos des hebräischen Typus der Lehre vom Messianischen Gerichte bedient, um *ganz als Messias* in den Augen seiner Nation zu erscheinen. *Jenseits steht die vollkommenste Vergeltung bevor* — wollte er blos sagen, wenn er von seinem Weltgerichte sprach; so, wie er, wenn er von seinem Specialgerichte über Jerusalem sprach, auch weiter nichts sagen wollte, als — *für Jerusalem steht nahe Zerstörung bevor.* Wie nun das Specialgericht über das einzelne jüdische Volk ergangen ist ohne ihn, so wird auch (von einem Universalgerichte am jüngsten Tage, das nun endlich lange genug, und über alle Gebür lange, vergeblich erwartet worden ist, sei nicht mehr die Rede) ein Specialgericht über jeden einzelnen Menschen im Tode gleich ergehen ohne ihn."

Als ich oben bewies, daß die Gottesverehrungsweise, welche Jesus einzuführen auftrat — die Verehrung durch Thun des Willens Gottes, *durch Tugend* — von der

gesunden Vernunft nicht blos gebilligt, sondern auch für die einzigwahre anerkannt werden müsse, versprach ich noch, ganz besonders darüber zu reden, was für eine Tugend er gemeint. Hiermit befasse ich mich also nun, und zwar um so lieber, weil dadurch dem Glauben, daß er der Erste aller Lehrer — der Lehrer im vorzüglichsten Verstande von Gott gekommen (gesandt) — wirklich auch so gewesen sei, wie er sich dafüt ausgab, die Krone aufgesetzt wird. — —

Die sogenannte Bergpredigt Jesu ist und bleibt die eigentliche Fundgrube seiner Sittenlehre. Ich nehme sie, wie sie Matthäus liefert — ohne mich darum zu bekümmern, ob Jesus sie so, wie sie in ihrem ganzen Zusammenhange da ist, wirklich auf einmal gehalten habe, oder nicht. Genug, sie ist da, zur Lektüre da, und ieder wahrhaftiggute Mensch lieset sie gewis mit hoher Freude; denn sie enthält die Quintessenz von Allem, was iemals die einzelnen Sittenlehrer unter den uns bekannten gebildeteren älteren Nationen nur bruchstücksweise gelehrt haben. Ich danke dem Matthäus für sie; wie ich dem Markus es nicht verdanken kann, daß er blos eine lange Erzählung davon liefert, wie Jesus einst fünf Tausende, die eine lange Predigt von ihm gehört hätten, nachher gespeiset habe. Gewis stimmt ieder vernünftige Christ mit mir überein, wenn ich behaupte, Markus hätte Mehr geleistet, wenn er uns lieber die lange Predigt ge-

liefert hätte. Also — nach der vom Matthäus uns erzählten Bergpredigt Jesu lässt sich's sehr gut bestimmen, was für eine Tugend Jesus gemeint habe, wenn er die Tugend an sich zur Würde der einzigwahren Gottesverehrung erhub. Er meinte offenbar eine wahre, und nicht blos scheinbare Tugend; er meinte nicht eine halbe, sondern eine ganze wahre Tugend. Das allen Menschen ins Herz geschriebene und unwandelbare Sittengesetz, welches Paulus ganz vortreflich mit den Worten ausdrückt — „Hasset das Böse, und hanget fest am Guten" — erklärte er also: „Du sollst nicht nur kein grosses Böses thun, sondern auch kein kleines — du sollst nicht nur Böses gar nicht thun, sondern auch nicht einmal wollen thun — — du sollst Gutes nicht nur thun, sondern auch wollen thun — du sollst nicht nur kleines Gutes thun, sondern auch grosses." Dis ist in zusammengedrängtester Kürze der Inbegrif der ganzen Sittenlehre Jesu. Zum Beweise hiefür rufe ich blos aus — „Wer die Bergpredigt lieset, der merke darauf!" Mir liegt nun nur daran, daß ich darthue, daß so eine Tugend, wie sie Jesus gelehrt hat, auch von der gesunden Menschenvernunft nur als vollendete Tugend anerkannt werden könne. Hierüber nun das Weitere...

Ist es möglich, zu glauben, daß das heilige und allerheiligste Gottesgesetz — „hasse das Böse (Arge)" dadurch erfüllt werde, daß man nur kein grosses, oder grobes Böses thue? Macht denn nicht schon oft wiederholtes kleines Böses, wenn es zusammengerechnet wird, am Ende so viel aus, als ein begangenes grosses, und — oft wohl gar noch Mehr? Man denke doch nur hier an die Betrüger im Verkehr und Handel, die es lebenslang sind, und dadurch ein ansehnliches Vermögen zusammenbringen, das sie, wenn's auch nicht an den dritten Erben kommt, doch wenigstens sterbend noch hinterlassen, und wofür sie wohl gar am Ende, wenn die Leichenpredigt gut bezahlt wird, noch obendrauf eine gar herrliche Leichenpredigt als gewesene kluge Geschäftsmänner erhalten! Sind sie nicht weit ärgere Diebe, als der wirkliche Dieb, dem noch dazu wohl gleich für die erste halsbrechende Arbeit, welche er unternahm, und auf der er sich ertappen lies, der Hals auch wirklich durch Urthel und Recht gebrochen wird? Ebenso denke man doch auch nur an die Verfolger, welche Jedem, der nicht so will, wie sie wollen, die Adern fast zerquetschen, und um sich her wie Löwen und Tiger wirken! Sind sie nicht weit ärgere Mörder, als der wirkliche Mörder, der — wohl gar in völliger Unbesonnenheit — einen Einzigen auf der Stelle ums Leben brachte? Doch — genug hiervon, und nun weiter! Warum — frage ich nehmlich iezt — unterbleibt gröstentheils nur das grosse oder grobe Bö-

ſt? Wer die Erfarung zu Rathe zieht, antwortet folgendermaſſen hierauf ... Auf das groſſe Böſe ſind obrigkeitliche Strafen geſezt, auf das kleine Böſe aber nicht. Der Dieb mus den Strang befürchten — der Mörder das Schwert; wer ſtraft den liſtigen Betrüger im Verkehr? wer den unverſöhnlichen Verfolger? Der grobe Verläumder ſogar, welcher Andern Schandthaten nachſagt, die er nicht beweiſen kann, mus wenigſtens Abbitte und Ehrenerklärung im Gerichte thun; dem feinen Verläumder aber, welcher die edelſten Handlungen Anderer verkleinert, und ihnen die unwürdigſten Urſachen unterlegt, geht Alles frei aus. Es iſt ausgemachtwahr, daß Viele von Begehung des gröſſen Böſen nur durch die Furcht vor den geſezlichen Strafen abgehalten werden. Andere hält ihre wirkliche Unfähigkeit dazu davon ab. Sie haben entweder nicht Muth und Entſchloſſenheit genug, oder es fehlt ihnen ſogar blos an körperlichen Kräften dazu. Auf den Mangel an gehöriger Gelegenheit, das groſſe Böſe auszuüben, iſt auch viel abzurechnen, wenn die Rede davon iſt, warum es oft unausgeübt bleibe. Dis gilt beſonders von ſolchen Fällen, wo zwei Perſonen dazu gehören, und wenn alsdann die eine davon der andern nicht nach Wunſch dabei entgegenkommt. Ja, es kann ſogar oft noch der lezte Segen ſein, welchen eine gute Erziehung zurückläſſt, daß dieienigen, welche ſie erhielten, lebenslänglich vor groben Uebelthaten zurückſchaudern müſſen; da ſie ſich dann aber wohl durch Bege-

hung und Wiederbegehung seiner Unthaten dafür schadlos zu halten wissen.... Nehme ich alles hier Gesagte nochmals zusammen, so mus ich dabei beharren, daß es nicht möglich sei, zu glauben, daß das heilige Gesetz — „hasse das Böse“ — dadurch erfüllt werde, daß man nur kein grosses oder grobes Böses thue. Wie stimmt also die gesunde Vernunft auf der Stelle Jesu bei, wenn er lehrte — „du sollst nicht nur kein grosses Böses thun, sondern auch kein kleines!“

Mus sie aber, wenn sie weiter nachdenkt, nicht auch darüber ihm beistimmen, daß er lehrte — „du sollst nicht nur gar kein Böses wirklich thun, sondern es auch nicht einmal wollen thun“ —? Es gibt einen alten Denkspruch, der sich noch aus dem Urisrael herschreibt, und hernach in den Schriften des alten Testaments sowohl, als auch in den Schriften des neuen, wiederholt worden ist, der aber zugleich ebenso richtig, als alt, ist — „Gott sieht nicht an, was vor Augen ist, sondern das Herz sieht er an.“ Ganz dasselbe ists, wenn man spricht — wahrer und ernstlicher Wille ist vor Gott schon so viel, als That. Ebenso richtig gedacht, sagte ich, als alt gedacht. Gilt denn ein solcher Wille nicht auch sogar vor dem Richterstuhle der blossen Menschenvernunft gleichsam für That selbst? Wenns nicht so wäre, wie traurig wären die Edlen

daran, welche oft den besten Willen haben, ihn aber entweder nicht ausführen können, oder nicht ausführen dürfen! Man läſſt ihnen aber ia auch Gerechtigkeit widerfaren im Kleinen und im Grossen. Der einzelne rechtschaffene Hülfsbedürftige dankt dem, der sein Helfer gern würde, wenn er es werden könnte, ebenso, als wenn er es wirklich geworden wäre, und eine ganze bidere gedrückte Mitbürgerschaft benimmt sich auf gleiche Weise gegen den bewährten Patrioten, der sie gewis druckfrei machen würde, wenn er nur dürfte. Nun, so müssen dann auch die Unedlen, welche den bösesten Willen haben, ihn aber nicht ausführen, nicht darum gut und wohl daran sein, daß sie ihn nicht ausführen, sondern müssen dieselbe Gerechtigkeit über sich ergehen lassen. Warum führen sie ihn nehmlich nicht aus? Entweder, weil sie ihn nicht ausführen können, oder weil sie ihn nicht ausführen dürfen. Könnten sie, dürften sie, sie führten ihn wirklich aus. Ihr böser Wille gilt also für böse That; denn von ihrer Seite ist Alles in Bereitschaft dazu, und es verhält sich mit ihnen blos, wie es sich oft mit denen verhält, welche, statt grosses Böses zu begehen, nur kleines begehen. Wie hatte der heilige Sittenlehrer doch also vollkommen Recht, welcher nicht nur das böse Thun, sondern auch das böse Wollen, verbot! — Ist denn aber nicht auch innere Heiligung nur wahre Heiligung? Man kann reiner Hand, und doch dabei sehr unreinen Herzens sein; wer aber reines Herzens ist, der ist auch ge-

wis reiner Hand. Wer keinen bösen Sinn hat, der übt auch kein Böses aus — dieser Schlus gilt; zurückschliessen aber darf man nicht. Vielmehr haben oft die, welche Böses nicht ausüben, den allerbösesten Sinn. Die immerwährenden Nelder und die immerwährenden Hasser, dergleichen es zu ganzen Schaaren gibt, sind hiervon der überzeugendste Beweis. Jene begehen gleichsam immerwährenden Diebstahl im Herzen, und diese gleichsam immerwährenden Mord im Herzen. So zu urtheilen — dazu hat Jesus allerdings den Ton angegeben, und die Vernunft mus ihm dabei in ihrer ganzen Fülle beipflichten. — Kurz, es war sehr richtig gesprochen, daß man nicht nur Böses wirklich nicht thun, sondern auch nicht einmal thunwollen solle. „Hasse das Arge" — so lautet das heilige Gesetz; bringts also der Ausdruck „hassen" nicht gleich so mit sich? . .

„Das Gute aber sollst du nicht nur wirklich thun, sondern auch wollen thun," — so fing Jesus das heilige und allerheiligste Gottesgesetz — „hange am Guten" — zu erklären an; und — mus ihm nicht auch hierin die Vernunft vollkommen Recht geben? Das Gute, welches man thut, auch wollen thun, bedeutet nehmlich, sich zum Thun desselben frei und herzlich, und aus inniger Liebe zum Guten, entschliessen. Wenn dis nun nicht der Fall ist, wie kann dem, der Gutes thut, sein

gethanes Gutes zum Verdienste angerechnet werden? Er thut's also wohl nur, weil er es im eigentlichen Verstande thun mus, und weil er sonst zur Verantwortung gezogen würde, Verweise von seinen Obern und Vorgesetzten bekäme, oder auch nur aus dem gebildeteren Publikum verbannt zu werden fürchten müste. Oder er thuts vielleicht blos, um Aufsehen damit zu machen, und sich Ruhm und Nachruhm dadurch zu erwerben. Oder er thuts wohl gar nur, um vorher gethanes Böses damit zuzudecken. Ach — und wie viel andere unlautere Quellen giebt es noch, aus denen das Gute entspringt, welches die Menschen wirklich thun! Man giebt z. B. einen kleinen Theil seiner Habe hin, blos, um sich seine ganze übrige Habe zu sichern, oder man leistet einen geringen Dienst, um auf einen dreimal grösseren Anspruch machen zu können. Welch eine Stimme von Himmel war also der Ausspruch Jesu — „Gutes sollst du nicht nur thun, sondern auch wollen thun" —! Ich kenne kaum einen schönern hieher gehörigen moralischen Gedanken, als diesen — „Deine Linke wisse nicht, was die Rechte thut, wenn du Gutes thust."

Ich komme nun auf das Letzte noch. Wie Jesus seinen ganzen moralischen Unterricht also anhub — „Du sollst nicht nur kein grosses Böses thun, sondern auch kein kleines," — so schlos er ihn auch folgendermassen — du sollst nicht nur

kleines Gutes thun, sondern auch grosses." Mit andern Worten heisst dis — du sollst nicht nur leichte Pflichten erfüllen, sondern auch schwere, ja die allerschwersten. Mus ihm nicht hier auch zuletzt noch die gesunde Vernunft ebenso beistimmen, wie gleich anfangs? Was wäre denn das, wenn man blos Gutes thäte, das Jeder thun kann, und gelegentlich auch wirklich thut? Was wäre das ferner, wenn man gewisses Gutes blos aus Erziehungsroutine, oder blos auf Temperamentsanrath, thäte? Was wäre das endlich, wenn man solch Gutes nur thäte, welches in der Lage, in der man lebt, und unter den Umständen, in welchen man sich befindet, eine wahre Kleinigkeit ist? Nein, man mus auch Gutes thun, wozu grosse Anstrengung der Kräfte erfordert wird, Gutes, wobei ein bedeutender Wag ist, Gutes, welches nicht ohne wirkliche Aufopferung von hohem und höchsten Belange geschehen kann. Dann, dann zeigt man seinen edlen Sinn erst ganz; denn es ist alsdann, als wenn man thätlich spräche — meine Pflicht geht mir über Alles. „Hange dem Guten an" — so lautet das heilige Gesetz; bringts also der Ausdruck „anhangen" nicht auch gleich so mit sich? Anhangen, fest anhangen — es koste, was es wolle . . .

O wie so wahr und recht habe ich doch vorhin gesprochen, als ich sprach, daß die Untersuchung darüber, was für eine Tugend Jesus gemeint habe, wenn

er die Tugend an sich zur Würde der einzigwahren Gottesverehrung erhub, dem Glauben, daß er der Erste aller Lehrer, für den er sich ausgab, auch wirklich gewesen sei, die Krone aufsetze! „Nicht nur kein grosses Böses thun, sondern auch kein kleines Böses thun — nicht nur Böses überhaupt nicht thun, sondern auch nicht wollen thun — — nicht nur Gutes thun, sondern es auch wollen thun und vom ganzem Herzen thun — nicht nur kleines, leichtes Gutes thun, sondern auch grosses, schweres Gutes thun — — „wo gibts eine vollkommenere Sittenlehre, als diese? Sie, ia, sie lehrte Jesus von Nazaret; sein Nahme sei dafür gelobt! . . . .

Dem Einwande, daß eine solche Sittenlehre von Menschen nicht befolgt werden könne, hat er sehr feierlich dadurch vorgebeugt, daß er selbst, er, der Mensch, Jesus Christus, (so nennt ihn Paulus, und sein Nahme sei auch dafür gelobt!) sie befolgte. Sein übernommener Kreutzestod beweiset dis doch wohl auf das allerhöchste. Uebrigens dachte er ia auch human genug in Ansehung seiner moralischen Forderungen. Die Tugend, welche er meinte, muste er zwar allerdings meinen, wenn er der Erste aller Lehrer sein wollte; indessen hatte er doch auch genug daran, daß man nur nach ihr strebe, aber freilich aufrichtig, herzlich und aus allen Kräften nach ihr strebe. Er verdammte die menschliche Schwäche nicht; wohl aber suchte er ihr aufzuhel-

sen. Er war, wie sein edler Nachlehrer, Paulus, für das Wachsen im Guten, und empfohl das Gebet als ein vorzügliches Mittel dazu. Befinden sich übrigens unter seinen speciellen moralischen Forderungen einige, (und dis ist allerdings nicht zu leugnen) welche jetzt gar nicht prästirt werden können, oder dürfen, so mus man sie für solche ansehen, die nur an die ersten Christen ergingen, an diese aber auch ergehen musten, weil sie insgesamt zum Märtirerthum berufen waren. Wer aus diesem Gesichtspunkte die sämtlichen sittlichen Vorschriften Jesu betrachtet, der wird leicht diejenigen derselben, welche den Christen für alle Zeiten gegeben würden, von denen unterscheiden können, welche nur im Anfange des Christenthums gültig sein sollten. Statt also mich selbst auf eine solche Absonderung weitläuftiger einzulassen, will ich lieber die kurze Schreibezeit, welche mir noch übrig ist, dazu anwenden, daß ich einige Blicke ganz zuletzt noch auf die Motifen werfe, deren sich der allergrössefte Lehrer der Tugend zu ihr bediente; um Alles gethan zu haben, was ich der Verehrung seiner Lehrerweisheit schuldig bin.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß Jesus gar keinen Werth auf das äuserliche Heil, welches die Tugend ihren Verehrern bereitet, gesetzt, und

also auch von daher gar kein Motif zu ihr genommen habe. Wo soll man anfangen, um diese Meinung mit seinen eigenen höchstdeutlichen Aussprüchen zu widerlegen? Da etwa, wo er sprach — „Alles, was ihr wollet, daß euchs Andere thun sollen, das thut ihnen auch" — oder da, wo er sprach — „Mit demselben Maasse, mit welchem ihr ausmesset, wird euch wieder zugemessen werden" — oder da, wo er sprach — „Selig sind die Sanftmüthigen; sie werden in Ruhe besitzen und behalten, was sie haben" — oder da, wo er sprach — „Selig sind die Barmherzigen; auch ihnen wird Barmherzigkeit widerfaren" — oder da, wo er sprach — „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet — verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet — vergebet, so wird euch vergeben" —? Selbst da, als er darauf drang, man solle zuerst nach einer Tugend, die Gott wohlgefalle, streben, setzte er doch hinzu, daß dem, der so thue, alsdann auch äuserliches Wohl als Zugabe zu Theile werden würde. Wer erinnert sich auch nicht hierbei der Antwort, welche er dem Petrus auf die im Nahmen aller Apostel gethane Frage: was ihnen dafür werde, daß sie Alles verlassen hätten, um sich an ihn anzuschliessen, zu ihrer sämtlichen Beruhigung gab?

Es ist also ausgemachtgewis, daß Jesus auch aus dem äuserlichen Heile, welches die Tugend ihren Verehrern bereitet, ein Motif zu ihr hergenommen habe..

Er war zu weise dazu, als daß er nicht so thun sollte. Seine Sittenlehre hätte sonst keine Sittenlehre für solche Wesen, wie Menschen sind, sein können. Der Mensch kann nehmlich vermöge seiner sinnlichen Nebeneinrichtung auch nicht gleichgültig sein gegen die Beschaffenheit seines sinnlichen oder äuserlichen Zustandes; er mus vielmehr auch diesen gut und wohlbeschaffen für sich wünschen. Er wünschte sonst nicht als ein Vernunftwesen; er wünschte völlig unvernünftig. Wenn nun die Tugend, oder ein gutes sittliches Verhalten, in der Regel ihm auch gutes sinnliches Befinden, oder äuserliches Wohl, bereitet, mus er nicht hierin ein Motif finden, sich der Tugend zu ergeben? Ich gehe so weit, daß ich glaube, daß er es ewig darin finden werde; denn irgend eine sinnliche Nebeneinrichtung wird er immer haben. So gewis aber dis ist, so gewis ists auch, daß er immer wird wünschen müssen, daß sein Zustand in derselben wohlbeschaffen sei, und daß er, weil die Tugend hierzu beiträgt, sich auch immer dadurch zur Tugend angetrieben fühlen wird ...

Diejenigen, welche das Motif zur Tugend aus dem äuserlichen Heile, wozu sie führt, durchaus nicht gelten lassen wollen, kommen mir iezt in meinen alten und allerältesten Tagen noch immer, wie vor funfzig Jahren schon, so vor, als wollten sie blos Spas mit Andern treiben. Wenn nehmlich darauf angetragen wird, daß sie dergleichen Spas mit sich selbst trei-

ben sollen, so ist ihnen die Sache ausser allem Spasse. Gar ernsthaft fragen sie, wenn ihnen zugemuthet wird, eine unvollkommene Pflicht zu erfüllen, ohne etwas dafür zu erwarten — wie könnet ihr so etwas von uns verlangen? Ja, sie sind es oft, die nicht blos der eigentlichen Lohnsucht ergeben sind, sondern sie auch aufs höchste treiben. Petrus war noch ein Seraph gegen sie, wenn er nachher, als er schon Alles verlassen hatte, erst fragte, was ihm dafür würde; sie fragen schon vorher, ehe sie das Geringste aufopfern — was wird mir dafür? und rühren nicht eher Hand und Fus für das Gute, bis sie baar dafür bezahlt werden . . .

Daran aber hat man gewis Recht, wenn man behauptet, daß Jesus einen weit grösseren Werth auf das innere Heil, welches die Tugend ihren Verehrern bereitet, gesetzt, und daher auch dieses als das wahre Motif zu ihr betrachtet und gebraucht habe. Auf die Frage — worin besteht dasselbe? — mus geantwortet werden — in steigender Gottähnlichkeit.

Ich sage — in steigender, d. h. höherer . . . Es gibt nehmlich schon eine natürliche, oder untere Gottähnlichkeit, welche ieder Mensch, als vernünftiges Wesen, hat, ohne die er freilich die höhere nicht erstei-

gen könnte, zu der er aber doch nichts beitrug, sondern mit der er ausgestattet gleich im unendlichen Wesenreiche hervortrat. Sie besteht darin, daß der Mensch moralischfrei ist, und sich überhaupt zu seinem Thun und Lassen — wie Gott — selbst bestimmen kann. Daß sie unleugbar sei, habe ich oben sattsam bewiesen; daß sie aber auch Jesus, wie er sie anerkennen muste, wirklich anerkannt habe, ist sehr leicht zu beweisen. Lehrte er denn nicht Vergeltung? Dehnte er die zu erwartende Vergeltung nicht von den Handlungen bis auf die Reden aus? „Einen Jeden wird vergolten werden nach seinen Werken." — „Nach deinen Worten wirst du frei gesprochen und verurtheilt werden." Vergeltung aber setzt Zurechnung voraus, und Zurechnung kann nicht Statt finden, wenn Thun und Lassen nicht frei ist.

Nun aber kommts zur Hauptsache — zur steigenden oder höheren Gotähnlichkeit, welche zwar auf der untern natürlichen, sich gründet, sie aber weit hinter sich zurück lässt. Diese ists, die dem Menschen nicht gegeben ward, nicht gegeben werden konnte, sondern die er sich selbst geben mus, aber — nur geben kann durch Tugend. Das ist, nochmals gesagt, natürliche, uns von Hause aus gegebene und angeschaffene Gottähnlichkeit, daß wir uns selbst, wie Gott, bei unserem Handeln bestimmen können; das aber ist höhere

Gottähnlichkeit, Gottähnlichkeit, die wir uns selbst geben, daß wir uns auch nur, wie Gott, immer zum Gut-handeln bestimmen. Wie nun Jesus iene anerkennen muste, und auch wirklich anerkannte, so muste er auf diese dringen, und drang auch wirklich auf sie. Er muste auf sie dringen; denn sie gereicht eigentlich dem Menschen erst zur Ehre; weil sie es ist, die er sich selbst verschafft, und weil er durch sie erst ganz Gott ähnlich wird. Jesus drang aber auch wirklich auf sie, und nahm aus ihr das höchste Motif zur Tugend. „Seid vollkommen, rief er aus, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist" d. h. bestimmet euch selbst nur immer zum Guten, wie sich Gott nur immer dazu bestimmt.

Je schwerer nun das Gute ist, wozu sich der Mensch selbst bestimmt, desto mehr steigt auch noch seine höhere Aehnlichkeit mit Gott. So folgert die Vernunft mit Recht, und ebenso lehrte auch Jesus. Was ist schwerer, als die Feindesliebe? Als sie nun Jesus mit den schönen Ausdrücken empfohl — „Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen!" — was für ein Motif zu ihr fügte er bei? „Dann wird euer Lohn gros sein" — sprach er, und wie wollte er hierbei verstanden sein? Er erklärte sich ia gleich selbst darüber, indem er auf der Stelle hinzusetzte — „ihr werdet nehmlich ächte Söhne des Al-

lerhöchsten sein, der seine Sonne aufgehen läßt, über Gute und Böse, und regnen läßt auf die Felder der Rechtschaffenen und Lasterhaften." Preis, hoher und ewiger Preis für diesen Unterricht dem uns gesendeten Lehrer aller Lehrer — Anbetung aber jetzt und in Ewigkeit nur dem, der ihn uns sendete!

Ende.

Anhang.

Es würde mir grosses Unrecht geschehen, wenn man deshalb, daß ich in diesem meinem schriftlichen Glaubensnachlasse mich dagegen erklärte, daß man unter Kultus in unsern Tagen vorzüglich den sogenannten öffentlichen Gottesdienst habe verstehen wollen — gleichsam, als wenn er, wo nicht der einzige, doch der wahre und rechte Kultus, wäre, der Kultus, welcher den Nahmen Kultus nur eigentlich verdiene — wenn man, sage ich, deshalb mich beschuldigen wollte, daß ich gegen ihn selbst wäre. Nein, ich bin gewis ebenso für ihn, wie ich für das Gebet bin; nur halte ich ihn so wenig, als dieses, für den wahren Kultus selbst, sondern blos für ein Beförderungsmittel desselben.

Gegen den Ausdruck „Gottesdienst" habe ich mich aber wirklich dadurch erklärt, daß ich nur vom sogenannten öffentlichen Gottesdienste sprach, und das nach meiner Ueberzeugung in diesen Augenblicken noch — mit Recht. Möge es auch immerhin weder Beschwerde, noch Schande, sein, dem guten und gnädigen Gott zu

dienen, so passt doch dieser Ausdruck nicht zur christlichen Religionssprache und zum christlichen Kirchenstil. Der Israelit, welcher Gott hauptsächlich nur als Herrn, als Souverain, ja, als Despoten, sich zu denken angewiesen ward, muste gleichsam bei ihm ordentlich zu Hofe dienen — zu Jerusalem, (in seiner vermeinten Residenz) und im Tempel daselbst, (in seinem vermeinten Residenzschlosse) durch Darbringung vieler Gaben und Opfer. Von ihm konnte also recht eigentlich gesagt werden — er diene Gott. Der Christ aber, welcher angewiesen ist, Gott hauptsächlich als Vater sich zu denken, soll blos Ehrerbietung und kindliche Ergebenheit für Gott bezeigen; daß also Gott dienen für ihn so viel nur bedeutet, als Gott ehren, weil dis eigentlich der christliche Gottesdienst ist. Ganz so Paulus Röm. 12, 1. Eben dieser Apostel, wenn er sich auch des Ausdrucks „dienen" bediente, that es doch mit den schönen Zusätzen — „im Geiste" — „mit reinem Gewissen, d. h. durch Bewahrung vor allen vorsätzlichen Verschuldungen." Verwechselt man hier nun den Ausdruck „dienen" mit dem Ausdruck „ehren," wie es sein mus, so hat man die wahre Verehrung Gottes, welche durch den sogenannten öffentlichen Gottesdienst, wie durchs Gebet, blos befördert werden soll.

Es verhält sich also mit dem Ausdruck „Gottesdienst," wie mit dem Ausdruck „Gottesfurcht."

Auch dieser — beide betreffen ja auch in der That nur eine und dieselbe Sache — passt nicht zur christlichen Religionssprache, sondern blos zur israelitischen. Der Israelit war ein- für allemal angewiesen, sich im knechtischen Verhältnisse mit Gott zu denken, und so war auch sein ganzer Gottesdienst knechtisch. Ihm war recht eigentlich gegeben worden der Geist der Furcht. Dem Christen aber ward dieser Geist nicht gegeben; er empfing, wie Paulus sagt, keinen knechtischen Sinn, daß er sich abermal fürchten müste. Johannes schliesst sich an und ruft aus — Furcht ist nicht in der Liebe; lasst uns Gott lieben! Jesus selbst spricht nicht — ich fürchte meinen Vater — sondern — ich ehre ihn. Wer kennt nicht die Weitläuftigkeit, mit welcher sonst in den alten Glaubensbüchern der Unterschied zwischen knechtischer und kindlicher Furcht abgehandelt ward? So etwas ist gleich ganz unnöthig, sobald man nur, wie sichs in allen ausgebildeten Sprachen gebürt, zwischen Furcht und Ehrfurcht, zwischen fürchten und ehren, oder verehren, gehörig unterscheidet. Es liegt also blos an dem Ausdrucke selbst — „Gottesfurcht" — der im Deutschen einen Doppelsinn zulässt. Er kann bedeuten Furcht vor Gott und Furcht für Gott. Von jener soll sich der Christ als völlig befreit und erlöset betrachten; zu dieser aber soll er sich recht feierlich berufen glauben. Er soll Gott fürchten und recht thun — d. h. durch Rechtthun Gott verehren.

Ich wünschte also wohl, daß beide Ausdrücke — „Gottesfurcht und Gottesdienst“ — endlich abkommen, und beiderseits in den Ausdruck — „Gottesverehrung“ — übersetzt würden, in deren richtigem Begriffe sie sich auch gemeinschaftlich verliehren. Ja, ich wünschte sogar, daß man, um alle Misverständnisse und Wortstreite zu beseitigen, und endlich mit der Sache ins Reine zu kommen, statt vom öffentlichen Gottesdienste zu sprechen, lieber von öffentlicher religiöser Zusammenkunft, von Zusammenkunft der christlichen Gemeine zu ihrer Erbauung, und dis heisst dann wieder nichts Anderes, als zu ihrer Befestigung und Stärkung in der wahren Gottesverehrung, in dem ächten Kultus, der im Thun und Leiden nach Gottes Willen besteht, spräche. Dis stimmt auch ganz mit der Sprache der christlichen Urwelt überein.

Zu dergleichen Zusammenkunft ist nun aber allerdings, wie ein bestimmter Ort, so auch eine bestimmte Zeit, erforderlich, damit die Gemeinglieder wissen, wo und wann sie einander zu Erreichung ihres heiligen Endzwecks treffen; meines Erachtens iedoch ists, was die Zeit betrift, am Sonntage, wie, was den Ort betrift, an der Kirche, genug. Ich will mich vor meinem Tode noch über Beides auch einmal recht deutlich noch erklären.

Es ist an der Kirche genug, spreche ich erstlich. Die Rede ist hier nehmlich von Zusammenkünften der

Gemeine; daß also die sogenannte Hausandacht, welche eine Familie, die schon unter einem Dache beisammen ist und lebt, betreibt, nichts dabei verliehrt. Nur mus auch diese, wenn sie nicht bald zum religiösen Mechanismus werden soll, sehr mit Bedacht betrieben werden — besonders, was die Zeit betrift. Ich habe über die bestimmten und nach der Hausuhr festgesetzten Hausbetstunden die traurigsten Erfarungen in Familien zu machen Gelegenheit gehabt. Die Alten, welche streng auf sie hielten, hielten in der That auf sie blos aus Gewohnheit, und bei den iungen Leuten, welche zu ihnen gezwungen wurden, verwandelten sie sich gar aus Betstunden in Spottstunden. Von den sogenannten Konventikeln aber halte ich gar nichts, wenn sie auch eine noch so heilige Aussenseite hätten. Ist diese nehmlich nicht Heuchelei, so ist die ganze Sache doch Schwärmerei. Wozu dergleichen iezt, da wir feierlichstprivilegirte Versammlungsörter — Kirchen genannt — haben? Also — „geht in die Kirche, und damit genug zur gemeinen religiösen Zusammenkunft" — müste es in unsern Tagen heissen, und die Obrigkeit müste ein Vorlegeschlos vor alle andere Oerter, wo dergleichen getrieben wird, legen — und zwar um so mehr, da oft die unheiligsten Neben=, schier könnte man sagen, Haupt=absichten dabei obwalten. Mir sind die Winkelversammlungen immer fast so vorgekommen, wie die Winkelverlöbnisse, und in der That haben sie, wie ich aus Erfarung weis, oft nicht nur zu diesen geführt, sondern

wohl gar u. s. w. u. s. w. Eine Obrigkeit also, welche ihnen nachsieht, und dabei nicht auf den Kirchenbesuch hält, handelt — auf das glimpflichste gesagt — wenigstens sehr inkonsequent, ja, völlig kontradiktorisch.

Der Ausdruck „das Kirchenbesuchen" (das Gehen zur Kirche — oder das Kirchengehen) würde meiner Meinung nach am füglichsten statt des Ausdrucks „öffentlicher Gottesdienst" in unsern Zeiten zu gebrauchen sein. Was nehmlich die Schule für die Jugend ist, das soll die Kirche für die Erwachsenen sein. In der Schule empfängt die junge Christenheit die ersten Anweisungen und Ermunterungen zur wahren Gottesverehrung; in der Kirche empfängt die erwachsene Christenheit fortgesetzte Anweisungen und Ermunterungen zu ihr, die um so nöthiger sind, weil das Weltwesen, worin man sich herumtreibt, so leicht wieder die Köpfe verdreht, und die Herzen verschraubt.

Daß der Ausdruck „Kirche" eigentlich „Kirchenhaus" heissen müste, weil die Gemeine, welche darin zusammenkommt, im Grunde selbst die Kirche ist, und es mithin sehr seltsam klingt, wenn man spricht — die Kirche geht in die Kirche — will ich weiter nicht in Anschlag bringen. Es ist eine bekannte Redefigur, vermöge welcher der Deutsche so spricht; doch gefällt mir der Lateiner mit seinem Unterschiede zwischen ecclesia (coetus) und templum besser. (Gemeine und Gemeinhaus — christliche Versammlung und christliches Versammlungs-

hans.) Wie ich es nun auf sich beruhen lasse, daß man das blosse Kirchengebäude Kirche nennt, so will ich auch sogar nichts dagegen haben, wenn man dergleichen sogenannte Kirchen Gotteshäuser nennt. Nur mus das Volk nicht zu dem Wahne verleitet werden, als wenn Gott da wohne; sonst wäre das Christenvolk noch weiter zurück, als das Volk Israel, welches doch nur glaubte, daß Gott ein- für allemal blos im Tempel zu Jerusalem wohne. Durch die christliche Lehre von der Allgegenwart Gottes glaube man ia nicht hierbei etwas zu gewinnen; denn wird diese Lehre recht erwogen, so bedarf es gar keines Tempels, sondern das Universum — der Sternhimmel — ist alsdann der Alltempel der Gottheit. Ach, wie schön, wie wunderschön, daß selbst der Erbauer des ersten Tempels zu Jerusalem, der dritte in der Reihe der Könige von Israel — Salomo — schon so dachte! Man lese seine Einweihungsrede, und verehre ihn! „Könnte ich meinen, daß du, Gott, auf der Erde wohnest? Siehe — der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht einschliessen; wie sollt's denn dieses Haus vermögen, das ich dir gebauet habe?" Ich erinnere mich noch sehr der tiefen, ia, ich kann sagen, allertiefsten Eindrücke, welche diese alte Bibelstelle auf mich machte, als ich sie zum ersten male las; sie macht aber auch auf den heutigen Tag noch fast dieselben Eindrücke auf mich, und — wenn ich dann vollends an den denke, der, auf sich zeigend, sprach — „hier ist Mehr, als Salomo —

wie er seinen Betplatz so gern auf Bergen fand, o wie hebt sich dann vollends mein schon entzücktes Herz über alle Wolken empor!

Kirchen sind Gotteshäuser — dis mus also blos bedeuten, daß sie Häuser, Gebäude, sind, in welchen die christliche Gemeine zusammenkommt, um sich in der wahren Gottesverehrung zu erbauen, oder zu stärken. Es sind also in diesem Verstande wirklich Gott geweihte, heilige Häuser — wenigstens heiligere Häuser, als die Schauspielhäuser. (Hierin mus ich ganz Luthern beistimmen, wenn ich auch übrigens über das ganze Theaterwesen — von denen an, die es treiben, bis auf die, welche es blos lieben — liberaler denke, als er.) Man lasse mithin das Volk bei dem Glauben an die Heiligkeit der Kirchen, verständige es aber nur recht über sie! Das Letztere mus sein, um der Superstition vorzubeugen; das Erstere mus aber auch sein, um die Excesse in den Kirchen zu verhindern, welche besonders bei den sogenannten Frühmetten, wie die Erfarung lehrt, sehr zu besorgen sind. Ich für mein Theil ging nie in die geringste Dorfkirche ein, ohne meinen Hut abzunehmen und in der Hand so lange zu behalten, bis ich wieder herausging. „Hier wird Gotteswort gelehrt, Religionsunterricht ertheilt, Stärkung in wahrer Gottesverehrung gereicht" — so dachte ich, und darum benahm ich mich immer auch so; ich wünschte schon, daß Jeder so dächte und sich dann auch so benähme, wie ich. Dis

ist kein Superstitionsausdruck, sondern blos Ausdruck wahrer Hochachtung für die höchstehrwürdige Kirchensache. Uebrigens machte ich es auch nie anders, als so, wenn ich auch nur in eine Dorfschule eintrat, und that so aus demselben Grunde.

Wenn ich auf solche Weise mich für die Kirchenheiligkeit aufmache, so darf ich doch wohl nicht fürchten, für einen Mann gehalten zu werden, der für die Kirchenpracht — sei es im Aeuserlichen, oder im Inneren, oder wohl gar in Beiden zugleich — als Vertheidiger aufträte. Mir sind ja die Kirchen nichts weiter, als Oerter, wo die christliche Gemeine zusammenkommt, um sich zu erbauen; (so denke ich im ächten Luthersinn und im ächten Kalvinsinn — kurz, im ächten Protestantismussinn) wozu also Pracht derselben? Gott will, könnte man schon sagen, den Luxus überall nicht, geschweige also, den Luxus für ihn selbst. Für den eigentlichen und wahren Endzweck der Kirchen ists genug, wenn sie gehörig geräumig sind, um die Gemeine, welche in ihr zusammenkommt, zu fassen — wenn sie gehörige Fenster besitzen, um gehöriges Licht der Gemeine zu geben, und — wenn sie gesunde Luft haben, um die in ihnen zusammenkommende Gemeine nicht zu verpesten. Was den Lichtpunkt anbetrift, so mögen die Heiden immerhin ihren Götzendienst in dunklen Hainen getrieben haben; die Christen müssen ihre religiösen Zusammenkünfte nur an hellen Oertern halten. Sie verehren

in jeder Hinsicht das unleugbare Göttliche im Lichte — ihre Religion leitet sie an, nicht blos den einzigwahren Gott zu verehren, sondern diesen einzigwahren Gott auch auf die einzigrechte Weise zu verehren; Licht also schickt sich nur zu Licht, und so mus auch gleich die Helle einer Kirche es gleichsam anzeigen, daß in ihr heller Religionsunterricht ertheilt, Wahrheit gelehrt werde. Was das Licht in der Sinnenwelt ist, das ist die Wahrheit in der sittlichen Welt; also — Licht schickt sich nur zu Licht . . . Daß aber reine, wenigstens so viel, als möglich, reine Atmosphäre in den Kirchen sein müsse, bedarf doch wohl fast so wenig eines weiteren Beweises, als daß gehöriger Raum für die Gemeinen in ihnen sein müsse. Mir klingts schon widrig, wenn Jemand zu mir sagt — „ich wollte heute in die Kirche gehen, konnte aber nicht hereinkommen, und vor der Thür stehen bleiben mochte ich nicht"; noch weit widriger aber klingts mir, wenn Jemand spricht — „ich war heute in der Kirche, wollte nun aber, daß ich nicht darin gewesen wäre — denn gesund mich fühlend ging ich hinein, und krank mich fühlend ging ich heraus. Wahr bleibt es ewig, daß hohe steinerne Gebäude, besonders, ie älter sie werden, ein ungesunder Aufenthalt für Menschen — vorzüglich in Frühiahrs- und Herbstzeiten — sind. Gelüftet müssen sie also fleißig werden, und zwar in diesen Zeiten nicht nur, sondern zu allen Zeiten, auch im Sommer sogar, sobald besonders, wie man sich auszudrücken pflegt, die Kirche sehr voll gewesen ist —

um den Dunst und Dampf zu vertreiben, welchen die vielen Lebendigen angerichtet und hinterlassen haben. Mag nun schon mit diesem Dunste und Dampfe, welchen die aus der Kirche wieder herausgehenden Lebendigen zurückgelassen, Niemand gern zu thun haben, wie viel weniger wird ein für seine Gesundheit, wie es Pflicht ihm ist, sorgender Mensch mit dem Dunste und Dampfe etwas zu schaffen haben wollen, den die in die Kirche blos Hereingebrachten und nie wieder aus ihr Herausgehenden — ein ganzes Jahrzehend vielleicht hindurch — wer kann die Dauer des Verwesungsgeruchs, besonders der Verwesungsgerüche solcher Leichen, die im eigentlichen Verstande gemästet wurden, bestimmen? anrichten! Weg also mit den Begräbnissen in den Kirchen, welche ohnehin aus den Zeiten des Aberglaubens sich herschreiben, und in der Folge ihrer Einträglichkeit wegen begünstigt wurden. Berühren will ich auch blos den ebenfals nicht unwichtigen Umstand, daß Unholde genug am Altare beerdigt wurden, die unter den Galgen gehört hätten, während daß auch Edle genug ihr Grab unter Schafotten fanden. Genug, die Todten gehören nicht unter die Lebendigen, oder gar unter ganze Versammlungen von Lebendigen. Ueber diesen Punkt gehe ich so weit, daß ich auch sogar die Begräbnisse in den blossen Umgebungen der Kirchen, oder auf den sogenannten Kirchhöfen, verwerfe — vorzüglich, was die Städte betrift. In diesen gehören die Todten vor die Thore; auf den Dörfern aber gehören sie auch vor die Zäune — als wo sich

immer ein uneinträglicher, vielleicht blos den Maulwürfen — die aber doch auch ihre Todtengräber haben — überlassener Anger, oder ein ihm ähnlicher Platz dazu auffinden lassen müste.

Wird — nun kehre ich zurück — auf solche gehörige Weise für Raum, Licht und Luft (oder Dunstkreis) in den Kirchen gesorgt, so ists, wie gesagt, für die Erreichung ihres eigentlichen Endzwecks genug; alles Uebrige, welches blos zur Pracht gehört, ist Ueberflus, der besser und Gottgefälliger angewendet werden könnte, (wie z. B. zur Unterstützung der Armen in der Gemeine, welche oft mitten unter allen Schönheiten ihrer Kirche aus Hunger seufzen) und der sich auch im Grunde für kein christliches Gotteshaus, sondern besser für Götzentempel, schickt, in welchen sogar die heidnischen Helden ihre Waffen zu ihrem Andenken aufbewahren liessen. Der wahre Gott schmückte zwar den Universaltempel, welchen er sich selbst erbauete, er schmückte ihn aber nicht für sich, sondern für seine Verehrer; wie kann es seinen Verehrern einfallen, ihre Partikulartempel, welche sie ihm erbauen, für ihn schmücken zu wollen? Kommts also nicht so heraus, als schmückten sie sie für sich selbst? Da thäten sie aber auf jeden Fall besser, daß sie blos ihre eigenen Häuser schmückten, und nicht auch sein Haus; denn ausserdem, daß dis zu klein gegen ihn gehandelt ist, so

vereitelt auch in der That der Kirchenschmuck den eigentlichen Kirchenzweck — die wahre Erbauung, wie ich sie angegeben habe. Statt, daß mit voller Andacht dem Religionsvortrage, welcher doch die Hauptsache und das Wesentlichste bei allen kirchlichen Zusammenkünften ist und bleibt, beigewohnt werden sollte, werden die Gemüther durch den Anblick der Verzierungen, sie mögen bestehen, worin sie wollen, zerstreut, und um so mehr zerstreut, ie grösser die Mehrheit, die Verschidenheit und die Schönheit derselben zugleich sind. Man reisst also in der That auf solche Weise das, was man mit der einen Hand bauet, mit der andern wieder nider. Am gefärlichsten ist in dieser Hinsicht die Kirchenschmückung durch Gemählde und Bilder, welche zwar frühzeitig aufkam, aber auch bald wieder abkam, iedoch hernach wechselsweise wieder bald auf-, bald abgekommen ist. Sie hat, wie die Geschichte des Christenthums besagt, wahrhaftig heidnischen Unfug angerichtet; weßhalb ich die Vertheidigung der ehemaligen sogenannten Bilderstürmer im christlichen Orient gar nicht zu schwer finde. Möge nun auch immerhin dergleichen Anbetungsunfug mit den Bildern unter den Protestanten nicht getrieben werden, so bleibe ich doch aus dem angeführten Grunde dabei, daß sie sich in den Kirchen gerade am unrechtesten Platze befinden. — — —

Es ist, sprach ich, was den Ort christlicher Zusammenkünfte betrift, an der Kirche genug; so setze ich

nun hinzu — und, was die Zeit zu ihnen betrift, ists am Sonntage genug. Nicht nur dachte man so in der Urchristenheit, sondern das überall ewigwahre „ne quid nimis“ ist auch hierbei völlig anwendbar. Ueberhäufung mit etwas macht gleichgültig dagegen, und wenn es auch das heiligste beträfe. Wo also das Kirchengehen zur Tagsordnung gehört, da geht man entweder gar nicht in die Kirche, oder geht in sie, blos, um in sie gegangen zu sein. Ich habe gewis die grössete Achtung für die sogenannten christlichen Hauptfeste; theils aber fallen sie ia selbst auf die Sonntage, theils können sie leicht auf sie verlegt werden. Niemand (z. B.) weis mit Bestimmtheit das Jahr der Geburt Jesu anzugeben, und noch weniger den Jahrstag derselben, u. s. w. . . Drei Tage im Jahre schienen mir immer besonderer Feier sehr würdig, nehmlich der erste überhaupt, welcher zur Beförderung der wahren Gottesverehrung sich an sich gleich sehr eignet, der Charfreitag, welcher das Neuiahr des ächten Kultus doch wohl mit Recht genannt werden mag, und dann der letzte Tag des Oktobers, der auch gleichsam das Neuiahr des Protestantismus, und mit ihm zugleich der Wiederherstellung ienes Kultus, ist. Bald wird dieser Tag sein drittes grosses Jubiläum erreichen, und ich hoffe, daß solches ebenso hochfeierlich werde begangen werden, wie sein zweites; Gott schenke den Deutschen nur Ruhe und Frieden alsdann dazu! . . Daß es einzelne Nationalfeste geben könne, welche auch eine heilige Feier

verdienen — wer wird daran zweifeln? Wozu aber die Marien- Apostel- Heiligenfeste? Ist die Erfarung nicht auch wichtig genug, daß die Menge der Feiertage das Volk nicht fromm, sondern nur gar zu leicht vielmehr wild und ausschweifend, mache? In unsern Zeiten nun vollends, wo ieder Hausvater in den unteren Ständen sich das Arbeiten sehr angelegen sein lassen mus, wenn er die Seinigen gehörig versorgen will, sollte man endlich doch aufhören, auch nur die geringste, viel weniger also gar eine heilige Veranlassung dazu zu geben, daß Arbeitssinn und Arbeitslust im Volke erkalteten, oder gar sich verlöhren.

Dabei kann man aber doch sehr wohl auf die Feier des eigentlichen Sonntags halten, ia sogar desto besser. Eine Obrigkeit, welche die Kirche tagtäglich zu Wochenpredigten und Betstunden öffnen lässt, und dabei zugleich das Leerstehen der Kirche an den Sonntagen ruhig mitansieht, handelt also wenigstens auch ganz inkonsequent, ia, kontradiktorisch. Sonntag mus sein, und mus dem Volke heilig sein, wenn es nicht ganz verwildern soll. Mit Recht kann also alsdann auf die gehörige Feier desselben um so eifriger gehalten werden, wenn er fast nur der einzige Tag ist, der dem Weltwesen wöchentlich entzogen werden soll. Und da ists dann in der That nun hohe Zeit, daß dis geschehe, und daß seine Würde wiederhergestellt werde, d. h. daß der Kirchenbesuch an ihm gehörig geschehe. Wird hierunter die Reformation des

sogenannten Kultus verstanden, so habe ich alle Achtung für sie; damit mus sie sich dann aber auch nur hauptsächlich befassen. Wie es nun zu bewirken sei, daß der sonntägliche Kirchenbesuch da, wo er in Verfall gerathen ist — und, wo ist er dis wohl in den Städten nicht? hier nur weniger, dort mehr, oder umgekehrt — wieder in Aufnahme gebracht werde, dis ist mir gar so eine schwere Aufgabe nicht, als sie Vielen zu sein scheint. Würde ich, wie ich nicht erwarten kann, zu guter Lezt noch deshalb um Rath gefragt, so würde mein Rath auch zu guter Lezt noch folgender sein . . .

„„Eigentliche Gewalt werde ja nicht gebraucht; sonst wäre man in der Christenheit noch übler daran, als in Israel, wo blos zu Tempel posaunt, aber nicht getrieben, ward. Die Stelle der Tempelposaune vertrete also iezt das Kirchengeläute; damit dann aber auch gut! Auch kein sogenannter blosser Bann, wie bei den Juden, finde Statt! Sonst wären wir wenigstens nicht weiter, als die Juden. Ich lebe und sterbe in dieser Christenthumsansicht als ein ächter Protestant. „Nöthiget sie hereinzukommen," heissts bei mir, keinesweges aber „zwinget sie dazu." Luther dachte ebenso über das blosse Kirchengehen, wie er dann auch über das Abendmahlgehen sogar so dachte. Empfohlen nicht nur, sondern auch nahe gelegt müssen den Leuten die guten und heiligen Sachen werden; so kommen sie wohl

ohne Weiteres von selbst auf sie. Wie das Letztere in Ansehung des Kirchengehens zu bewerkstelligen sei, darüber denke ich ungefär also ...

Nicht bei Strafe gebiete man das Kirchengehen, sondern bei Strafe verbiete man am Sonntage alles eigentliche Arbeiten der Handwerker, Ackerleute und Tagelöhner durchaus, und alles Oefnen der Vergnügenshäuser und Vergnügensgärten vor völliger Beendigung der Kirchenzeit — sie daure in den Städten so lange, als sie wolle, und — dabei sorge man zugleich dafür, daß gut und erbaulich gepredigt werde! Wenn dann diejenigen Volksklassen, welche sich durch Arbeiten und Vergnügensgenüsse von der Kirche abhalten lassen, dergleichen Abhaltungen nicht mehr haben dürfen und können, und dabei läuten hören, auch Andere zur Kirche gehen sehen, so kommen sie auf den Einfall, auch dahin zu gehen, um ihre Zeit wenigstens hinzubringen. Hören sie dann da gute Religionsvorträge, welche vermöge der vernünftigen Menschennatur auf jedes noch nicht ganz und gar verwilderte Herz wohlthätig wirken, so kommen sie wieder, nach und nach öfter wieder, und endlich immer wieder. Auf die Prediger kommt also dabei Viel an. Der offenbarste Beweis hiervon sind die Städte, in welchen es mehrere Kirchen gibt. Welche Kirche wird da am meisten besucht? Antwort — die, in der am besten gepredigt wird. Dis geht bis auf grosse Städte, ja, bis auf die aller-

grössesten Städte. Auch in diesen sogar, wo doch der Luxus so allgewaltig herrscht, finden die sich auszeichnenden Kanzelredner, wenn sie auf die Kanzel treten, immer noch eine Gemeine vor sich, die sich ebenso auszeichnet, wie sie, und aus vielen Kirchspielen zu ihnen zusammenkommt. Prediger sollten sich also vor sich selbst schämen, wenn sie die Obrigkeit auffordern, durch Edikte und strackliche Vollstreckung derselben ihnen die Kirche zu füllen, und die Obrigkeit könnte ihnen geradezu antworten — füllet ihr sie euch selbst! sobald wir das Unsrige thun, d. h. verbieten, was die Gemeine von der Kirche abhalten kann, so thut ihr auch das Eurige, und ziehet durch eure Predigten die Gemeine an euch. Prediger, welche hierzu keine Kräfte besitzen, hätten lieber nicht Prediger werden, sondern einen andern Stand ergreifen sollen, zu dem sie die gehörigen Kräfte besitzen; denn — zu irgend einem Stande besitzt ieder Mensch Kräfte genug — sollten's auch nur phisische sein. (Daß übrigens der geschickte Kirchenlehrer, wie der geschickte Schullehrer, so gesetzt sein müssen, daß sie anständig von ihrer Geschicklichkeit leben können, hat auch auf der andern Seite allerdings seine Richtigkeit, und, wie dis zu bewirken sei, darüber wollte ich vor meinem Tode wohl auch schon noch hör- und lesbaren guten Rath ertheilen, wenn er mir abgefordert würde *). Hier nur das rechtliche Wort des

*) Dieser gute Rath hat sich auch wirklich im Manuscript noch vorgefunden; er war aber so gut, man kann sagen,

Stifters des christlichen Lehramtes — ein Arbeiter ist seines Lohnes werth — welches Paulus so verträgt — der Herr hat befohlen, daß die, welche das Evangelium verkündigen, sich vom Evangelium nähren, und dis heisst dann bei der gegenwärtigen fixirten Betreibung des Verkündigeramtes doch auch wohl wieder, ihrem Zeitalter gemäs anständig davon leben können sollen.) Vergessen hätte ich beinahe über diese kleine Abschweifung von der Hauptsache, daß auch, um die Würde und Zweckerreichung des Sonntags wiederherzustellen, alle wirkliche Gastmähler in den eigenen Häusern selbst verboten werden müsten — es möchten sein Kindtaufs- und Hochzeitschmäuse, oder auch nur andere grosse Schmäuse. Bedarf dis wohl noch eines weiteren Beweises? Kann das Hausgesinde in die Kirche gehen, wenn es im Hause verdoppelte und verdreifachte Arbeiten verrichten mus? Wird die Hausherrschaft an das Gehen zur Kirche denken, wenn sie noch allerlei Vorkehr zur festlichen Schmauserei zu treffen, sich wenigstens zu putzen und zu schmükken — wohl gar zu schminken, hat? Wenn daher die Obern selbst solche Sonntagsschmäuse in ihren Häusern und Familien anstellen — was soll man dazu sagen? Sie sollten es vielmehr sein, welche samt ihren Hausgenossen (auch Hofleuten) das erste Beispiel des fleissigen Kirchenbesuchs gäben, welches Mehr wirken würde, als alle Sonntagsmandate, an die sich das sie empfan-

so stark gut, daß der Herausgeber vor der Hand Bedenken trug, ihn zu ediren.

gende Volk nicht zu kehren für nöthig hält, wenn sich die Geber derselben selbst nicht an sie kehren. Dis sei dann also auch der Schlus meines guten Raths deshalb, wie der sonntägliche Kirchenbesuch wieder in Aufnahme gebracht werden könne — Obere, geht selbst gern in die Kirche! Ich habe einen Fürsten gekannt, der täglich in seiner Hofkapelle erschien, und auch in keiner Betstunde fehlte; was war der Erfolg davon? Sein ganzer Hof fehlte auch in keiner Betstunde. Misvergnügt war Alles darüber freilich — vom Oberhofmarschall an bis zum Unterhofiunker — und, wie ich glaube, mit Recht, weils im Ganzen am Sonntage genug ist; man sieht aber doch daraus, wie viel das Beispiel eines Fürsten vermag, wenn er es vollends nur in Ansehung des Sonntags gibt. Geht er da gern zur Kirche, so wird das sonntägliche Kirchegehen zum Hoftone; ist es erst Hofton, so wird es bald Residenzton, dann wirklicher blosser Stadt- und Bürgerton. Dis liegt einmal in der Natur der Sachen, und bewahrheitete sich auch durch die Erfarung überall und iederzeit . . . Im Kleinen hat es dieselbe Bewandnis mit der Kraft des Beispiels der blossen Unterobern auf die ihnen Untergebenen, ia, mit der Kraft des Beispiels iedes Fabrikherrn auf seine Arbeiter, oder ieder Herrschaft auf ihr Gesinde, oder iedes Reichen auf die von ihm unterstützten Armen, oder sogar iedes Vornehmen auf die nach ihm sich modelnden Geringeren, und — iedes Gelehrten auf die ihn verehrenden Ungelehrten. Was also hieraus für

die benannten Ersteren aller Art in Ansehung der Sonntagsfeier und des Kirchenbesuchs folge, liegt gleich am Tage. Freilich aber behalten sie auch insgesamt das Recht, zu sagen — „Ihr Prediger, so prediget auch erbaulich; sonst werden wir des Beispielgebens satt, und zwar um so mehr, weil es denen nichts helfen kann, derentwegen wir es treiben sollen...“

Hier nähere ich mich nun der Hauptsache. Wenn nehmlich die Kirche der Ort ist, wo die Gemeine ausdrücklich nur zusammenkommt, um sich in der wahren Gottesverehrung zu erbauen und zu stärken, so ists an sich gleich klar, daß die Predigt der wichtigste Theil des sogenannten öffentlichen Gottesdienstes sein müsse, weil sie als wirklicher Vortrag der Religion sowohl die deutlichsten Anweisungen, als auch die kraftvollsten Ermunterungen zur wahren Gottesverehrung zu geben vermag, und hiermit mus doch wohl die grosse heilige Kultussache angefangen werden. „Selig sind — sprach der, der sich auf die himmlischen Dinge am besten verstand, darum, weil er im Himmel wie zu Hause war (in Religionsangelegenheiten nur lebte und webte) — selig sind, die Gotteswort hören und bewahren!“ Paulus trat in seine Fusstapfen durch den Ausspruch — „der Glaube kommt aus der Predigt.“ Luther dachte ebenfals ganz so. Man darf nur seine Erklärung des mosaischen Gebots „du sollst den Feier-

tag heiligen" deshalb lesen — „wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten sondern dasselbe heilig halten, gern hören und lernen." Ueberhaupt war Luthern Gottes Wort beim ganzen Kirchenwesen Alles in Allem, und auch iede sogenannte kirchliche Handlung (Ministerialakt) war, sobald nicht gewissermassen und gleichsam dabei gepredigt wird, eine blosse leidige und werthlose Cerimonie in seinen Augen ... Wiederholen will ich nun hier nicht abermals, daß erbaulich gepredigt werden müsse, und was dis heisse; hinzusetzen will ich blos, daß es iedem Prediger freigelassen sein müsse, sich den biblischen Text, über den er predigt, oder die *ilia*, selbst zu wählen, damit seine *post illa* desto erbaulicher ausfallen können. Er mus wissen, was er am besten der Gemeine vorzutragen vermag, und was ihr vorzutragen am nöthigsten sei; folglich kann seine Wahl auf das glücklichste gerathen. Ich habe die neueren Texte, welche im Hollsteinschen, und die nach neuerern, welche im Sächsischen eingeführt wurden, gelesen; ich gestehe aber aufrichtig, daß mir die uralten Perikopen im Ganzen besser gefallen — eben darum, weil in den mehresten derselben mehrere Themen liegen, unter denen also doch wenigstens der Prediger frei wählen kann.

(Katechisationen, deren hohen Werth ich anerkenne, und zu denen, wenn sie erbaulich sein sollen, vielleicht Mehr erfordert wird, als zu einer erbaulichen Predigt,

gehören meines Erachtens nicht in die Kirche, sondern in die Schule, wo sie auf dem Lande, wenn der Schullehrer nicht dazu taugt, allerdings der Kirchenlehrer anstellen mus, und dann gebe Gott nur, daß er wenigstens dazu tauge!)

Die Predigt, als der wichtigste Theil des sogenannten öffentlichen Gottesdienstes, habe neben sich auf der einen Seite das Gebet, und auf der andern den Gesang. Beide eignen sich vermöge der natürlichen Kraft, welche sie auf das menschliche Herz haben, gar herrlich sowohl zur Vorbereitung zu der Erbauung, die die Predigt stiften soll, als auch zur Fortsetzung der Erbauung, welche die Predigt gestiftet hat. Nur müssen sie dann freilich auch ebenso rechter Art sein, wie die Predigt selbst. Bei gemeinschaftlichem Beten und Singen mus schlechterdings ein Vorbeter und ein Vorsänger sein — mit dem Unterschiede jedoch, daß die Gemeine mit dem Vorsänger laut mitsingt, mit dem Vorbeter aber nur im Stillen mitbetet. Wie der Gesang dadurch an Kraft aufs Herz gewinnt, wenn ihn Viele zugleich erheben: so verliehrt das Gebet dadurch an Kraft aufs Herz, wenn Viele zugleich laut beten. Dis ist ja gleich aus ihrem beiderseitigen Wesen erklärbar, und in der ersten nächsten Judenschule kann man, wenn man den Beweis aus Erfarungen liebt, auch gleich die vollkommenste Erfarung davon machen.

Unter den Gesängen kann wenigstens der Prediger wählen, und so wird er immer ganze Lieder und einzelne Verse finden, welche zu seiner Predigt passen. Gewis ist ein gutes Gesangbuch von grossem Werthe; gewis mus man es aber auch der protestantischen Kirche zum Ruhme nachsagen, daß sie in neueren Zeiten, wo man vergleichen haben konnte, auch wacker dafür gesorgt habe. Das Einzige iedoch, was ich wünschte, wäre dis, daß man mit den alten Liedern, welche man beibehielt, meisterhafter umgegangen wäre; bei vielen derselben kam mir es immer so vor, als wenn sie weil. D. Ballhorn verbessert hätte. Mir fällt sogleich das P. Gerhardsche Lied — „Befiehl du deine Wege" — hierbei ein.

Beim Gebet hat der Prediger weit mehr Freiheit, ia, die allervollkommenste, wenn man sie ihm lässt, und wenn er sie haben will. Er kann alsdann iedes Gebet so einrichten, wie es sich zur Predigt am besten schickt, und zwar vom sogenannten Pultgebet vor der Predigt an, bis zum sogenannten allgemeinen Kirchengebet nach der Predigt. Wie aber da, wo das letztere noch unter die Regalien gehört, und iede Veränderung desselben ein crimen laesae ist, oder wo wohl gar die alten Pultgebete noch Verordnung sind? Nun, da fange er wenigstens seine Predigt nicht an mit dem ewigen Einerlei — „die Gnade Gottes rc" — und gehe nicht von seiner Proposition zur Traktation mit dem gleichfals

ewigen Einerlei über — „Gottes Gnade sei zugegen, daß wir (wenn zwei Theile sind) Beides (und wenn drei Theile sind) Alles wohl erwägen u. s. w." — sondern trete mit so einem Gebete aus dem Herzen, wie es sein Thema verlangt, auf, verwandle zuweilen mitten in der Predigt einen Gedanken, der sich vorzüglich dazu eignet, in Gebet, um ihm dadurch noch mehr erbauende Kraft zu geben, und schliesse mit einem Gebet, das die Hauptideen seines gehaltenen Vortrags noch einmal recht gedrängt darhält! . . . Was weiter über ein sogenanntes vorgeschriebenes allgemeines Kirchengebet unmittelbar nach der Predigt, und dann wieder über die zehnerlei Abkündigungen unmittelbar nach dem Kirchengebete, die bald obrigkeitliche, bald kirchliche, bald wohl gar blos bürgerliche sind, zu sagen sei, darüber beziehe ich mich gegen euch, meine Freunde, getrost auf den Anhang zu der Agende, welche 1808 bei Gerhard Fleischer zu Leipzig im Druck erschien. Ebenso beziehe ich mich auch getrost in Ansehung des ganzen kirchlichen Formularwesens auf die Vorrede, zu der benannten Agende. Leset sie; so werdet ihr finden, daß jede Agende blos ein Faulbette bequemer Prediger, eine Zwangsagende aber vollends ein wahrer Eingrif in die Rechte der protestantischen Kirche sei, welcher dadurch gleichsam eine Zurücknäherung an den verlassenen Katholicismus geboten wird. Sollte dergleichen je wieder und aufs neue eingeführt werden, so fehlte, um uns ganz in die Zeiten

vor der Reformation zurück zu versetzen, nichts weiter, als — daß die vorgeschriebenen Formulare auch wieder in lateinscher Sprache abgefasst würden, um die deutschen Bürger und Bauern desto vollkommener zu erbauen — nach dem Pfaffengrundsatze nehmlich — je unverständlicher, desto heiliger. Paulus hatte andere Grundsätze, und man lese deshalb 1 Kor. 14; welcher vernünftige Mensch sollte diesem weisen Christenlehrer darüber nicht beistimmen?

Die Kirchenmusik, um ihrer doch endlich auch noch zu gedenken, hat ihre Empfehler und ihre Widersacher gefunden. Ich für mein Theil gehe den Mittelweg, so ein grosser Verehrer der Musik überhaupt ich auch bin. Nothwendig, sage ich, ist sie freilich nicht; kann man sie aber von rechter Art haben — warum sie nicht annehmen? Nothwendig sind ia nicht einmal die Orgeln. Dis sieht man daraus, daß sie an vielen Orten, wo sie sind, an den sogenannten Bustagen — wo doch die grösseste Andacht und Erbauung herrschen soll — nicht einmal gespielt werden dürfen. Und — wie heisst das schönste Register in der Orgel? *Vox humana.* In meiner Jugend machte ich daher oft kleine Reisen Sonntags, um mich an dem blossen schlichten Menschengesange in den orgellosen Dorfkirchen von weitem zu ergötzen... Ist nun die an sich nicht einmal nothwendige Kirchenmusik vollends von schlechter Art, so doch lieber gar keine. Sie stört alsdann die Stimmung zur Andacht;

statt sie zu befördern. Wenn dann am Ende gar zu einer schlechten Musik auch noch eine schlechte Predigt kommt, so wollte ich's den Leuten, welche auf solche Weise doppelt angeführt wurden, verdenken, wenn sie in den nächsten sechs Wochen wieder zur Kirche kämen.

Ende des Anhangs.

